

DOMINIK

Land
aus Feuer
und Wasser



HANS DOMINIK
Land
aus Feuer
und Wasser

Hans Büchner

Zum 5.6.43.

In Freundschaft.

Erika!

Land aus
Feuer und Wasser

Hans Dominik

Land aus Feuer und Wasser

188.—197. Tausend



v. Hase & Koehler / Verlag / Leipzig

Einband- und Umschlaggestaltung von Graphiker
Oswald Weife, Leipzig

1942

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig
Printed in Germany. Druck: Mainzer Verlagsanstalt u. Druckerei R. G.

St 25' auf großer Fahrt

Der Minister Schröter legte ein Schriftstück aus der Hand und wandte sich zu seinem Besucher. „Sie wollen die neueste Type Ihrer Stratosphärenflugzeuge noch auf Nonestop-Flügen um unsern alten Globus herum erproben, bevor Sie Ihre Maschinen für die neuen transozeanischen Linien zur Verfügung stellen?“

„Das ist meine Absicht, Herr Minister“, beantwortete der Inhaber der großen Flugzeugwerke in Bitterfeld, Professor Eggerth, die Frage. „Ich möchte die neue Type erst aus der Hand geben, nachdem sie auch die letzte Prüfung einwandfrei bestanden hat.“

„Wieviel Zeit wird das noch kosten?“ fragte Minister Schröter.

Professor Eggerth deutete auf das auf dem Tisch liegende Schriftstück. „Wie Sie aus meinem Exposé ersehen, habe ich die neue Type für die Probeflüge mit Reservetanks ausgerüstet lassen, so daß die Maschinen die 40000 Kilometer um den Erdball herum ohne Zwischenlandung durchführen können. Ich denke, in acht bis zehn Tagen mit allen Prüfungen zu Ende zu kommen.“

Der Minister nickte. „Ich habe die Einzelheiten darüber in Ihrer Denkschrift gelesen. Für die Probeflüge sind Zusatztanks ein brauchbares Aushilfsmittel; im regelrechten Flugverkehr brauchen wir die Tragkraft der neuen Schiffe besser für Nutzlast. In Ihrem Exposé kommen Sie, Herr Professor, zu dem

Ergebnis, daß ein Treibstoffvorrat für eine Strecke von 8000 Kilometern das verkehrswirtschaftliche Optimum ergibt."

„Ganz recht, Herr Minister“, bestätigte Professor Eggerth die Worte Schröters. „Für diese Strecke sind auch die bleibenden Tanks bemessen, die Zusatztanks würde ich vor der Übergabe der Schiffe an die Verkehrsgesellschaften entfernen lassen.“

Die Unterredung schien zu Ende zu gehen, und Professor Eggerth machte Anstalten, sich zu erheben, aber der Minister hatte noch etwas anderes auf dem Herzen. Mit einer Bewegung lud er ihn ein, noch zu bleiben, überlegte eine Weile und begann dann langsam, fast stockend und jedes Wort abwägend zu sprechen...

„Die neuen transozeanischen Linien, die wir planen, werden ausschließlich auf fremde Stützpunkte angewiesen sein...“ Professor Eggerth zuckte die Achseln, wollte etwas sagen und setzte zum Sprechen an, als Schröter bereits fortfuhr: „Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Professor. Bei dem augenblicklichen Stand der Dinge ist das nun einmal so, aber es braucht nicht unbedingt so zu bleiben.“

Wieder wollte Professor Eggerth etwas entgegnen, und wieder unterließ er es, um den Gedankengang des Ministers nicht zu stören.

„Ich hätte einen Auftrag... besser vielleicht gesagt... eine Mission für Sie, Herr Professor. Eine Mission, die viel diplomatischen Takt und eine glückliche Hand erfordert. Nach dem, was Sie uns bereits früher geleistet haben, wüßte ich keinen besseren Mann dafür als Sie...“

Professor Eggerth quittierte das Kompliment mit einer leichten Verneigung, und der Minister fuhr fort, seine Gedanken zu entwickeln.

„Sie werden bei den beabsichtigten Probeflügen den Erdball mehrmals umkreisen. Vielleicht gelingt es Ihnen dabei, hier

oder dort noch irgendein herrenloses Stückchen Land zu entdecken, das wir in Besitz nehmen und als Stützpunkt für unsere Fluglinien einrichten können. Meine Anregung für Sie geht dahin, in diesem Sinn unterwegs Ausschau zu halten.“

Der Minister hatte geendet, Professor Eggerth antwortete nicht sofort. Den Kopf in die Hand gestützt saß er nachdenklich da, geduldig wartete Schröter, bis er zu sprechen begann.

„Die Aufgabe, die Sie mir stellen, ist nicht leicht, Herr Minister. Es wäre ein besonderer Glückszufall, wenn wir auf unseren Flügen ein Fleckchen fänden, das noch nicht von irgendeiner andern Macht in Besitz genommen ist.“

„Das weiß ich“, bestätigte Minister Schröter den Einwurf des Professors. „Die Aussicht, noch etwas Derartiges zu entdecken, ist so gering, daß sich nicht einmal die Kosten einer besonderen Expedition dafür rechtfertigen ließen. Da Sie nun aber doch einmal auf die Reise gehen, wollte ich Sie bitten, diese Mission für uns mit zu übernehmen. Wenn Sie nichts Geeignetes entdecken, dann mein verehrter Herr Professor, müssen wir uns beide mit dem Gedanken trösten, wenigstens das Beste für unser Land gewollt zu haben.“

Professor Eggerth strich sich über die Stirn, als ob er lästige Gedanken fortwischen wolle, sprach in lebhafterem Ton. „Zum Resignieren bleibt später immer noch Zeit. Nehmen wir zunächst einmal an, das Unwahrscheinliche würde doch Wirklichkeit, wie gedenken Sie dann zu handeln?“

„In einem solchen Fall müßten wir blickartig schnell handeln. Die Funkeinrichtungen Ihrer Schiffe setzen Sie instand, jederzeit mit uns in Verbindung zu treten. Unmittelbar nachdem Sie ein passendes Objekt entdeckt haben, müßte es auch bereits offiziell von uns in Besitz genommen werden. Sie wissen...“, ein leichtes Lächeln ging über die Züge Schröters, während er weiter sprach, „ein sogenanntes fait accompli kann bisweilen

recht nützlich sein. Wir haben es vor Jahren in der Antarktis gemerkt."

"Gestatten Sie eine Zwischenfrage, Herr Minister?" Schröter sah den Professor ein wenig befremdet an, als der fortfuhr. "Wo stecken eigentlich zur Zeit meine alten Freunde Wille und Schmidt?"

Ein Zug des Verstehens ging über das Gesicht Schröters, während er wieder das Wort nahm.

"Wollen Sie die beiden Herren mitnehmen? Der Gedanke wäre gar nicht übel. Da hätten Sie für alle Fälle gleich einen ehemaligen Reichskommissar und seinen Ministerialrat an Bord."

"Daran dachte ich, Herr Minister. Fragt sich nur, ob die beiden zur Zeit abkömmlich sind?"

"Ich denke, sie sind es, Herr Professor. Dr. Wille, Reichskommissar im einstweiligen Ruhestand, arbeitet gegenwärtig in seinem Privatlaboratorium. Wir können jederzeit über ihn verfügen. Etwas anders liegt die Angelegenheit mit Dr. Schmidt. Er hat auf seine Pension als Ministerialrat verzichtet, dafür aber eine etatsmäßige Stellung in unserem magnetischen Observatorium bei Potsdam angenommen. Wie ich ihn kenne, wird er sich vielleicht sträuben, aber ich denke, wir werden ihn ebenfalls abkommandieren können."

"Ich verstehe, Herr Minister", jetzt war die Reihe zu lächeln bei Professor Eggerth. "Mein Freund, der lange Schmidt, wird sich möglicherweise ein wenig sperren . . . ein edler Kern, aber eine ziemlich rauhe Schale. Ich denke, Sie werden auch mit ihm fertig werden."

"Bestimmt, Herr Professor."

Der Minister griff zu einem Schreibblock, um sich in Sachen Dr. Wille und Dr. Schmidt ein paar Notizen zu machen, als Professor Eggerth von neuem das Wort ergriff.

"Ich will selbst an die beiden Herren schreiben oder noch besser, ich werde sie gleich auffuchen und ihnen die Forschungsmöglichkeiten bei den Probeflügen in verlockenden Farben schildern. Ich hoffe, auf die Weise beide dazu zu bringen, daß sie freiwillig mitkommen. Dadurch würden sich behördliche Anordnungen von Ihrer Seite erübrigen."

"Sehr gut, Herr Professor; wenn Sie das erreichen können, entheben Sie mich einer unerwünschten Notwendigkeit."

"Ich möchte es auch noch aus einem anderen Grunde, Herr Minister. Wenn die beiden Herren unsere Expedition als freie Wissenschaftler begleiten, ist es vorläufig nicht nötig, sie in unsere letzten Absichten einzuweißen. Es würde genügen, wenn Sie mir Vollmachten für Herrn Dr. Wille mitgeben, nach denen er gegebenen Falles zu handeln hätte."

Minister Schröter nickte zustimmend. "Ich werde Ihnen die Vollmachten ausstellen lassen. Wenn es erforderlich ist, treten Sie damit hervor, wenn Sie nichts Passendes finden . . . was ich leider für das Wahrscheinlichere halte . . . dann braucht überhaupt kein Dritter davon zu erfahren, daß wir uns getäuscht haben."

"Sehr wohl, Herr Minister. Ich gedenke in fünf Tagen zum ersten Flug zu starten. Darf ich bis dahin auf den Eingang der besagten Papiere rechnen?"

"Sie werden sie in drei Tagen haben", sagte Minister Schröter.

Ein Händedruck und ein kurzer Abschied. Professor Eggerth verließ das Ministerium, um sich mit seinen alten Freunden Wille und Schmidt in Verbindung zu setzen.

*

„St 25“, das neueste Stratosphärenschiff der Eggerth-Werke war auf großer Fahrt. Gleichmäßig wie Uhrwerke arbeiteten seine mächtigen Pumpen und saugten in klingendem Kolbenspiel

die dünne eisige Außenluft an, um sie auf Atmosphärendruck komprimiert und durch die Kompression gleichzeitig erwärmt in das Innere des druckfesten Schiffskörpers zu werfen. In rastlosem Wirbel drehten sich die Propeller und rissen den schimmernden Metallbau mit derjenigen Geschwindigkeit durch die Stratosphäre, die man nach der Rechnung erwarten durfte und nun auch praktisch verwirklicht sah.

Durch zollstarke Kristallscheiben fiel das Sonnenlicht von oben her in den Mittelraum des Flug Schiffes, und wurde in hundert Reflexen von dem glänzenden Leichtmetall widergespiegelt, aus dem Wände und Mobiliar bestanden. In das dunkle, fast schon stählerne Blau eines wolkenlosen Himmels stieß der Blick durch die Seitenfenster des Raumes. Viele Kilometer unter dem dahinstürmenden Schiff, aus solcher Höhe in Einzelheiten nicht mehr zu erkennen, dehnte sich in lichterem Blau die endlose Fläche der Südsee.

Zwei Männer, beide kaum über die Mitte der Zwanzig hinaus, saßen im Mittelraum des Schiffes vor einem Tisch, dessen Platte zum größten Teil von einer Seekarte eingenommen wurde, Hein Eggerth, der Sohn des Erbauers von 'St 25', und Georg Verkoff, in gleicher Weise als Pilot bewährt und als Ingenieur.

Georg Verkoff beugte sich über die Karte und begann mit Bleistift und Lineal zu arbeiten. Kleine Kreuze auf ihr, Standortaufnahmen der letzten Stunden verband er durch gerade Linien, um so den Kurs des Stratosphärenschiffes deutlicher zu machen; rechnete danach ein wenig, verglich Zeiten, ließ den Bleistift fallen und wandte sich an seinen Gefährten.

„Großartig, Hein! 'St 25' hat die 2000-Stunden-Kilometer erreicht, steht im Begriff, sie zu überschreiten.“ Er warf einen Blick auf die Wanduhr. „Schon wieder eine Stunde vorüber. Zeit, daß die nächste Ortsaufnahme kommt. Wenn es so weiter

geht, werden wir mit 'St 25' einen neuen Weltrekord aufstellen.“

Auch Hein Eggerth schaute auf, aber sein Blick galt weniger der Uhr als dem Höhenzeiger neben ihr. „Alle Wetter, Georg!“ Er deutete, während er es sagte, mit der Hand auf das Meßinstrument. „Mehr als 30 Kilometer Höhe, auch das gibt einen neuen Rekord. So hoch ist bisher noch kein Schiff in die Stratosphäre geflogen.“

Georg Verkoff beobachtete eine Weile den Zeiger des Höhenmessers, der um die Zahl '32' herum spielte. „Das würde unsere Geschwindigkeit erklären“, meinte er nachdenklich, „aber . . . aber . . .“

„Du meinst, mein alter Herr riskiert mal wieder allerhand“, fiel ihm Hein Eggerth ins Wort.

„Das will ich nicht gesagt haben, Hein, obwohl . . . immerhin . . .“

„Du willst sagen, Georg, daß man für 'St 25' zunächst nur eine Flughöhe von 25 Kilometern vorgesehen hat, und daß wir jetzt 7 Kilometer höher stehen. Ich sehe keine Gefahr dabei. Es ist lediglich eine Frage der Kompressoren. So lange sie den Atmosphärendruck im Schiffskörper halten, können wir unbesorgt steigen.“

„Was ja inzwischen schon wieder geschehen ist“, fiel Verkoff ein und wies auf den Höhenmesser, dessen Zeiger bei '33' stand. In seine letzten Worte klang das Klappen der Tür, die von der Schiffszentrale zum Mittelraum führte. Eine Gestalt erschien in der Türöffnung. Auf langen Beinen ein langer, hagerer Rumpf; darüber ein schmales von zahllosen Fältchen durchzogenes Gesicht mit ein paar klugen Augen, das wohl sympathisch wirken konnte, wenn nicht ein abweisender, säuerlicher Zug um die schmalen zusammengekniffenen Lippen gestört hätte.

„Der lange Schmidt! Er bringt das neue Bested“, konnte

Hein Eggerth seinem Freunde Verloff eben noch zuraunen. Dann trat der Ankömmling schon mit merkwürdig eckigen Bewegungen an den Tisch heran und legte ein mit einigen Zahlen beschriebenes Blatt auf die Seekarte.

„Die letzte Ortsaufnahme, Herr Eggerth. Wollen Sie die Güte haben, Ihre Eintragungen danach zu vervollständigen?“

„Sofort, Herr Ministerialrat“, erwiderte Eggerth. Er griff nach dem Blatt und las die Zahlen ab. „20 Grad 15 Minuten südlicher Breite, 151 Grad 24 Minuten westlicher Länge.“

Während Herr Dr. Schmidt, zur Zeit Ministerialrat im einflussreichen Ruhestand, aber von Hein Eggerth und Georg Verloff privatim kurz und respektlos der lange Schmidt genannt, den Raum verließ, um sich wieder zu der Kommandozentrale im Vorderschiff zu begeben, griff Verloff zum Bleistift. Einige Sekunden ging sein Blick suchend über die Karte. Dann trug er ein neues Kreuz ein. Wiederholte dabei mehr für sich die eben von Hein Eggerth genannten Werte, fuhr dann zu dem gewandt lauter fort:

„Die Gegend kommt mir verflucht bekannt vor, Hein. Weißt du noch damals? Die Robinson-Insel? Da müssen wir ja ziemlich nah dran sein . . . Schade, daß es unsern Freunden aus Amerika da nicht besser gefallen hat. Die beiden Yankee's hätten sich manchen Kummer ersparen können, wenn sie etwas länger auf dem idyllischen Eiland ausgehalten hätten.“

Hein Eggerth warf erst einen Blick nach der Tür, durch die Dr. Schmidt verschwunden war, bevor er antwortete.

„Georg, Menschenkind! Ich bitte dich, sei vorsichtig. Wenn der lange Schmidt dich eben gehört hätte! Ich glaube, er wäre glatt durch die Decke gegangen.“

„Ah, bah, Hein!“ Verloff lachte leicht auf, „die Decke über uns besteht aus starkem Duralumin und dreizölligem Quarzglas. Er wird sich's überlegen, da durchzufahren . . . Außer-

dem liegt die Geschichte ja schon drei Jahre zurück. Sie ist längst verjährt.“

„Für uns vielleicht, Georg, aber für unsern Freund Schmidt noch längst nicht. Der Mann ist zähe und ausdauernd. Nicht nur als Wissenschaftler, wo er sehr löblich und aner kennenswert ist, sondern auch in seinen privaten Zu- und Abneigungen. Für unsere munteren Streiche hat er kein Verständnis.“

„Ist eigentlich schade um den Mann“, meinte Verloff mit leichtem Bedauern. „Ein Wissenschaftler von Weltruf und dabei ein Gebaren . . . das Gesicht, als er dir eben das Vestel gab, die Milch konnte davon sauer werden. Hein, Junge, Junge! Wenn ich denke, daß wir in der nächsten Stunde vielleicht über die Insel fliegen, auf der wir die Herren Garrison und Bolton damals in einem reichlich benebelten Zustand aus ‚St 8‘ ausbooteten . . . es juckt mich in allen Fingerspitzen, dem langen Schmidt bei der Gelegenheit doch den einen oder anderen Brocken von der Geschichte hinzuworfen.“

„Laß es lieber bleiben, Georg“, wehrte Hein Eggerth ab. „Es würde nur unersprießliche Erörterungen zwischen Schmidt und meinem alten Herrn geben, bei denen wir die Leidtragenden wären.“

„Wie du willst“, sagte Verloff resigniert, beugte sich wieder über seine Karte und begann auf ihr zu suchen. „Das ist doch ganz verrückt!“ meinte er nach kurzer Zeit. „Ich kann unsere Insel von damals auf der Karte nicht finden.“

„Was, Georg? Die Insel nicht auf der Karte? Ein Eiland von gut und gern 15 Quadratkilometern? Die müßte doch eingetragen sein.“

„Ist aber nicht drauf, Hein.“

„Dann taugt die Karte nichts, Georg. Ich werde nach vorn gehen und eine bessere holen.“

Er verließ den Raum und kehrte nach kurzem mit einer

anderen Seekarte zurück, die er auf dem Tisch über der ersten ausbreitete. Während Hein Eggerth und Georg Verloff sich darüber beugten und von neuem zu suchen begannen, klappte die Tür zum Vorbergang zum zweiten Male. Dr. Schmidt kam zurück und machte es sich in einem Sessel bequem. Dabei entging es ihm nicht, daß die beiden die Köpfe zusammensteckten und miteinander flüsterten. Der lange Schmidt begann die Ohren zu spitzen und wurde neugierig.

„Was suchen Sie?“ fragte er und trat zu ihnen.

„Eine Insel, Herr Ministerialrat“, antwortete Verloff. „Ein Inselchen von immerhin 10 Kilometer Länge und etwa 3 Kilometer Breite. Hier müßte es liegen.“ Er legte den Finger auf die Karte. „Aber es ist nicht eingetragen. Keine Spur von einer Insel, nicht einmal eine Untiefe ist an der Stelle verzeichnet.“

„Wenn sie nicht eingetragen ist, dann existiert sie nicht“, erklärte der lange Schmidt apodiktisch.

„Verzeihung, Herr Ministerialrat“, widersprach Hein Eggerth. „Die Insel existiert doch. Wir sind früher einmal auf ihr gelandet und haben eine genaue Ortsbestimmung gemacht. Hier muß sie liegen. Das lasse ich mir nicht nehmen.“

Dr. Schmidt wollte den Mund zu einer Erwiderung öffnen, als ein kurzer metallischer Klang durch den Raum dröhnte. Fast wie ein Schlag hatte es geklungen, etwa als ob jemand mit einem Hammer gegen den Schiffsrumpf geschlagen habe.

„Was war das? Haben Sie es gehört?“ fragte Verloff, sah die anderen an und schwieg. Nur das gleichmäßige Spiel der Kompressoren und der Propellermotoren drang gedämpft durch den Raum.

„Die Maschinenanlage ist in Ordnung“, stellte Hein Eggerth nach kurzer Pause fest. „Das Geräusch muß durch eine Einwirkung von außen her hervorgerufen sein.“

Der lange Schmidt griff den Ball, den ihm Hein Eggerth mit

dieser Frage zuwarf, willig auf. Er richtete sich in seinem Sessel auf und begann zu dozieren, als ob er auf dem Katheder säße.

„Das sind die Gefahren der Stratosphäre. Ich habe Ihrem Vater meine Bedenken nicht verhehlt, Herr Eggerth, als er sich entschloß, über die vorgesehenen 25 Kilometer hinauszugehen. In dieser Höhe fehlt bereits ein beträchtlicher Teil des soliden Luftpolsters, das uns in der dichteren Atmosphäre schützt. Es treiben sich eben doch mehr Bagabunden, allerlei Brocken verschiedenster Größe im Weltraum umher, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Hier oben ist ihre Geschwindigkeit gegen die Erdbewegung noch nicht genügend abgebremst. Der Luftverkehr sieht sich deshalb hier unberechenbaren Gefahren gegenüber.“

Während Dr. Schmidt sich weiter in langatmigen Ausführungen erging, wandten Georg Verloff und Hein Eggerth ihre Aufmerksamkeit wieder der Seekarte zu und ließen ihn reden.

„Die Meteoritengefahr dürfte für die Stratosphärenschiffahrt ungefähr das gleiche bedeuten, was die Eisberge für die Seeschiffahrt sind“, hatte der eben gesagt, als er plötzlich abbrach, ein paar schnelle Atemzüge tat und sich wie von einer Schwäche befallen in den Sessel zurücksinken ließ.

„Ist Ihnen nicht wohl, Herr Doktor?“ Noch während Hein Eggerth die Frage stellte, spürte er selbst ein unangenehmes Knacken in den Ohren. Während er den Mund öffnete und durch Verschlucken von Luft der störenden Empfindung Herr zu werden versuchte, ging sein Blick zu dem Barometer an der Wand, das den Luftdruck im Innern des Stratosphärenschiffes anzeigte. Noch vor kurzem hatte es, wie es ja auch sein sollte, einen Luftdruck von 760 Millimetern Quecksilbersäule gewiesen. In wenigen Minuten war es um 200 Millimeter gefallen und sank noch ständig weiter.

„Zum Teufel! Was ist das? Eine Undichtigkeit im Schiffs-

rumpf?“ Georg Verkoff sagte es mit einem fragenden Blick auf Hein Eggerth. Der nickte nur kurz. Er war aufgesprungen und wollte eben die Tür zu dem vorderen Gang öffnen, als sie ihm aus der Hand genommen wurde. Professor Eggerth kam in den Mittelraum, gefolgt von Dr. Wille.

„Was hat es gegeben, Vater?“ Nur mühsam brachte Hein Eggerth die Worte hervor, die verdünnte Luft erschwerte auch ihm das Sprechen. Professor Eggerth ließ sich in einen Sessel fallen und deutete schweigend auf die Meßinstrumente an der Querwand des Raumes. Der Höhenzeiger, der noch vor wenigen Minuten auf 33 Kilometer wies, war bis auf 25 abgesunken und fiel jäh weiter. In steilem Gleitflug, der fast schon zum Sturzflug wurde, ging ‚St 25‘ aus der Stratosphäre nach unten in dichtere Luftschichten hinab. Auf 10 Kilometer kam der Zeiger, ging über die 5, um schließlich leicht pendelnd bei der 3 stehen-zubleiben. In 3000 Meter Höhe strich das Flugschiff dahin. Langsam, aber stetig begann jenes andere Meßinstrument wieder zu steigen, das den Luftdruck im Innern des Schiffes anzeigte. Hier in dieser tieferen Schicht der Atmosphäre wirkte sich die Arbeit der mächtigen Kompressoren wieder aus. Ihre Kolben vermochten jetzt genügend Luft in den Schiffsraum zu schleudern, um den vollen Atmosphärendruck aufrechtzuerhalten. Kräftig setzte das trommelnde Spiel der Propellermotoren wieder ein und allmählich wich auch die Benommenheit, welche die Insassen von ‚St 25‘ infolge der plötzlichen Druckverminderung befallen hatte.

Nach ein paar kräftigen Atemzügen brach Professor Eggerth das Schweigen. „Wir haben einen Riß im Schiffsrumpf, Hein. Im Fluge können wir ihn nicht reparieren. Wir müssen einen passenden Landungsort suchen.“

Georg Verkoff hatte sich über die Karte gebeugt. „Wie denken Sie über die Gesellschaftsinseln, Herr Professor?“ fragte er. „Es

sind nur ein paar hundert Kilometer von hier. Auf Tahiti gibt es meines Wissens eine Flugschiffwerft mit allen Hilfsmitteln.“

Professor Eggerth machte eine abwehrende Bewegung. „Ausgeschlossen, mein lieber Verkoff! Wo denken Sie hin? Mit ‚St 25‘ in eine fremde Werft gehen, damit die liebe Konkurrenz uns recht schön alles abgucken kann? Das gerade Gegenteil davon brauchen wir. Irgendeine unbewohnte Insel, auf der wir vor neugierigen Augen sicher sind. So einsam und abgelegen wie nur möglich. Fremde Hilfe brauchen wir nicht. Unsere Vordmittel genügen vollkommen. Sie hatten ja die gute Idee, Herr Verkoff, einen Schweißapparat mit auf den Flug zu nehmen. Fragt sich nur noch, wo wir möglichst in der Nähe ein für unsere Zwecke geeignetes Plätzchen finden . . .“

„Ja! Wo, Herr Professor?“ meinte Verkoff und fuhr mit den Fingern suchend über die Karte.

„Gehen wir doch auf unsere Robinson-Insel“, raunte Hein Eggerth ihm halbblaut zu.

„Ja, zum Teufel, Hein, die steht doch nicht auf der Karte“, widersprach ihm Verkoff. „Hier an der Stelle müßte sie liegen, aber sie ist doch nicht da.“

„Ist ja Quatsch, Georg! Wir sind doch beide auf ihr gewesen. Einen Augenblick mal, Vater“, er zog den Professor mit sich auf den Gang hinaus.

„Warum so geheimnisvoll, Hein?“ fragte der verwundert.

„Weil Dr. Schmidt nicht zu hören braucht, was ich dir zu sagen habe. Wir befinden uns ganz in der Nähe der Insel, auf der wir damals die beiden Amerikaner ausgelegt haben . . .“ Professor Eggerth lächelte.

„Aha, ich begreife! Alte Sünden, von denen unser Freund Schmidt immer noch nichts wissen darf.“

„Ganz recht, Vater. Diese Insel ist für unsere Zwecke wie geschaffen. Unbewohnt! Eine große ebene Wiese bietet einen vorzüglichen Landungsplatz . . .“

„Gut, Hein! Da wollen wir landen.“

„Gewiß, Vater . . . aber . . .“

„Was gibts dabei noch für ein Aber?“ unterbrach ihn der Professor.

„Die Insel ist auf unseren Karten nicht eingetragen. Ich habe mit Verhoff schon vergeblich danach gesucht.“

Professor Eggerth wiegte den Kopf nachdenklich hin und her.

„Auf der Karte nicht eingetragen? Wie willst du sie dann finden?“

„Ich habe die Zahlen unserer damaligen Ortsbestimmung genau im Gedächtnis, und Verhoff weiß sie ebenfalls noch. Ein Irrtum ist ausgeschlossen.“

„Dann wollen wir sie ansteuern. Die Hauptsache bleibt, daß ihr den genauen Ort kennt. Geh' in die Centrale und laß den Kurs setzen. Bitte bei der Gelegenheit gleich Dr. Wille zu mir in den Mittelraum zu kommen.“

Während Hein Eggerth nach vorn ging, kehrte der Professor in den Mittelraum zurück. Kurz darauf kam auch Dr. Wille, ein Wissenschaftler von gleicher Gründlichkeit und gleichem Ansehen wie Schmidt, aber sonst in fast allen Dingen das gerade Gegenteil des langen Doktors.

Ein reichliches Jahrzehnt hatten diese beiden Forscher früher zusammen gearbeitet. Groß und unbestreitbar waren die Erfolge, die sie besonders auf dem Gebiet des Erdmagnetismus in gemeinsamer Tätigkeit erreicht hatten, aber fast als ein Wunder mußte es gelten, daß sie sich bei ihren wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten, die nur allzuhäufig in einen Streit auszuarten drohten, doch niemals ernstlich verfracht hatten. Daß dem so war, lag zweifellos weniger am langen Schmidt als an Dr. Wille, der es durch sein konziliantes Wesen immer wieder

vermochte, ihre Debatten und Disputationen im entscheidenden Augenblick in ein ruhigeres Fahrwasser zurückzuleiten.

„Nun, Herr Kollege, was sagen Sie zu unserm Zwischenfall?“ begrüßte Wille seinen alten Freund und Widersacher.

„Ich habe mich bereits darüber ausgesprochen“, erwiderte der lange Schmidt säuerlich. „Wir sind zu hoch in die Stratosphäre gegangen. Es war nichts anderes zu erwarten.“

„Aha, Kollege, Ihre alte Meteoritentheorie! Sie glauben ein verirrtes Steinchen aus dem Weltraum hätte ‚St 25‘ leck geschlagen.“

„Das meine ich in der Tat, Herr Doktor Wille“, vertrat Schmidt seine Meinung.

„Ja, dann müßte aber eine Beule, irgendeine Eindellung am Schiffskörper sein. Die haben wir trotz sorgfältigen Untersuchens nicht feststellen können. Wir, das heißt Professor Eggerth und ich, vermuten eine andere Ursache für den Riß und haben uns auch bereits eine bestimmte Ansicht darüber gebildet.“

„Ich muß trotzdem meine Hypothese aufrecht erhalten“, widersprach Dr. Schmidt, und schon entwickelte sich zwischen den beiden gelehrten Häusern wieder eine jener Streitereien, die man seit langem an ihnen gewohnt war. Professor Eggerth ließ sie gewähren und wandte sich mit Verhoff der Seekarte auf dem Tisch zu.

„Es ist mir unbegreiflich, daß die Insel nicht eingetragen ist“, meinte Verhoff. „Ein Stück Land von der Größe ist doch schließlich nicht zu übersehen.“

„Doch, Herr Verhoff! Vergessen Sie nicht die endlose Weite der Südsee, in der die Inseln nur verlorene Punkte sind. Es ist wohl denkbar, daß manche von ihnen noch von keines Menschen Auge gesehen und von keines Menschen Fuß betreten wurden . . .“

„Für unsere Insel kann das aber nicht zutreffen, Herr Professor. Wir sahen damals Ziegen und Tauben auf ihr; die müssen

doch unbedingt einmal von einem Schiff dorthin gebracht worden sein."

"Zweifellos, mein lieber Herr Verhoff. Daß sie sich auf der Insel von selbst aus dem Urschleim gebildet haben, ist kaum anzunehmen." Professor Eggerth konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, während er fortfuhr, „aber die Vorfahren dieser Ziegen können schon vor hundert oder hundertfünfzig Jahren ausgefetzt worden sein, und in der Zwischenzeit ist die Insel längst wieder in Vergessenheit geraten. Übrigens meine Herren . . .“, er wandte sich an Wille und Schmidt, die ihren Disput gerade durch eine kurze Atempause unterbrochen, „das ist eine Tatsache, aus der man vielleicht einige nicht unwichtige juristische Schlüsse und Folgerungen ziehen könnte.“

„Juristische Schlüsse, Herr Professor? Ich bin neugierig, was Sie folgern wollen“, meinte Dr. Wille.

„Ich ziehe den einzig möglichen Schluß, Herr Doktor. Diese Insel ist, wie die Juristen sagen, eine ‚res nullius‘, das heißt, eine Sache, die niemandem gehört. Der erste, der sie in Besitz nimmt, ist ihr rechtmäßiger Eigentümer.“

„Theoretisch vielleicht, meine Herren . . . aber praktisch? . . .“ Dr. Schmidt schüttelte halb zweifelnd, halb mißbilligend den Kopf. „Da würden am Ende doch wohl allerlei andere Leute kommen und unter Berufung auf ihre Interessensphären protestieren . . . würden ältere Ansprüche geltend machen . . . man weiß aus der Kolonialgeschichte zur Genüge, wie es in solchen Fällen zugeht. Vor hundert Jahren mag so etwas wohl noch möglich gewesen sein, aber in unserer Zeit halte ich es für ausgeschlossen. Sie werden mir darin Recht geben müssen.“

Dr. Schmidt blickte die anderen Zustimmung heischend an.

„Ich glaube, Herr Kollege, daß Sie mit Ihrer Meinung Recht haben könnten“, pflichtete ihm Dr. Wille nach kurzem Nachdenken bei.

„Wir streiten um des Kaisers Bart, meine Herren“, meinte Professor Eggerth, „weder wir noch irgendwelche anderen Staaten haben an diesem weltverlassenen Flecken ein Interesse. Selbst wenn das Eiland bewohnt wäre, hätte es wenig Wert; es liegt viel zu weit abseits von den Kopralinien, die den Verkehr mit den größeren Inselgruppen vermitteln. Glauben Sie mir, es hat schon seine guten Gründe, daß sich bisher kein Liebhaber dafür gefunden hat.“

Dr. Schmidt wollte noch einen Einwand machen, als Hein Eggerth in den Mittelraum zurückkam. „Geht alles in Ordnung, Hein?“ fragte der Professor. „Ist das Land schon in Sicht?“

Er stockte, als er in das Gesicht seines Sohnes blickte, stugte noch mehr, als der, ohne die Frage direkt zu beantworten, ihn bat, mit nach vorn in den Pilotenraum zu kommen.

*

Von Georg Verhoff und seinem Sohn gefolgt kam Professor Eggerth in den Pilotenraum, in dem große Kristallscheiben einen freien Ausblick nach vorn erlaubten. Mehr als zollstark war das Glas, um während der Fluges in der Stratosphäre den Überdruck im Schiffsinnern sicher aufzunehmen; aber so vollkommen farblos war es und so genau plan geschliffen, daß es die Sicht trotz seiner Stärke nicht behinderte.

Der Professor trat an das Mittelfenster heran. In endloser Weite dehnte sich vor seinen Blicken die See. Etwas dunkler gesättigter erschien ihr Blau jetzt als vorher aus der Höhe der Stratosphäre. Ungefähr 10 Kilometer voraus erhob sich die Silhouette einer Insel aus der Flut und gewann an Form und Farbe, während ‚St 25‘ mit gedrosselten Motoren darauf zu flog. Noch betrachtete der Professor sie schweigend, als Bert Noege, der zweite Pilot des Flugschiffes, ein Blatt von seinem Schreibblock riß und es Hein Eggerth reichte.

„Die neue Ortsbestimmung, Hein.“ Der warf einen kurzen Blick darauf, sah die Zahlen und griff sich an die Stirn.

„Bei Gott, Georg. Nach der Ortsbestimmung muß sie es sein . . . und doch . . . es ist alles so anders.“

Professor Eggerth wandte sich zu dem Sprechenden hin. „Was ist anders, Hein?“ fragte er.

„Der Berg zur Linken, Vater. Damals lag dort ein bewaldetes Plateau, nach meiner Erinnerung kaum höher als 500 Meter. Anstatt dessen ragt jetzt ein mächtiger Bergkegel in die Höhe. Ohne Baum und Strauch, vollkommen kahl. Nach dem Bestech hier muß es ja unsere alte Insel sein, aber wiedererkannt hätte ich sie nicht, und Roeger ging es ebenso wie mir. Auch er war im Zweifel. Deshalb hat ich dich in den Kommandoraum.“

Während Hein Eggerth sprach, nickte der Professor ein paar mal leicht vor sich hin. Jetzt nahm er das Wort. „Ich kann es verstehen, Hein, daß ihr eure alte Insel nicht wiedererkennt. Es hat wohl in der Zwischenzeit hier einen Vulkanausbruch gegeben. Der neue Ke gel dort . . . ich schätze seine Höhe auf 2000 Meter . . . hat das Bild natürlich von Grund auf verändert. Allzulange kann der Ausbruch übrigens nicht zurückliegen, sonst müßten sich wenigstens Spuren einer Vegetation auf den Berghängen zeigen.“

Er griff nach einem scharfen Glas, beobachtete den neuen Berg eine Weile und reichte es dann seinem Sohn, während er weiter sprach.

„Erloschen ist der Vulkan noch nicht. Durch das Glas kannst du einen schwachen Dunst über dem Gipfel bemerken. Hoffen wir, daß er Ruhe hält, bis wir unsern Schaden ausgebessert haben und uns wieder in die Stratosphäre zurückziehen können. Unsern Landeplatz wollen wir auf jeden Fall in einiger Entfernung von ihm wählen. Besser bewahrt als beklagt.“

Während seiner letzten Worte waren auch Dr. Wille und

Schmidt hinzugekommen und hatten die letzten Worte von Professor Eggerth noch gehört. Dr. Schmidt kniff die Lider zusammen, um schärfer sehen zu können und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Wie meinten Sie, Herr Ministerialrat?“ fragte ihn Berkoff in der stillen Hoffnung, den langen Schmidt in Harnisch zu bringen und sich an ihm reiben zu können. Aber der war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er die Frage überhörte. Er griff in die Tasche, zog ein Notizbuch heraus, blätterte darin, schien endlich gefunden zu haben, was er suchte, nickte ein paar mal für sich, während er Notizen überlas und steckte das Buch dann wieder fort. Berkoff wollte zum zweitenmal fragen, als Dr. Schmidt ihm zuvor kam.

„Selbstverständlich ist der Vulkan neu, Herr Berkoff. Er war noch nicht vorhanden, als Sie die Insel das letzte mal besuchten.“ Kurz und knapp, nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung kamen die Worte von seinen Lippen. Ohne auf die bejahende Antwort Berkoffs zu achten, fuhr er zu Dr. Wille und Professor Eggerth gewandt fort: „Der Berg ist zwölf Wochen und drei Tage alt . . .“

Der Professor blickte erstaunt auf. „Wie wollen Sie das so genau wissen, Herr Dr. Schmidt? Mein Sohn und Herr Berkoff waren vor ungefähr drei Jahren hier. Seitdem dürfte kein Mensch wieder die Insel betreten haben.“

„Trotzdem bleibe ich bei meiner Behauptung, Herr Professor. Die Entstehung dieses Vulkans hängt zweifellos mit dem großen Seebeben vom 12. Februar dieses Jahres zusammen. Sie erinnern sich an den Bericht in der ‚Geophysical Research‘, Herr Dr. Wille? Ich sandte Ihnen das betreffende Heft vor einigen Wochen zu.“

„Gewiß, Herr Kollege“, bestätigte Dr. Wille die Frage. „Ich habe den Bericht gelesen und zu meinen Akten genommen. Es

war ein klassischer Beweis für die Atkinsonsche Theorie über die unterirdischen Zusammenhänge vulkanischer Tätigkeit.“

„Eine grauenvolle Naturkatastrophe war es“, Professor Eggerth sagte es mehr zu sich als zu den anderen. „Über zehntausend und mehr Kilometer hin wurde damals unsere alte Erdrinde lebendig. Von den japanischen Inseln bis zu den Alpen Südamerikas hin begannen Vulkane, darunter auch welche, die man für längst erloschen hielt, wieder Asche und Flammen zu speien. In der Südsee hier ist in jenen kritischen Tagen wahrscheinlich manches Eiland in die Tiefe gesunken, vielleicht auch manches neue, von dem man heut noch nichts weiß, aus den Fluten emporgetaucht . . .“, er brach ab, um anzuhören, was die Herren Schmidt und Wille sich zu sagen hatten.

Wieder einmal waren die beiden in einen wissenschaftlichen Disput geraten. Dr. Wille verfocht die Theorie eines über Tausende von Kilometern zusammenhängenden feurig-flüssigen Magmas und konnte sich dabei auf die bei jenem letzten großen Seebeben an weit voneinander entfernten Orten gleichzeitig beobachteten Vulkanausbrüche stützen. Dr. Schmidt dagegen vertrat eine andere These, welche Vulkanausbrüche als rein lokale Ereignisse zu werten versucht. Nicht ohne Geschick holte er seine Gründe aus der Theorie der kontinentalen Verschiebungen, der zufolge Vulkane und Vulkanausbrüche immer nur dort auftreten, wo die treibenden Kontinentalschollen das plastische Magma vor sich her aus der Tiefe emporpressen, und als nebensächlich tat er den Einwand Willes ab, daß einzelne Vulkane bei einem einzigen Ausbruch plötzlich Hunderte von Kubikkilometern glutflüssiger Lava ausgespien hätten. Vielleicht hätte dieser Disput der beiden Forscher noch länger gedauert, wenn die Notwendigkeit, jetzt einen passenden Landungsplatz für ‚St 25‘ zu suchen, ihm nicht ein Ende bereitet hätte.

Schon hatten sich die großen Klappen im Oberteil des

Schiffsrumpfes zurückgeschoben, schon reckten sich die gewaltigen Hubschrauben empor und begannen schnell und immer schneller zu rotieren. Nun hing das Gewicht des Flugschiffes sicher an ihnen, und nur noch ganz langsam trieb der glänzende Metallbau durch die Luft dahin. Schon überschritt er die Küstenlinie und stand über dem Lande.

Hein Eggerth deutete nach Steuerbord, wo sich vom Strand aus eine ebene Wiese ziemlich weit landeinwärts erstreckte und schlug vor, dort niederzugehen. Professor Eggerth nickte.

„Der Platz scheint gut zu sein, Hein. Wir wollen ihn für unsere Landung ins Auge fassen, aber erst möchte ich mir den neuen Vulkan aus der Nähe ansehen.“

Er gab Bert Roewe, der wieder das Steuer genommen hatte, eine Weisung. Etwas kräftiger trommelten die Propellermotoren, ein wenig schneller schwebte das Schiff auf einem etwas veränderten Kurs dahin. Immer näher kam es dem Vulkankegel. Deutlich war jetzt zu erkennen, daß die Hänge des Berges aus feiner Asche und gröberen Brocken eines tiefbraunen lavaähnlichen Gesteins bestanden. Unverkennbar war jetzt auch eine zitternde Dunstwolke über der Kegelspitze.

Ein neues Kommando gab der Professor, und kräftiger arbeiteten die Hubschrauben und rissen das Schiff weiter empor, so daß es über die Höhe der Wolke hinaus kam. Und dann trieb es über den Kraterrand dahin.

Ein Anblick bot sich den Männern in ‚St 25‘, der ihnen für Minuten die Sprache verschlug. Hell weißglühend und brodelnd stand ein Lavasee im Kraterinneren. Wie von leichten Stößen bewegt wogte die feurige Masse ständig auf und nieder. An das Atmen eines schlafenden Riesen erinnerte die Bewegung. ‚Wehe, wenn dieser Riese erwacht‘, war der Gedanke, der alle beseelte, während ‚St 25‘ den Krater überflog und langsam nach der anderen Seite hin abtrieb. Der neue Vulkan war weit

davon entfernt, erloschen zu sein. Das hatte die kurze Beobachtung zur Genüge gezeigt.

„Wir wollen landen“, die Stimme des Professors brach das Schweigen, „auf dem Platz, Hein, den wir dafür in Aussicht genommen hatten.“

In mäßiger Fahrt schob sich ‚St 25‘ von dem verdächtigen Berge fort und folgte der Uferlinie einige Kilometer in westlicher Richtung. Ein Hebelgriff und die Propellermotoren standen still. Eine zweite Hebelbewegung und auch die Hubschrauben verlangsamten ihren Lauf. Ganz allmählich sank das Schiff nach unten, bis es leicht und stoßfrei auf schwellendem grünen Rasen aufsetzte.

Verschraubungen wurden gelöst, Türflügel geöffnet, Treppen und Leitern aus blinkendem Leichtmetall herausgeschoben. Froh, sich nach so langem Flug einmal wieder die Beine auf festem Land vertreten zu können, schickte die Besatzung sich an, das Schiff zu verlassen, als Professor Eggertth dazwischen trat. Mit etwas betrübter Miene fügte sich Bert Roege seiner Anordnung, mit zwei Maschinisten als Bordwache zurückzubleiben und die Hubschrauben in ständiger Startbereitschaft zu halten. Er hätte sich lieber draußen ins Gras gelegt. Erst als Professor Eggertth zu ihm sagte: „Das Wohl und Wehe von uns allen hängt von Ihrer Wachsamkeit und Bereitschaft ab, Herr Roege“, fügte er sich.

„Ihr anderen“, wandte sich Professor Eggertth weiter an seinen Sohn und Berkoff, „macht euch an die Reparatur. Sie, Herr Schmieden, sind dabei behilflich. Sehen Sie zu, daß Sie möglichst bald damit klar kommen. Soviel ich gesehen habe, wird sich der Riß ohne Schwierigkeit schweißen lassen.“

„Ja, dann wollen wir mal, Georg!“ sagte Hein Eggertth zu Berkoff. Gemeinsam steckten sie aus Leichtmetallrohren gefertigte Leiterstücke zu zwei längeren Leitern zusammen und lehnten

diese gegen das vordere Drittel des Flugschiffkörpers, wo die Zylinder der Kompressormotoren durch die Schiffswandung ins Freie traten.

„Habt ihr die Stelle?“ fragte Professor Eggertth, als die beiden oben standen.

„Sawohl, Vater. Ist ein tüchtiger Riß, reichlich einen halben Meter lang. Kein Wunder, daß der Innendruck in ‚St 25‘ sofort abfiel. Ist wieder die gleiche Stelle, mit der wir schon einmal Schwierigkeiten hatten. Wir werden klarstellen müssen, was die Ursache ist. Berkoff führt es auf Ermüdungserscheinungen des Metalles durch die Motorschwingungen zurück. Ich denke, es können auch Wärmespannungen gewesen sein.“

„Du hast recht, Hein. Das wird noch gründlich untersucht werden müssen“, stimmte ihm der Professor bei, während er sein Notizbuch herauszog. Dort hatte er den Riß, soweit er sich während des Fluges von innen feststellen ließ, bereits aufgezeichnet, und die in der Nähe befindlichen Motorenteile skizziert. Jetzt fügte er noch einige Notizen hinzu und steckte das Buch wieder in die Tasche.

„Macht euch mit den Schweißapparaten darüber her“, fuhr er fort . . . „Zu Hause im Werk werden wir weiter sehen, was zu tun ist.“

Während am Rumpf von ‚St 25‘ die Blaubrenner des Schweißapparates zu zischen begannen, wandte sich Professor Eggertth um und ging über die Wiese zu Dr. Wille und Schmidt, die er in einiger Entfernung lebhaft miteinander debattierend und gestikulierend stehen sah. Schon von weitem fing er einige Brocken ihrer Unterhaltung auf. Sie waren schon wieder in eine Debatte über die verschiedenen Theorien des Vulkanismus verwickelt. ‚Unverbesserliche Streithähne‘ dachte er, während er näher trat.

„Meine Herren, Sie glauben alles zu wissen“, mischte er sich

in ihre Unterhaltung, „und ich sage Ihnen, wir wissen gar nichts oder doch wenigstens so gut wie gar nichts über die wirklichen Vorgänge bei den vulkanischen Erscheinungen.“

Professor Eggert hatte mit seiner Bemerkung in ein Wespen-
nest gestochen. Im Augenblick waren die eben noch Streitenden
sich einig und fielen gemeinsam über ihn her. Ein Weilchen ließ
er sie gewähren, dann verschaffte er sich wieder Gehör.

„Ich will Ihnen berichten“, begann er, „was ich selbst in der
Solfatare von Pozzuoli bei Neapel erlebt und mit meinen
eigenen Augen gesehen habe. Wenn Sie mir das erklären
können, dann will ich meine Behauptung zurücknehmen. Aber
ich sage Ihnen gleich, daß die zünftige Wissenschaft es bisher
noch nicht erklären kann, sondern nach wie vor vor einem
Rätsel steht.“

„Schießen Sie los, Herr Professor“, sagte Dr. Wille, der froh
war, daß sein Disput mit dem langen Schmidt eine Unter-
brechung erfuhr.

„Also gut, meine Herren. Stellen Sie sich die Szenerie vor.
Die Solfatare ist ein ehemaliger Vulkan. Eine kreisrunde
Fläche von etwa 200 Metern im Durchmesser wird von einem
durchschnittlich 100 Meter hohen bewaldeten Ringgebirge um-
geben. In der Mitte dieser Fläche befindet sich die Fumarole,
ein kleiner mit siedendheißem brodelnden Schlamm gefüllter
See. Man kann bis auf wenige Meter an ihn herangehen, aber
verdächtig hohl klingt der Boden, über den man schreitet. Kaum
stärker als einen Meter ist die feste Schicht, die den Wanderer
von den in der Tiefe befindlichen heißen Schlammassen trennt.
Auch an anderen Stellen dieser alten Kraterfläche strömen aus
Spalten und Rissen ständig heiße Gase. An einigen Punkten
ist der heiße trockene Sand stets in einer wirbelnden Bewegung.
Unheimlich deutlich und greifbar nahe fühlt man die vulkanischen
Kräfte arbeiten.“

Und nun, meine Herren, kommt das Wunder, von dem ich
Ihnen berichten will. Der Führer, mit dem ich die Solfatare
besuchte, hatte ein kleines Bündel dünnen Reisigs mitgenommen.
Mit einem Streichholz zündete er es an, ließ es einige Sekunden
brennen und löschte es durch ein schnelles Schwenken wieder
aus. Dann aber schlug er mit dem noch leicht glimmenden Reisig
ein paarmal leicht auf den Boden, und ich glaubte zu träumen,
als ich sah, was nun geschah.

Unmittelbar danach begann die große Fumarole in der Mitte
der alten Kraterfläche viel stärker zu arbeiten und ließ gewaltige
Dampfwolken aufsteigen. Auch an zahlreichen anderen Stellen
der Kraterfläche stiegen sofort Dampfwölkchen auf. Das Wunder-
barste aber war, daß auch an den bewaldeten Hängen des Rand-
gebirges bis zu größeren Höhen hinauf und weit mehr als
100 Meter von der Stelle, auf der wir standen, entfernt an
zahllosen Punkten dicker Qualm aufstieg . . .“

„Und das alles nur deshalb, weil Ihr Führer mit ein paar
glimmenden Reisern auf den Boden getupft hat“, unterbrach
Dr. Schmidt den Professor, „das ist doch absurd.“

„So schien es mir auch, Herr Doktor Schmidt. Ich konnte, ich
wollte es nicht glauben. Ich habe das Reisigbündel selber ge-
nommen und habe den Versuch wiederholt, bis das letzte Stück-
chen verbrannt war. Wieder und immer wieder zeigte sich diese
unerklärliche Reaktion, aber nur dann, wenn die Reisenden
noch ein wenig glimmten. War das nicht der Fall, dann rührten
sich die unterirdischen Kräfte nicht. So, meine Herren! Das ist
meine Geschichte. Nun geben Sie mir dafür eine Erklärung,
wenn Sie dazu imstande sind.“

Dr. Schmidt bewegte die Lippen, öffnete den Mund und
schloß ihn wieder, ohne etwas zu sagen. Auch Dr. Wille mußte
erst einige Zeit nach Worten suchen.

„Ich kenne Sie als einen exakten Wissenschaftler, Herr Pro-“

fessor", begann er schließlich zögernd, „konnten Sie feststellen, mit welcher Geschwindigkeit sich diese rätselhafte Erscheinung ausbreitete?“

Professor Eggerth nickte. „Zawohl, Herr Dr. Wille. Ich habe meine Beobachtungen mit dem Chronometer in der Hand an- gestellt und später auch die Entfernungen gemessen. Eine halbe Sekunde, nachdem ich den Sandboden mit dem glimmenden Meißig berührt hatte, dampfte es an einer 150 Meter entfernten Stelle auf. Die Wirkung pflanzte sich mit 300 Metern in der Sekunde fort.“

„Merkwürdig! In der Tat unerklärlich! Ich habe noch nie- mals etwas von dieser eigenartigen Erscheinung gehört“, mur- melte Dr. Wille kopfschüttelnd vor sich hin.

„Ich auch nicht“, sekundierte ihm der lange Schmidt.

„Das Phänomen wird jedem Besucher der Solfatare gezeigt, meine Herren“, meinte Professor Eggerth. „Sollte Ihr Weg Sie nach Neapel führen, so versäumen Sie nicht, es sich vorführen zu lassen. Auch empfehle ich Ihnen in diesem Fall einen Besuch des Observatoriums am Vesuv. Die dortigen Kollegen können Ihnen hochinteressante Dinge über den Zusammenhang des Vesuvs mit der Solfatare erzählen. Beide Vulkane wechseln sich in einem regelmäßigen Rhythmus in ihrer Tätigkeit ab. Einer der Herren äußerte mir gegenüber geradezu die Be- fürchtung, daß die Solfatare urplötzlich wieder zu einem feuer- speienden Berg werden und Neapel bedrohen könnte.“

Während Professor Eggerth seinen Begleitern berichtete, was er sonst noch in dem Observatorium erfahren hatte, gingen sie zu dritt langsam weiter. Ein Baum, der vereinzelt auf der weiten Rasenfläche stand, erregte die Aufmerksamkeit Dr. Willes, er steuerte darauf zu, blieb davor stehen und betrachtete auf- merksam den Stamm.

„Ein gut gewachsenes Exemplar der *Adansonia digitata*.

Herr Doktor“, sagte Professor Eggerth, der zu ihm getreten war. „Zu deutsch ein Affenbrotbaum. Sehen Sie die Früchte in seiner Krone. Sie sind nahrhaft und schmackhaft; zu verhungern braucht man hier nicht.“

Dr. Wille warf nur einen flüchtigen Blick nach oben, dann wandte sich seine Aufmerksamkeit wieder dem Stamm zu.

„Sehen Sie das hier, Herr Professor. Diese eigenartigen Quersurhen in gleichen Abständen und unter sich fast genau parallel. Ich zerbreche mir den Kopf, wie das zustande ge- kommen ist. Ich dachte erst an irgendein Stück Wild, das an der Rinde seine Zähne gewetzt oder sein Geweih geschabt haben könnte. Aber so etwas gibt es doch auf der Insel nicht.“

Während Dr. Wille sprach, hatte sich der lange Schmidt dicht über die Furhen in der Rinde gebeugt und sie genau betrachtet.

„Das stammt von Menschenhand“, sagte er, als er sich wieder aufrichtete. „Zweifellos ist es mit einem scharfen Werkzeug in die Rinde gekerbt. Eigenartig . . . ich zähle fünfundvierzig Einkerbungen. Wer mag sich das sonderbare Vergnügen ge- macht haben, den Stamm hier in Kerbschnittmanier zu be- arbeiten?“

„Wenn die Spuren, wie Sie behaupten, Herr Kollege, von Menschenhand herrühren“, griff Dr. Wille die Bemerkung des langen Schmidt auf, „dann könnte man an Schiffbrüchige denken, die auf die Insel verschlagen wurden und sich nach dem Vor- bild von Robinson Crusoe an dem Stamm einen Kalender angelegt haben. Man könnte dann vielleicht weiter schließen, daß sie sich 45 Tage hier aufgehalten und danach die Insel wieder verlassen haben.“

Mit reichlich gemischten Gefühlen hörte Professor Eggerth die Schlussfolgerungen an, die Dr. Wille aus diesen Kerbszeichen zog. „Ich glaube, Herr Doktor, Ihre Phantasie verführt Sie zu allzu kühnen Schlüssen“, versuchte er abzulenken.

„Gewiß, Herr Professor, es ist nur eine vage Vermutung von mir“, gab Dr. Wille zu.

„Aber eine Vermutung, die sehr viel für sich hat“, hatte der lange Schmidt wieder ein. „Wenn aber Menschen anderthalb Monate hier gewesen sind, dann müßte man auch noch andere Spuren von ihnen finden können. Feuerstellen vielleicht oder sonst dergleichen . . .“

Vergeblich bemühte sich Professor Eggert, Dr. Schmidt zur Rückkehr zu ‚St 25‘ zu veranlassen.

„Wenn das hier ihr Kalender war, müssen sie hier in nächster Nähe gehaust haben“, erklärte der Doktor und machte sich daran, die Umgebung abzusuchen. Wohl oder übel blieb Professor Eggert und Dr. Wille nichts anderes übrig, als ihm zu folgen.

Über schwellendes Gras ging der Weg landeinwärts zum Waldbrand, wo Dr. Schmidt etwas Auffälliges zu sehen glaubte, das sich beim Näherkommen als ein Gewirr von verrotteten wollenen Decken und Kleidungsstücken entpuppte. Dr. Schmidt machte sich darüber her und begann die Sachen auseinanderzuräumen, und da zeigte es sich schnell, daß sie es mit einem nur primitiv aus drei Stämmen und einigen Wolldecken errichteten Zelt zu tun hatten, das wohl schon vor längerer Zeit verlassen und später zusammengebrochen war.

Aber nicht natürliche allmähliche Verwitterung, sondern eine plötzliche gewaltsame Einwirkung von außen hatte diese Zerstörung hervorgerufen, und zweifellos hing sie mit der Bildung des neuen Vulkans zusammen. Das wurde offensichtlich, als Schmidt jetzt eine der Decken beiseite schob und darunter zwischen zersplittertem Holz einen Lavabrocken entdeckte, der gut und gern ein Gewicht von einem halben Zentner haben mochte.

Ein bräunlicher glasiger Stein war es, ähnlich jenen anderen, die sie vor kurzem von ‚St 25‘ aus an den Hängen des Vulkans liegen sahen. Mit großer Gewalt mußten die entfesselten Errup-

tivkräfte ihn aus dem Krater geschleudert haben, so daß er erst an dieser Stelle, eine halbe Meile von dem Vulkan entfernt, wieder zur Erde stürzte. Nur mit einiger Anstrengung vermochte Dr. Schmidt ihn beiseite zu rollen. Dann ließen sich ein paar andere Decken ohne Schwierigkeit aufnehmen, und unter ihnen kam eine Kiste zum Vorschein, die allerlei Werkzeuge enthielt. Ein paar Handbeile, eine Art, Sägen und Stemm-eisen. Das Eisen war stark vom Rost angegriffen, aber klar und deutlich war auf den hölzernen Griffen noch ein eingestempeltes Stempel zu erkennen. Mit ‚St 8‘ waren alle diese Werkzeuge gezeichnet.

Der lange Schmidt sah es und stutzte. Ein unbestimmter Verdacht schien in ihm aufzusteigen.

„Werkzeuge von ‚St 8‘, Herr Professor?“ fragte er nachdenklich, während er ein Handbeil ergriff und sich den Stempel noch einmal besah. „Das ist eigenartig.“

Im stillen verwünschte Professor Eggert Dr. Schmidt mit seinen neugierigen Fragen. Außerlich ließ er sich nichts anmerken und erwiderte gelassen:

„St 8‘ ist vor Jahren einmal auf dieser Insel gewesen. Ich nehme an, daß das Werkzeug von unsern Leuten vergessen wurde. Möglicherweise haben Schiffbrüchige es später gefunden und wahrscheinlich ist es ihnen ein wertvolles Hilfsmittel gewesen. Vielleicht konnten sie sich damit ein Boot zimmern und die Insel wieder verlassen.“

„Das könnte so gewesen sein“, meinte Dr. Schmidt, aber an dem Ton, mit dem er es sagte, war unschwer zu merken, daß er selber nicht daran glaubte.

„Ich werde nachher Verloff und meinen Sohn danach fragen“, fuhr der Professor fort. „Gestatten Sie, Herr Doktor“, er nahm Schmidt das Beil aus der Hand und schlug mit dem stumpfen Ende einige Stückchen von dem Lavabrocken ab.

„Ein paar Proben, Herr Dr. Schmidt“, fügte er erklärend hinzu, als er dessen fragende Miene bemerkte. „Ich möchte das Gestein untersuchen. Wir wollen jetzt zum Schiff zurückkehren. Ich denke, unsere Leute dürften inzwischen mit der Reparatur fertig sein.“

„Ja, gehen wir“, stimmte ihm Dr. Wille bei und wischte sich die Stirn. „Ich schlage vor, daß wir möglichst lange im Schatten bleiben, die Sonne meint es reichlich gut.“

Professor Eggerth nickte. „Wie Sie wollen, Herr Doktor. Dann müssen wir dem Waldrand folgen. Es ist ein kleiner Umweg, aber wir vermeiden den Marsch quer über die sonnige Wiese.“

Gemächlich schlenderten sie im Schatten der Randbäume dahin. Professor Eggerth hatte eine der Gesteinsproben aus der Tasche genommen und unterhielt sich mit Dr. Wille über die vermutliche Zusammensetzung des Minerals. Der lange Schmidt ging ein paar Schritte vor ihnen und sinnierte angestrengt. Immer festere Formen nahm der Verdacht in seinem Hirn an, der vor kurzem beim Anblick der Werkzeuge von ‚St 8‘ in ihm aufgestiegen war . . .

‚St 8‘ hatte damals zwei Amerikaner aus der Antarktis nach Europa bringen sollen. Wochenlang waren die beiden verschollen, waren dann ganz unvermutet und unvermittelt in der Südsee von einem Dampfer aufgefischt worden. War nicht so weit von dieser Insel entfernt, wie Dr. Schmidt sich jetzt erinnerte. War es denkbar, daß ‚St 8‘ die beiden Yankeees hier einfach ausgefetzt hatte? . . . Immer wieder kam Dr. Schmidt zu diesem Schluß und faßte den festen Vorsatz, sich diesmal nicht wieder mit unklaren Auskünften abspeisen zu lassen, sondern der Sache auf den Grund zu gehen.

Er fuhr aus seinem Sinnen auf, weil er stolperte. Sein Fuß war gegen einen Stein gestoßen, der halb verborgen im Gras

lag. Gegen einen braunen glasig schimmernden Stein, der zweifellos aus dem neuen Krater stammte. Und als Dr. Schmidt nun stehen blieb und sich genauer umschaute, erblickte er noch eine ganze Anzahl ähnlicher Brocken, die regellos zerstreut umherlagen. Wurfgeschosse, die von den unterirdischen Kräften während des Ausbruchs aus dem Krater bis hierher geschleudert worden waren.

„Der Berg hat nicht schlecht gespuckt“, meinte Dr. Wille, während er sich niederbeugte und ein etwa faustgroßes Lavastück aufhob. „Wer so einen Brocken an den Kopf bekommt, dem tut kein Zahn mehr weh.“

„Sie haben recht, Herr Dr. Wille“, stimmte ihm Professor Eggerth zu. „Diese Kapilli oder Lapilli, die ein speiender Vulkan auswirft, können wie ein Granatfeuer wirken. Während des Ausbruchs muß es reichlich ungemütlich auf der Insel gewesen sein.“

Er wollte noch weiter etwas sagen, als Dr. Schmidt ihn unterbrach. „Sehen Sie mal dort, Herr Professor“, er deutete auf eine etwa 50 Meter entfernte Stelle am Waldrand vor ihnen, „da scheint ja auch noch so etwas wie ein Zelt zu stehen.“

„Wie, Herr Doktor? Noch ein Zelt?“ Der Professor kniff die Lider zusammen, um schärfer sehen zu können. Durch seinen Sohn war er seinerzeit über den Streich unterrichtet worden, den der mit Georg Verhoff zusammen den beiden Amerikanern Volton und Garrison gespielt hatte. Er wußte, daß ‚St 8‘ damals die beiden Yankeees auf der unbewohnten Insel ausgefetzt hatte, um sie für einige Zeit unschädlich zu machen, aber was er jetzt dort in einiger Entfernung vor sich erblickte, wollte schlecht zu den ihm bekannten Tatsachen stimmen.

Da stand ein anderes Zelt zwischen den Waldbäumen; aber nicht roh und primitiv aus ein paar Stangen und Wolldecken zusammengebaut, sondern ein modernes Reisezelt. Soviel er

sehen konnte, ein leichtes Metallgerippe, das mit einem glatten wasserdichten Stoff bespannt war. Etwas Derartiges hatten die beiden Amerikaner aber damals ganz bestimmt nicht von ‚St 8‘ mitbekommen. Das mußte von anderen Leuten hierher gebracht worden sein.

Beim Näherkommen fanden sie, daß auch dieser Platz seinen Teil von dem Vulkanausbruch abbekommen hatte. An mehreren Stellen war der Gummistoff durchlöchert, wie es den Anschein hatte von kleineren aus dem Krater stammenden Brocken durchschlagen, und als sie in das Zelt hineintraten, entdeckten sie, daß die früheren Insassen es offensichtlich fluchtartig verlassen hatten. Da standen auf einem Tisch noch die Reste eines Mahles, Schüsseln und Teller mit eingetrockneten Speisereften, einiges von dem Geschirre zertrümmert. Stühle lagen umgeworfen herum und schließlich war da noch etwas, was die Herren Schmidt und Wille bekümmerte. Eine Magnetbussole ... wie ein Firmenschild daran zeigte von amerikanischer Herkunft ... war besonders schlimm getroffen und bis zur Unbrauchbarkeit verdorben worden.

Schweigend schauten die beiden Forscher abwechselnd sich und das zerstörte Instrument an, bis Dr. Wille als erster wieder Worte fand.

„Ein Magnetometer, Herr Kollege ... ein erstklassiges Gerät ... sehen Sie die Reste dieser wundervollen Skalen und Mikroskope hier ... wenigstens 2000 Dollars dürfte das einmal gekostet haben ... wie kommt solch Instrument hierher? Auf eine gottverlassene Insel ... eine Insel, die nicht einmal auf den Karten steht ..?“ Kopfschüttelnd brach Dr. Wille ab; vergeblich wartete er auf eine Antwort von Schmidt, der sich in eine eingehende Betrachtung des Instrumentes vertiefte, ohne etwas zu erwidern.

„Das macht ganz den Eindruck, meine Herren“, mischte sich

Professor Eggerth ein, „als ob hier eine wissenschaftliche Expedition vor dem Vulkanausbruch Hals über Kopf flüchten mußte. Was für Leute mögen das gewesen sein?“

Immer lebhafter arbeitete es inzwischen im Gesicht des langen Schmidt. Er kniff die dünnen Lippen zusammen, zog sie wieder auseinander, schluckte und kaute und begann schließlich abgebrochen zu sprechen.

„Es könnten Amerikaner gewesen sein ... eine von der Carnegie-Stiftung finanzierte Expedition. Ich fand vor einigen Monaten Hinweise darüber in amerikanischen Fachzeitschriften. Sehr unauffällig, teilweise geradezu versteckt. Es waren reichlich unklare Mitteilungen über wissenschaftliche Aufgaben. Ich hatte den Eindruck, daß die Yankee den wirklichen Zweck damit tarnen wollten. Vielleicht auf der Suche nach Petroleum oder Bodenschätzen aus wären ... aber wenn ich das Instrument hier sehe, wird es mir doch wieder zweifelhaft ...“ Dr. Schmidt schickte sich an, sich in einer längeren Rede über amerikanische Expeditionen und ihre Arbeitsweisen zu verbreiten, als Professor Eggerth ihn unterbrach.

„Es hat keinen Zweck, Herr Doktor, sich weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Die Leute, die einmal hier waren, haben die Insel längst verlassen. Wir wollen zu ‚St 25‘ zurückkehren.“

Mit einigem Drängen und mit Nachhilfe von Dr. Wille gelang es ihm, den langen Schmidt aus dem Zelt herauszubringen. Etwas schneller schritten sie danach aus und folgten noch ein Stück dem Walbrand, bis sie den schimmernden Körper von ‚St 25‘ wieder erblickten.

Ein Experiment wird vorbereitet

Hein Eggerth und Georg Verhoff hatten ihre Zeit nicht verloren. Als der Professor mit Wille und Schmidt zurückkam, blinkte ihm an der Steuerbordseite des Flugschiffes, an eben jener Stelle, wo der Riß im Rumpf gefessen hatte, eine frisch aufgeschweißte Metall-Lasche entgegen.

„Ein sauberes Stück Arbeit“, äußerte er sich anerkennend, während er einige Schritte zurücktrat, um die reparierte Stelle besser betrachten zu können. „Wo stecken denn die jungen Herren? Scheinen in das Schiff zurückgegangen zu sein, um sich auf ihren Vorbeeren auszuruhen.“ In seine letzten Worte klangen Hammerschläge von der Backbordseite des Schiffes her und jetzt auch das Zischen von Schweißbrennern.

„Da drüben scheint auch etwas nicht zu stimmen“, meinte Professor Eggerth. „Ich muß sehen, was da los ist. Wollen Sie mitkommen, meine Herren?“ wandte er sich an seine Begleiter, aber weder Wille noch Schmidt zeigten Lust dazu. Dr. Wille verspürte nach dem Marsch durch die Tropenhitze eine unbezwingliche Sehnsucht nach den gut temperierten Räumen von ‚St 25‘, und dem langen Schmidt lag auch etwas anderes am Herzen. Beide verschwanden im Schiffsinneren, während der Professor außen um den Rumpf herumging.

Auf Backbord fand er, was er schon beinahe vermutet hatte. Sein Sohn und Verhoff waren dabei, auch dort eine Lasche aufzuschweißen.

„Die Stelle hier war auch verdächtig“, rief ihm Hein Eggerth zwischen dem Brausen der Brenner von der Leiter hinab zu. „Wir hielten es für richtig, sie auch gleich zu verstärken. Jetzt geht es in einem Ausfegen, und wir sind nachher vor weiteren Zwischenfällen sicher.“

Wie lange es noch dauern würde, wollte der Professor wissen. Mit dem Bescheid, daß noch eine gute Stunde daraufgehen könnte, betrat er das Innere des Flugschiffes.

Von Wille und Schmidt war nichts zu sehen, beide hatten sich in ihre Kabinen zurückgezogen. Dr. Wille lag auf einem Ruhebett und erholte sich von den Strapazen dieses ‚tropischen Spazierganges‘, wie er es bei sich nannte. Der lange Schmidt kramte in seinen Akten herum und suchte emsig nach Notizen über die Expedition der Carnegie-Stiftung. Unter diesen Umständen zog es Professor Eggerth vor, ebenfalls seinen Privatraum aufzusuchen. Eine Stunde Zeit noch, bevor ‚St 25‘ wieder aufsteigen konnte; er beschloß, sie für die Untersuchung der mitgebrachten Gesteinsproben zu benutzen.

Schon unterwegs beim Einsammeln war ihm das verhältnismäßig hohe Gewicht dieser Brocken aufgefallen. Während vulkanische Auswurfstoffe häufig schwammig und blasig und wie beispielsweise Bimsstein so leicht sind, daß sie auf Wasser schwimmen, zeigte das einem braunen Glasfluß ähnelnde Gestein, das Professor Eggerth jetzt vor sich auf einem Tisch ausbreitete, ein weit höheres Gewicht. Er hielt es für zweckmäßig, das zunächst einmal zahlenmäßig festzustellen und suchte die wenigen dazu erforderlichen Geräte aus einem Schrank zusammen.

Zwei Messungen waren nötig, um das spezifische Gewicht genau festzustellen. Einmal eine Wägung des zu untersuchenden Brockens in der Luft. Der Professor legte ihn zu dem Zweck einfach auf eine Federwaage und notierte sich das Gewicht, das sie anzeigte. Eine zweite Wägung, bei welcher der Stein im

Wasser hing, hatte danach zu erfolgen. Auch das ließ sich ohne Schwierigkeiten bewerkstelligen. Er schlang ein feines Gummiband um den Brocken und hing ihn mit einem Zwirnsfaden an der Federwaage auf. Dann füllte er ein Literglas mit Wasser brachte es von unten her so darunter, daß der Stein vollkommen in die Flüssigkeit eintauchte, und schob schließlich noch ein Buch unter das Glas, um es in dieser Stellung festzuhalten. Darauf griff er nach seinem Schreibblock und Bleistift und ging daran, die kleine Rechnung aufzumachen, durch die sich das spezifische Gewicht eines Körpers leicht ermitteln läßt, wenn man sein Gewicht in der Luft und im Wasser kennt.

Eben war er dabei, das Ergebnis niederzuschreiben, als ein leises Klicken ihn auffschauen ließ. Sein Blick fiel auf die Waage; sie zeigte jetzt etwas ganz anderes als noch eben vor einer knappen Minute. Sein Auge wanderte weiter zu dem Glase hin, und der Bleistift entfiel seiner Hand beim Anblick dessen, was er dort sah. Wie ein Schwamm war der scheinbar doch so feste Stein in dem Wasser aufgequollen, hatte jede Spur der Flüssigkeit in sich aufgesogen, hatte sich dabei stark und immer stärker ausgedehnt und schließlich die Glaswand zersprengt.

In Scherben lag das Gefäß auf dem Tisch und immer noch weiter quoll und wuchs der wunderliche Stein. Schon hatte er soviel an Größe gewonnen, daß er die Tischplatte berührte; schon zerriß auch das Gummiband, das der Dehnung bisher noch standgehalten hatte.

Schon stieß das nach allen Seiten weiter quellende Gebilde gegen die Federwaage und warf sie um. Mit schnellem Griff brachte Professor Eggerth sie in Sicherheit und starrte wie fasziniert auf das wunderbare Schauspiel, das sich vor seinen Blicken vollzog; schaute Minuten lang darauf, bis das rätselhafte Wachstum endlich sein Ende erreichte. Aber da war aus dem früher noch nicht faustgroßen Brocken auch ein Gebilde geworden,

das die halbe Tischfläche bedeckte und etwa die Form und den Umfang eines recht großen Kürbisses aufwies.

Professor Eggerth strich über die Stirn. Narrete ihn ein Spuß? War das Ganze eine Fieberphantasie? Er griff sich an den Puls; der ging ruhig und kräftig. Er schloß die Augen und öffnete sie wieder. Das Bild blieb unverändert. Wuchtig und mächtig lag nach wie vor der zu einem gewaltigen Block aufgequollene Brocken auf dem Tisch. Er wollte näher herantreten, ihn fühlen, ihn anheben, als es klopfte.

Die Tür ging auf, Dr. Schmidt kam hinein. Aufgeregt schwenkte er ein Bündel Zeitungsblätter in der Rechten. Ohne den Tisch mit seiner auffallenden Last zu bemerken, pläzte er mit seiner Nachricht heraus.

„Wissen Sie das Neueste, Herr Professor? Wissen Sie, wer in dem Zelt gehaust hat, das wir vorher entdeckten? . . .“

Professor Eggerth wollte abwehren. Ihn interessierte in diesem Augenblick das rätselhafte vulkanische Gestein auf seinem Tisch mehr als alles andere, aber der lange Schmidt ließ sich nicht abstoppen. Ohne sich unterbrechen zu lassen, sprach er weiter.

„James Garrison ist hier gewesen. James Garrison . . . unser alter Bekannter aus der Antarktis. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter gehörte er zu der Carnegie-Expedition. Es stimmt auch; magnetische Messungen sind seine Spezialität. Ich hätte gleich daran denken sollen, als ich das Magnetometer in dem Zelt sah.“

Der Name ‚Garrison‘ ließ Professor Eggerth aufmerken und gab seinen Gedanken für eine kurze Weile eine andere Richtung.

„So, so, Herr Doktor, Mr. Garrison war mit der Carnegie-Expedition hier? Ein eigenartiges Zusammentreffen“, sagte er sinnend, während er an den anderen unfreiwilligen Aufenthalt auf dieser Insel denken mußte, zu dem sein Sohn und Verloff James Garrison und dessen Kumpan Bolton schon früher einmal verholten hatten.

Einen kurzen Augenblick stutzte der lange Schmidt, als Professor Eggerth von einem eigenartigen Zusammentreffen sprach. Einen Moment ging ihm der Verdacht, den er beim Anblick des ersten Zeltges gefaßt hatte, wieder durch den Kopf, doch dann sprudelte er weiter. „Es ist übrigens möglich, Herr Professor, daß wir durchaus nicht die einzigen Bewohner der Insel sind.“

„Wieso nicht, Herr Doktor?“ fiel ihm Professor Eggerth ins Wort. „Die Insel ist unbewohnt, das weiß ich zufällig ganz genau.“

„War unbewohnt, Herr Professor“, fuhr Dr. Schmidt fort. „Hier steht etwas . . .“ Er blätterte in den Zeitungsausschnitten, die er mitgebracht hatte. „Merkwürdig unbestimmt sind alle diese Meldungen. Wie absichtlich gemacht kommt mir manches darin vor, aber der Satz hier läßt sich jedenfalls nicht wegwischen. Hier steht es, daß der Expedition unterwegs drei Mitglieder abhanden gekommen sind. Von einem übereilten Aufbruch, dem fluchtartigen Verlassen einer Insel ist dabei die Rede. Namen und Orte sind nicht genannt, doch ich meine, das könnte nur hier gewesen sein, als die Expedition Hals über Kopf vor dem Vulkanausbruch flüchten mußte. Lesen Sie den Bericht selbst.“

Er reichte Professor Eggerth das Zeitungsblatt hin. Der ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann zu lesen. Eine kurze Zeit beobachtete ihn Dr. Schmidt dabei. Dann ließ er seine Blicke durch den Raum gehen und bemerkte den Block auf dem Tisch. Erstaunt trat er näher heran, fuhr mit den Händen darüber und hob das eigenartige Gebilde schließlich etwas an, während seine schmalen Lippen Fragen formten.

„Was ist das hier, Herr Professor? Wie kommen Sie zu diesem Mineral? Scheint vulkanischer Natur zu sein. Fühlt sich fast wie Bimsstein an. Wo haben Sie das gefunden? . . . Wann haben Sie es denn in das Schiff gebracht?“ Es waren viele Fragen auf einmal, aber jetzt mußte der lange Schmidt auf Antwort

warten, denn Professor Eggerth war noch mit dem Zeitungsbericht über die Carnegie-Expedition beschäftigt.

„Ja, mein lieber Herr Doktor“, sagte er, als er das Blatt endlich beiseite legte, „das sieht in der Tat aus, als ob die Expedition hier bei ihrer überstürzten Abfahrt drei Mann zurückgelassen hat. Da steht auch etwas davon da, daß man ein Schiff ausschicken will, um die Leute abzuholen. Lassen sich reichlich Zeit damit, die Herrschaften in USA. Nun ja, das kostet natürlich Geld, und da es sich wahrscheinlich um arme Teufel handelt, eilt es nicht so besonders.“

Der lange Schmidt kannte Professor Eggerth und seine Art, die Dinge zu erlebigen. Er wußte, daß jetzt erst diese Geschichte mit der Carnegie-Expedition zu Ende durchgesprochen werden mußte, bevor er auf seine anderen Fragen Antwort bekommen würde.

„Es ist in der Tat so, Herr Professor“, ging er auf dessen Gedankengang ein. „Wenn sich die Vermißten auf der Insel hier befinden, so müssen sie schon seit mehr als drei Monaten hier sein. Höchst wahrscheinlich doch ohne Waffen und sonstige Hilfsmittel. Wahrhaftig keine angenehme Lage für die Leute. Wer weiß, wie sie's überstanden haben.“

„Ich glaube, darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, Herr Dr. Schmidt. Es gibt auf der Insel Süßwasser und nahrhafte Früchte in Mengen. Mit ein bißchen Glück und Geschick lassen sich auch Schildkröten und Fische fangen. Aber natürlich wäre es unbillig, die Leute länger als nötig ihrem Schicksal zu überlassen.“

„Sie meinen, Herr Professor, daß wir uns um sie kümmern sollten?“

„Ganz recht, Herr Doktor. Wir werden uns nach ihnen umsehen, wenn ‚St 25‘ wieder in Ordnung ist. Wenn sie wirklich hier sind, dürfte es nicht allzu schwer sein, sie zu finden.“

Der lange Schmidt zog sein Gesicht in Falten. „Fremde an

Bord von 'St 25'? Ich weiß nicht, ob das empfehlenswert ist, Herr Professor. Es gibt Neukonstruktionen im Schiff, die noch nicht geschützt sind . . ."

Professor Eggerth schob die Bedenken des langen Schmidt kurz beiseite. „Wir werden den Leuten nichts zeigen, was sie nicht sehen sollen, aber wir dürfen in diesem Fall nicht kleinlich sein. Es ist unsere Pflicht, sie aus ihrem Exil zu erlösen. Um so mehr, als der Vulkan unberechenbar ist. Das hier . . .“, Professor Eggerth deutete auf den Steinblock auf dem Tisch, „gibt mir allerhand zu denken.“

Damit kam nun der Professor glücklich zu dem Thema, das Dr. Schmidt im Augenblick am Herzen lag. Er berichtete ihm von seinem Versuch und den überraschenden Erscheinungen, die es dabei gegeben hatte, und gemeinsam machten sie sich daran, das Experiment mit einem anderen Brocken zu wiederholen.

Sprachlos sah Dr. Schmidt zu, wie auch dieses Lavastückchen zu quellen und zu schwellen begann und sich noch stärker ausdehnte als das erste; wahrscheinlich deshalb, weil Professor Eggerth diesmal ein wesentlich geräumigeres Gefäß mit einer entsprechend größeren Wassermenge benutzt hatte. Immer noch schweigend und mit zusammengekniffenen Lippen betrachtete der Doktor den zweiten Block, der nach Beendigung des Versuches die ganze Tischplatte bedeckte und stellenweise noch darüber hinausragte.

„Unerklärlich! Vollkommen rätselhaft!“ kam es schließlich fast tonlos von seinen Lippen.

„Das sagt die Wissenschaft auch zu den Erscheinungen in der Solfatare von Pozzuoli, Herr Dr. Schmidt, aber die Erscheinungen sind unbestreitbar da. Vielleicht können wir das hier für unsere Zwecke ausnutzen, auch wenn wir das Rätsel nicht zu lösen vermögen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Professor?“ fragte Dr. Schmidt.

„Ich denke an ein anderes größeres Experiment, Herr Doktor. Wir haben hier gesehen, daß die Lava ein Vielfaches ihres Volumens annimmt, wenn man sie mit Wasser zusammenbringt. Was halten Sie von der Idee, eine gehörige Portion Wasser direkt in den Vulkankrater hinein zu gießen? Der Versuch wäre nicht allzu schwierig. Man braucht nur die Wassertanks von 'St 25' vollzufüllen . . . Süßwasser gibt es auf der Insel zur Genüge . . . dann über den Krater hinfliegen und die Tanks auslaufen lassen und sich danach möglichst schnell in die Stratosphäre verziehen . . . und aus sicherer Höhe zusehen, was daraus wird.“

Dr. Schmidt schüttelte den Kopf. „Zwecklos, Herr Professor! Sie würden eine Dampfwolke sehen und weiter nichts.“

„Glauben Sie, Herr Doktor? Angesichts dieser Dinge hier“, Professor Eggerth deutete auf die beiden Gesteinsblöcke, „bin ich anderer Meinung. Es müßte sich auch im Krater eine Reaktion zeigen.“

„Ausgeschlossen, Herr Professor. Die Lava im Krater ist weit über 2000 Grad heiß. Sie vergessen den sphäroidalen Zustand. Bei dem Versuch, den Sie planen, würde sich zwischen dem Wasser und der Lava sofort eine trennende Dampfschicht bilden und jede Reaktion verhindern.“

„Hm, hm . . .“ Professor Eggerth strich sich nachdenklich durch das Haar. „Da könnten Sie am Ende recht haben, Herr Dr. Schmidt. Man wird es anders herum versuchen müssen.“

„Ich wüßte nicht wie“, beharrte der lange Schmidt auf seinem abweisenden Standpunkt. „Kaltes Wasser und glühende flüssige Magma lassen sich nicht vermischen. Stets wird eine Dampfhaut sie auseinanderhalten . . .“

„Bei Wasser wird es vielleicht der Fall sein, Herr Doktor, bei Eis ist es möglicherweise ganz anders. Es gibt da eine Theorie über die Entstehung unserer Planeten, die manches ganz

plausibel erklärt und bis heute nicht widerlegt ist. Demnach soll in unvordenklichen Zeiten einmal ein mächtiger Eisball in die glühende Sonne gestürzt sein . . .“

Dr. Schmidt zog ein Gesicht, als ob er auf etwas Saures gebissen hätte und machte eine abwehrende Bewegung. „Um Himmelswillen, Herr Professor! Wollen Sie etwa mit der Weltislehre operieren? Die ist doch inzwischen wohl endgültig erledigt.“

„Wir wollen uns nicht über die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit dieser Lehre streiten, Herr Doktor“, fiel ihm Professor Eggerth ins Wort. „Mich interessiert nur die Möglichkeit . . . ich möchte fast sagen Wahrscheinlichkeit, daß Eis sich in der glühenden Lava anders verhalten könnte als Wasser. Wenn man eine tüchtige Eisbombe . . . eine Last von 100 Tonnen könnte ‚St 25‘ sicher tragen . . . mit der nötigen Geschwindigkeit in den Vulkankrater hineinschleuderte . . . ich muß sagen, Herr Doktor, ich verspreche mir einiges von solchem Versuch. Würde er Sie nicht auch interessieren?“

„Gewiß, Herr Professor, es wäre physikalisch nicht uninteressant . . . aber wo wollen Sie hier in den Tropen das nötige Eis herbekommen. ‚St 25‘ hat keine großen Eismaschinen an Bord.“

„Aber ‚St 21‘, Herr Dr. Schmidt. Ich werde an unser Werkfunken . . . um forcierten Flug ersuchen. ‚St 21‘ könnte in fünfzehn Stunden hier sein.“

Noch immer gab sich Dr. Schmidt nicht geschlagen. „Dann müssen wir auch solange hier bleiben, Herr Professor. Wenn ich Sie recht verstand, äußerten Sie bei unserer Landung den Wunsch, möglichst bald wieder von der Insel und aus der Nähe des Vulkans fortzukommen. Ich weiß wirklich nicht, ob es zweckmäßig ist, sich hier länger als dringend nötig aufzuhalten . . .“ Der lange Schmidt war ins Reden gekommen und brachte noch

eine ganze Reihe von ‚Wenn und Aber‘ vor. Professor Eggerth ließ ihn gewähren. Er hatte nach einem Schreibblock gegriffen und war dabei, ein im Geheimfode der Bitterfelder Werke verschlüsseltes Telegramm aufzusetzen, das ‚St 21‘ schnellstens nach der Insel beorderte.

„Lassen Sie es, Herr Doktor“, sagte er, als er damit fertig war. „Die Sache ist mir einen Versuch wert, und ich werde ihn machen. Einige Zeit müssen wir sowieso noch hierbleiben, da wir uns nach den Vermissten der Carnegie-Expedition umsehen wollen . . . noch um eins möchte ich Sie ersuchen, Herr Doktor. Wollen Sie bitte unsere Besprechung hier bis auf weiteres als vertraulich behandeln. Es wird immer noch Zeit sein, darüber zu reden, wenn ‚St 21‘ hier ist, und wir den Versuch wirklich machen.“

Der Professor stand auf, in der Absicht, das Radiogramm, welches er soeben aufgesetzt hatte, in die Funkerkabine zu bringen, als ihn Dr. Schmidt noch einmal zurückhielt.

„Wenn Sie die Angelegenheit vorläufig geheimhalten wollen“, meinte er in seiner methodischen und stets ein wenig hölzern wirkenden Art, „so dürfte es sich empfehlen, diese Blöcke beiseite zu schaffen. Wer sie hier in Ihrem Raum sieht, wird sicher wissen wollen, woher sie stammen.“

„Alle Wetter, ja Herr Doktor Schmidt, das Zeug muß weg.“ Professor Eggerth fragte sich hinter dem Ohr. „Umständliche Sache. Es ist nicht gerade notwendig, daß man uns dabei beobachtet.“

Seine Bemerkung war nicht unberechtigt, denn wie überall im Schiff waren auch in seiner Kabine die Fenster nicht zum Öffnen eingerichtet. Die schweren Kristallscheiben waren hermetisch in die Metallwand eingefügt. Die Ventilation in allen Räumen des Schiffes erfolgte durch den Frischluftstrom, den die Kompressoren während des Fluges ständig in das Innere warfen.

So blieb nichts anderes übrig, als die beiden Blöcke in mehrere kleine Stücke zu zerspalten, was sich verhältnismäßig leicht bemerkstelligen ließ, und sie danach durch die Eingangspforte des Schiffes hinauszutragen.

„Uff!“ sagte Professor Eggerth, als er den letzten Brocken in ein Gebüsch warf, „das wären wir los. Ich gehe jetzt zu Lorenzen. Er soll gleich mit Bitterfeld funken.“

Während der Professor durch den Gang nach achtern ging, blieb Dr. Schmidt im Mittelraum, machte es sich in einem Sessel bequem und vertiefte sich wieder in seine Zeitungsausschnitte. Vielleicht, daß sich darin doch noch die eine oder andere Notiz fand, die er bisher übersehen hatte. Er war noch mit seiner Lektüre beschäftigt, als Verkoff und Hein Eggerth hineinkamen. Sie hatten inzwischen auch die Ausbesserung draußen an Backbord vollendet und mußten jetzt durch den Mittelraum, um das Schweißgerät und die Leitern wieder abzustellen, was nicht ohne einiges Gepolter abging.

Unwillig über die Störung blickte Dr. Schmidt von seinen Zeitungsblättern auf. Seine Gedanken waren noch ganz bei dem, was er eben gelesen hatte.

„Wissen Sie auch, wer hier auf der Insel gewesen ist?“ sagte er zu Hein Eggerth.

„Mensch! Das lange Gerack hat Lunte gerochen“, wisperte Hein Eggerth Verkoff zu. „Ich habe keine Ahnung, Herr Doktor“, sagte er laut, während er ein scheinheiliges Gesicht machte.

„Ja, das ist interessant, meine Herren“, fuhr der lange Schmidt fort, „unser alter Bekannter aus der Antarktis, Mr. James Garrison ist hier auf der Insel gewesen.“

Hein Eggerth sah Georg Verkoff an, und Georg Verkoff sah Hein Eggerth an. Eine ganze Geschichte lag in den stummen Blicken, die sie miteinander wechselten.

War der lange Doktor ihnen also doch auf die Sprünge ge-

kommen? Hatte er etwa bei dem Spaziergang Spuren gefunden, die ihm die frühere Anwesenheit von Garrison und Bolton hier einwandfrei verrieten? Oder war es nur eine Vermutung, versuchte Dr. Schmidt nur auf den Busch zu klopfen? Hein Eggerth entschloß sich, den Erstaunten zu markieren.

„Ach, was Sie nicht sagen, Herr Doktor?“ begann er. „Mr. Garrison ist auf der Insel hier gewesen. Ja, was in aller Welt hatte der Mann denn hier zu suchen?“

Er hielt inne, weil er nicht recht wußte, was er noch weiter sagen sollte. Georg Verkoff versuchte, seinem Freund Hein mit einer Notlüge zu Hilfe zu kommen. „Vielleicht hat Mr. Garrison die Insel mit einer wissenschaftlichen Expedition aufgesucht“, warf er halb fragend ein, während er bei sich dachte, „Lieber Schmidt, wenn du eine Ahnung davon hättest, wie wir den guten Garrison damals in seinem Morphiumdusel ausgebootet haben . . .“

Im nächsten Moment hätte er beinahe aufgeschrien, so stark kniff ihn Hein Eggerth bei den Worten Schmidts in den Arm.

„Sie haben es erraten, Herr Verkoff“, sagte Dr. Schmidt, „Mr. Garrison war gerade während des Vulkanausbruches mit einer Carnegie-Expedition hier.“

„Ich dachte es mir ja gleich“, meinte Verkoff, während er sich seinen Arm rieb. „Wissen Sie sonst noch Näheres über ihn?“

Dr. Schmidt gab bereitwillig Auskunft. „Die Expedition hat die Insel während des Vulkanausbruches fluchtartig verlassen müssen. In der allgemeinen Verwirrung sollen drei Leute zurückgeblieben sein . . . vergessen worden sein . . . man weiß nichts Genaueres . . . hoffentlich sind sie bei der Eruption nicht umgekommen. Wir werden uns nach ihnen umsehen müssen, bevor wir wieder abfliegen.“

„Zweifelloß, Herr Doktor, das ist Christenpflicht“, brachte Hein Eggerth treuherzig hervor und griff zusammen mit Verkoff zu, um das letzte Gerät von der Reparatur beiseitezuschaffen.

„Junge, Junge“, meinte er zu Verloff, als sie eine Sauerstoffflasche im Kleerraum abstellten, „das konnte diesmal leicht ins Auge gehen, aber jetzt brauchen wir kaum noch etwas zu fürchten. Mr. Garrison zweimal auf dieser gesegneten Insel; da wird es dem guten Schmidt schwerfallen, nachträglich herauszufinden, was von seinem ersten und was von seinem zweiten Besuch stammt.“

„Hoffen wir das Beste, Hein“, pflichtete Verloff ihm bei. „Wird übrigens nicht so ganz einfach sein, die drei Vermissten hier aufzufinden. Wenn sie sich nicht durch ein Feuer mit viel Rauch oder sonstwie bemerkbar machen, werden wir am Ende lange nach ihnen suchen können. Ich fürchte, das gibt noch einen Aufenthalt, der alle unsere schönen Rekordpläne über den Haufen wirft.“

„Kannst recht haben, Georg“, meinte Hein Eggerth, „ich will mal meinen alten Herrn suchen gehen, um zu hören, wie der über den Fall denkt.“

Professor Eggerth hielt die Antwort auf sein Radiogramm in der Hand, als er die Funkerkabine verließ. „St 21“ wurde in Bitterfeld schon flugbereit gemacht, würde in einer Viertelstunde starten und in forcierter Fahrt den halben Erdball umjagen, um zu „St 25“ zu stoßen.

Als der Professor den Mittelraum betrat, berührte die Sonne weit draußen im Westen eben die Kimm zwischen Wasser und Himmel. Zusehends versank der rotglühende Ball in der Flut. Jetzt war er verschwunden, und schon leuchteten die ersten Sterne am Himmel auf. Fast ohne Übergang brach die Tropennacht herein.

Professor Eggerth ging von seinem Sohn begleitet zu dem Fenster auf Backbord und blickte hinaus. Fast gespenstisch ragte in der Ferne der Kegel des Vulkans empor; ein rötlich-gelb-

licher Schimmer umspielte dessen Gipfel. Unstet zuckte das Licht bald stärker bald schwächer auf. In Gedanken versunken starrte der Professor darauf hin.

Das Bild, das der Berg jetzt in der Dunkelheit bot, bewies unwiderleglich, daß die unterirdischen Kräfte in ihm noch längst nicht zur Ruhe gekommen waren. Jedesmal, wenn es von dort drüben her greller aufleuchtete, erwartete der Professor, daß der Lavasee bis zum Kraterrand emporsteigen und über den Hang hinunterfließen würde und malte sich in Gedanken dann weiter aus, wie das glutflüssige Magma wohl auf den Versuch reagieren würde, den am nächsten Tage auszuführen er jetzt fester denn je entschlossen war. In sein Sinnen klang eine Frage seines Sohnes.

„Wollen wir die Nacht über hier liegen bleiben, Vater? Ich traue dem Burschen da drüben...“ — Hein Eggerth deutete nach dem Vulkan hin, „nicht über den Weg.“

„Wir bleiben bis Sonnenaufgang liegen“, entschied Professor Eggerth. „Es wird aber die Nacht über reguläre Flugwache gegangen. Alle Motoren müssen warm bleiben. Das Schiff muß in der Lage sein, zu jeder Sekunde mit den Hubschrauben aufsteigen zu können.“

„Gut, ich werde das Nötige anordnen“, sagte Hein Eggerth und ging zum Kommandoraum, um den Befehl seines Vaters weiterzugeben.

*

Die Wiese, auf der „St 25“ gelandet war, lag an der Nordwestecke der Insel; und an der Nordostecke reckte der neue Vulkan seinen Krater empor. Weiter erstreckte die Insel sich dann gut zehn Kilometer nach Süden. Dieser Teil war leicht hügelig und bis dicht an die Küste mit einem üppigen Wald bedeckt, der nur an wenigen Stellen durch kleine Wiesenflächen unterbrochen wurde.

An der Südspitze der Insel fiel das Gelände von etwa 30 Meter Höhe jäh zur Küste ab. In Form einer Steilwand trat hier das Felsgestein zutage. Am Fuße dieser Wand lag noch ein etwa 50 Meter breiter Wiesenstreifen, der durch einen ungefähr ebenso breiten Strand von der See getrennt war. Das alles wurde jetzt von der Dunkelheit der schnell aufkommenden Tropennacht verschlungen. Nur ein leichtes Brausen, fast wie das Atmen eines schlafenden Riesen klang es, verriet noch die Nähe des Weltmeeres. Ein anderes unregelmäßiges Rauschen kam von dem Wald her, in dessen Baumkronen der Nachtwind sein Spiel trieb.

Doch jetzt leuchtete ein schwacher Lichtschein auf. Ein brennendes Streichholz schien es zu sein, das unsicher eine Hand beleuchtete, die es zwischen dürres Gras und Reisig hineinschob. Da fand das schwache Flämmchen schnell Nahrung und wurde zur größeren Flamme, fraß knisternd erst und dann kräftig prasselnd an den dürren Ästen weiter, loderte hell auf und beleuchtete nun deutlicher die Gestalten zweier Männer, die neben dem Feuer im Grase lagerten.

Verwildert sahen die beiden Menschen aus. Struppiger Bartwuchs bedeckte ihre Gesichter. Es war unverkennbar, daß sie seit langem mit keinem Schermesser in Berührung gekommen waren. Ihre Kleidung, soweit es sich noch feststellen ließ, billige Konfektionsware, war arg mitgenommen; zerrissen und zerschliffen von den Dornen des Tropenwaldes, und fast noch stärker lädiert war ihr Schuhwerk. Die beiden Männer sprachen englisch miteinander, soweit man den Newyorker Slang noch als Englisch bezeichnen kann, doch hatte die Redeweise des einen starken irischen Einschlag, während diejenige des anderen auf deutsche Herkunft schließen ließ.

„Ich habe mich bestimmt nicht getäuscht, O'Brien“, sagte der mit dem deutschen Akzent. „Was wir heute mittag gehört haben,

war sicherlich ein Flugzeug. Schade, daß wir's verpaßt haben. Jetzt können wir weiter hier sitzen, bis wir schwarz werden.“

„Nonsens!“ widersprach ihm der andere. „Ich bin sofort den Berg rauf gelaufen, Smith. Bin gerannt, daß mir fast die Lungen plagten. Bin auf einen Baum geklettert, habe nach allen Seiten ausgespäht. Wenn ein Flugzeug dagewesen wäre, hätte ich's sehen müssen.“

Der mit Smith Angeredete schob erst ein paar Äste ins Feuer, bevor er antwortete.

„Dagewesen ist's, O'Brien. Da will ich meinen Kopf drauf wetten . . .“

„Schade, um das schöne Köpfchen! Ihr werdet's verlieren, Smith“, warf der Ire dazwischen. Der andere beachtete den Einwand nicht und fuhr fort.

„Tragt sich bloß, O'Brien, ob es schon wieder weg ist, oder ob es vielleicht noch da ist . . .“

„Noch da ist?! . . .“ O'Brien schlug sich auf den Schenkel, daß es knallte. „Noch da?! Mann, ich würde denken, daß Ihr das Delirium habt, aber leider ist seit Monaten kein Tropfen Whisky mehr über unsere Lippen gekommen. Seit Monaten schon, Smith! Länger als ein Vierteljahr hocken wir auf dieser dreimal gottverfluchten Insel, und die Leute des Institutes kümmern sich nicht um uns . . . denken nicht daran, uns holen zu lassen. Na ja, Smith, wir sind ja auch bloß ein paar einfache workers . . . werden wohl unsere Lage hier beschließen müssen.“

„Würde für uns vielleicht zutreffen, aber Ihr vergeßt Mr. Harte“, wandte Smith ein. „Einen Professor der Botanik, zweimal ordentlicher Doktor, drei- oder viermal Ehrendoktor, Mitglied des Carnegie-Instituts, werden die nicht vergessen. Ich dachte heute mittag schon, daß sie mit dem Flugzeug kommen, um ihn zu holen.“

„Ach der arme Harte! Der liegt nun auch schon seit Monaten

in dem Grab, das wir ihm mit unsern bloßen Händen mühsam gegraben haben, um den brauchen die kein Flugzeug mehr zu schicken.“

„Redet doch nicht so ungereimtes Zeug“, fuhr ihm Smith dazwischen. „Die haben doch keine Ahnung, daß Harte tot ist. Woher sollten sie's denn wissen, daß ihn ein heißer Brocken erschlug? Habt Ihr denn ganz und gar vergessen, Mann, wie das damals war? Unser Schiff, die ‚City of Baltimore‘ lag an der Nordküste vor Anker; mit uns beiden war Professor Harte nach Süden marschiert. Wir steckten mitten im Wald, waren im besten Botanisieren, als das Beben losging. Dachten damals in unserm Unverstand erst, es wäre Hagel, was da vom Himmel her in den Wald prasselte. Als wir den Braten rochen, da war's schon zu spät, da hatte es Mr. Harte schon erwischt. Sind damals erst wie die Irrsinnigen weiter nach Süden gerannt, anstatt nach Norden durchzubrechen. War unser Fehler, D'Brien, als wir uns am nächsten Morgen die Befehrerung besahen, war die ‚City of Baltimore‘ mit Mann und Maus verschwunden . . .“

„Warum wärmt Ihr die alten Geschichten wieder auf, Smith?“ unterbrach der Ire die lange Rede seines Leidensgefährten. „Davon wird's auch nicht besser.“

„Ich wollte Euch bloß klarmachen, daß Mr. Garrison und seine Leute von dem Tode Hartes nichts wissen können“, verteidigte sich Smith, „und gerade darauf baue ich meine Hoffnung, daß sie doch einmal wiederkommen werden, um ihn zu holen.“ Nur widerstrebend gab D'Brien dem anderen recht.

„Wie Ihr's so sagt“, meinte er zögernd, „möchte man's fast glauben, aber verflucht lange lassen die Herren sich Zeit. Drei Patronen haben wir noch, wenn die auch verschossen sind, ist's mit dem Fleisch vorbei. Der Teufel mag wissen, wie's dann werden soll. Wir müssen einen Entschluß fassen, Smith. Wir müssen endlich etwas unternehmen.“

„Richtig, D'Brien. Endlich ein vernünftiges Wort. Wollen aber auch danach handeln. Seit Wochen rede ich Euch zu, mal mit mir nach dem Norden vorzustößen . . . mal zu sehen, ob sich da nichts Brauchbares entdecken läßt, aber Ihr seid ja von hier nicht fortzukriegen.“

„Ihr kennt meine Gründe dafür, Smith“, suchte sich D'Brien zu rechtfertigen. „Der Vulkan kann jeden Augenblick wieder anfangen, zu spucken. Hier sind wir 10 Kilometer von ihm ab und haben unsere Höhle, in der wir vor Lavabomben sicher sind. Wagen wir uns weiter nach Norden vor, kann's uns leicht ebenso wie dem Professor Harte gehen.“

„Kann gewiß, D'Brien, braucht aber nicht“, widersprach ihm Smith. „Der Vulkan ist schon seit Wochen ruhig. Ich riskier's auf jeden Fall. Ich gehe morgen mal zum Nordufer. Wenn Ihr mitkommen wollt, soll es mich freuen.“

Der Ire vermied eine glatte Antwort. „Wir wollen sehen, wie's morgen bei Tageslicht aussieht“, meinte er ausweichend. „Vielleicht werden wir zusammen gehen.“

„Na, da überlegt's Euch noch bis morgen“, sagte Smith. „Vorläufig können wir nichts Besseres tun, als uns aufs Ohr legen. Wollen aber sehen, daß unser Feuer bis morgen vorhält. Unsere Streichhölzer fangen an, rar zu werden.“

Während Smith es sagte, stand er auf und machte sich an dem Feuer zu schaffen. Vorerst einmal packte er über die durchgebrannten glühenden Äste eine kräftige Schicht neues Holz, und danach begann er den so vergrößerten Scheiterhaufen mit Erde und mit Rasenstücken, die er mit seinem Taschenmesser aus dem Boden schnitt, von allen Seiten her zu bedecken. Nur eine größere Öffnung oben an der Spitze und ein paar kleinere am Fuß des Haufens ließ er frei.

„So!“ meinte er, als er das Messer wieder in die Tasche

steckte, „das wird sich für zwölf Stunden halten. Gegeffen haben wir schon, legen wir uns schlafen.“

Er ging ein paar Schritte zu einer Stelle hin, wo die Felswand weit übersprang und einen natürlichen Schutz bildete. Dort streckte er sich bequem auf ein Lager aus dürrem Gras aus. Noch einiges vor sich hin brummend, folgte O'Brien seinem Beispiel. Nicht lange wahrte es, und zu den Geräuschen von Meer und Wald gesellte sich ein drittes, das an ein mäßiges Sägewerk erinnerte. In einem gesunden Schlaf vergaßen die beiden auf die Insel Verschlagenen für Stunden ihre Sorgen und Mühe.

*

Im Osten färbte sich der Horizont rot, die Sterne verblichen, die Sonne eines neuen Tages hob sich strahlend aus den Fluten. Im Kommandoraum von „St 25“ griff Berkoff nach den Hebeln des Maschinentelegraphen, Zeiger wanderten über weiße Scheiben, Glockensignale schrillten auf, die Motoren des Stratosphärenschiffes sprangen an.

Langsam zunächst noch begannen die Kompressorpumpen Luft in den wieder hermetisch geschlossenen Rumpf zu drücken. Wirbelnd schwangen die drei großen Hubschrauben schnell und immer schneller um ihre vertikalen Achsen. Lauter brüllten die Motoren jetzt auf, ein leichtes Schüttern ging durch das Schiff. Leicht, als ob er alle irdische Schwere von sich abgeschüttelt hätte, hob der mächtige Metallbau sich von dem Rasen ab und stieg senkrecht empor, gewann Meter um Meter an Höhe, bis nun auch das Spiel der Horizontalpropeller einsetzte und „St 25“ auf immer schnellere Fahrt brachte.

Schon wurde das Schiff von seinen Schwingen getragen und bedurfte der Hubschrauben nicht mehr. Ein neuer Hebeldruck im Kommandoraum, diese Schrauben standen still und wurden eingezogen. Eine Metallverkleidung in Stromlinienform schob

sich über sie hin, während das Schiff sich in weiten Spiralen immer höher emporbewegte.

Im Mittelraum waren Professor Eggerth, sein Sohn und Berkoff beisammen. Mit scharfen Gläsern durchspähten sie das Gelände, über das „St 25“ seine Bahn zog. Immer tiefer versank, während die Minuten verstrichen, die Insel, schien dabei immer kleiner zu werden, lag jetzt wie aus einer Landkarte herausgeschnitten, unter ihnen; da nahm der Professor sein Glas von den Augen.

„Vergebliches Bemühen, Hein.“ Nach einem Blick auf den Höhenzeiger fuhr er fort: „Aus 5 Kilometer Höhe läßt sich ein einzelner Mensch nicht mehr erkennen. Wir wollen es später noch einmal versuchen. Jetzt haben wir anderes zu tun.“

„Einen Augenblick, Herr Professor“, mischte sich Berkoff ein, der nach wie vor durch sein Glas starrte. „Mir war's eben ganz so, als ob sich da unten auf dem Strand an der Südspitze zwei schwarze Pünktchen bewegt hätten.“

„Kann schon sein, mein lieber Berkoff“, meinte der Professor. „Aber wer weiß, was Sie gesehen haben. Irgendwelches Getier vielleicht, das aus dem Wald an den Strand kam, mit Sicherheit läßt sich aus dieser Höhe nichts mehr erkennen.“

„Wenn man noch einmal hinunterginge“, schlug Berkoff vor. Professor Eggerth lehnte es ab.

„Später, Herr Berkoff. Ich möchte unser Programm nicht umstoßen. Jetzt ist es ein Viertel vor Sieben. Wir wollen unsern Probeflug in die Stratosphäre fortsetzen. Ich möchte bis neun Uhr damit fertig sein.“

Berkoff warf Hein Eggerth einen fragenden Blick zu. Der zuckte die Achseln. Er wußte, daß sein Vater sich schwer davon abbringen ließ, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte. Mochte der Himmel wissen, welche Absichten er jetzt wieder verfolgte.

Als ob Professor Eggerth seine Gedanken gelesen hätte, sagte er. „Um neun Uhr wollen wir aus der Stratosphäre zurück sein. Ich habe dann noch eine kleine Überraschung für euch in petto.“

Da hätten nun Hein Eggerth und Georg Verhoff gern etwas Näheres gehört, aber der Professor zog es vor, sich in Schweigen zu hüllen.

„Abwarten und Tee trinken“, antwortete er auf alle Fragen, „ihr werdet es schon merken, wenn es so weit ist. Jetzt mal erst mit Woll Dampf in die Stratosphäre.“

Unablässig schraubte sich ‚St 25‘ weit auskuvend immer höher. Längst war die 10-Kilometer-Grenze überschritten, langsam pendelte der Höhenzeiger auf die Zwanzig zu. Nur noch wie ein in leichten Nebel gehülltes grünes Fleckchen war die Insel unter ihnen zu sehen. Stetig und kräftig arbeiteten jetzt auch die Kompressoren. Unbeweglich stand der Zeiger des Manometers auf der Eins, ein Zeichen, daß der vorgeschriebene Druck von einer Atmosphäre im Schiffsinneren gehalten wurde.

So war es jetzt, und so blieb es auch, als die 30 Kilometer überschritten waren, als ‚St 25‘ schließlich auch auf 35 Kilometer emporstieß, und nun mit vollster Maschinenkraft eine Schleife von mehreren hundert Kilometern abjagte, um die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Teiles der Maschinenanlage zu erproben. Als Professor Eggerth endlich das Zeichen zum Abstieg gab, hatte er die Gewißheit gewonnen, daß ‚St 25‘ wieder voll leistungsfähig war. Er durfte überzeugt sein, daß das Schiff seiner Besatzung bei jeder plötzlich auftauchenden Gefahr, mochte sie kommen, woher sie wollte, einen sicheren Zufluchtsort bieten konnte. — —

Der junge Tag, in dessen erstem Licht ‚St 25‘ seinen Flug in die Stratosphäre begann, weckte auch die beiden Schläfer an der Südspitze der Insel. Noch ein paarmal gähnend, sich redend und streckend erhoben sie sich von ihrem Lager.

Die ersten Schritte von Smith galten dem Feuer. Vorsichtig entfernte er die deckende Schicht, die er am Vorabend darüber gebreitet hatte, und nun zeigte es sich, daß das Ganze die Nacht hindurch wie ein Meiler gearbeitet hatte. Klingende Holzbohle war in den vergangenen Stunden aus dem Holz geworden, das Smith am Abend noch aufgelegt hatte, und schnell geriet sie in helle Glut, sobald die Luft wieder vollen Zutritt hatte.

Sich die Hände reibend, als ob es ihn in der Morgenfrische fröstelte, stand Smith davor, blickte in die spielenden Flämmchen und bewegte dabei den Mund, als ob er an etwas Leckeres dachte. „Was schneidet Ihr für Grimassen, Smith?“ fragte ihn der Ire.

„Ich denke an etwas, D'O'Brien.“

„Schlimm, wenn Ihr zu denken anfangt. Kommt selten etwas Vernünftiges bei raus. Was für verquere Gedanken habt Ihr schon wieder am frühen Morgen?“

„Ich denke, D'O'Brien, wie herrlich es wäre, wenn wir jetzt einen Kessel hätten und uns einen richtigen starken Kaffee kochen könnten . . . frisch aufgebrüht . . . aromatisch duftend . . .“

„Stop, Sir“, unterbrach ihn der andere, während er nach einem Nasenstück griff, „hört auf damit oder ich werfe Euch das an den Kopf.“

„. . . einen guten Mokka mit Zucker und Sahne . . .“ fuhr Smith unbeirrt fort und sprang im nächsten Moment blüßschnell beiseite. Haarscharf flog das Nasenstück an seinem Kopf vorbei, und schon griff D'O'Brien nach einem zweiten.

„Hört damit auf!“ beschwichtigte ihn Smith. „Wir wollen uns fertigmachen und unsern Vorstoß nach Norden unternehmen. Seid Ihr bereit, heute mitzukommen?“

„In Gottesnamen meinethwegen“, stimmte D'O'Brien zu. „Versprechen tue ich mir wenig davon, aber ich will Euch den Gefallen tun. Doch vor allen Dingen wollen wir erst früh-

stücken. Werden auch etwas Proviant mitnehmen müssen. Wer weiß, ob wir auf unserem Wege etwas Eßbares finden.“

Während er es sagte, wandte er sich der Felswand zu, und jetzt im hellen Tageslicht ließ sich erkennen, daß es unter der überhängenden Wand noch weiter in den Felsen hineinging. Eine natürliche Höhle war dort vorhanden, in der O'Brien verschwand. Ein absolut sicherer, geradezu unschätzbare Zufluchtsort war sie für die beiden Verschlagenen in jenen bösen Tagen gewesen, an denen der neu entstandene Vulkan das Land weithin mit Lavabrocken übersäte.

Was O'Brien jetzt aus der Höhle zutage förderte, sah freilich nicht allzu verlockend aus. Vor einigen Tagen hatte Smith durch einen glücklichen Schuß eine Ziege erlegt, und mehr schlecht als recht hatten die beiden sie über offenem Feuer an einem Holzspieß gebraten. Was davon noch übrig war, brachte der Ire herbei und außerdem noch einige Brotbaumfrüchte, von denen sie sich für den Notfall einen größeren Vorrat in der Höhle aufgestapelt hatten.

In Hast wurde das frugale Frühstück eingenommen. Den Rest des Fleisches und etwas Brotfrucht verpackte Smith in eine große Botanisiertrommel, die er bei jenem letzten Ausflug mit Professor Harte glücklich gerettet hatte. Eine Viertelstunde beanspruchte danach noch das Feuer, das sie aus zwingenden Gründen nur sehr ungern ausgehen ließen. Ebenso wie am Vorabend haute Smith wieder einen kunstgerechten Meiler, und dann war alles für die Reise bereit.

Noch einmal gab es eine kurze Beratung über die Route, die sie einschlagen wollten. Daß sie nicht durch den unwegsamen Wald führen dürfte, darüber waren sie sich von Anfang an einig. So blieb nur noch die Frage zu entscheiden, ob sie am Weststrand oder am Ostufer nach Norden wandern wollten. Der östliche Weg hätte sie nahe an dem Vulkan vorbeigeführt,

und dafür war O'Brien auch jetzt noch nicht zu haben. Der Weg am Westufer vermied diese bedenkliche Nachbarschaft und würde überdies während des Vormittages einigen Schatten bieten. So machten sie sich denn am Westufer entlang auf den Weg, aber geraume Zeit hatten sie über ihre Vorbereitungen vertrödelt. Reichlich anderthalb Stunde seit Sonnenaufgang waren darüber verstrichen, und als sie endlich den Marsch antraten, befand sich ‚St 25‘ schon in der Stratosphäre, unsichtbar und unhörbar für jeden auf der Erdoberfläche Weilenden.

Es marschierte sich gut auf dem feuchten festen Sand des Uferstrandes, über den hin und wieder von der See her wie spielend kleine Wellen aufliefen. Rüstig kamen sie voran und hatten nach einer Stunde ein tüchtiges Stück des Weges hinter sich gebracht, doch allmählich begann die immer höherkommende Sonne sich geltend zu machen, und mit dem Schatten war es nicht mehr weit her. Aus allen Poren brach den beiden Wanderern der Schweiß und notgedrungen verlangsamten sie ihre Schritte. Mit Freude begrüßten sie einen kleinen Bach, der hier vom Innern der Insel her zufließ, stillten ihren Durst und ließen sich zu einer kurzen Rast nieder.

„Meinetwegen, O'Brien, wenn Ihr Euch durchaus ausruhen müßt“, hatte Smith nach einigem Widerstreben zugestimmt. „Aber nicht länger als eine halbe Stunde, dann muß es wieder weitergehen.“

Mit dem Rücken gegen eine niedrige Sanddüne gelehnt saß Smith da und blickte schräg voraus über die blaue Flut. Auf dem Bauche liegend, hatte sich O'Brien lang ausgestreckt.

„Eigenartig, O'Brien“, begann Smith nach einiger Zeit. „Seht Ihr das da vorn? Etwa einen halben Kilometer von hier entfernt. Das sieht doch aus wie eine Menge flacher Klippen, die dort aus dem Meer ragen. Habe Ähnliches mal vor Jahren an der Küste von Norwegen gesehen, wundere

mich aber, wie so etwas hier in der Südsee vorkommen kann.“ Smith brauchte einige Zeit, um seinen Genossen für seine Entdeckung zu interessieren, denn dessen Aufmerksamkeit wurde durch etwas Näherliegendes in Anspruch genommen.

„Ihre Klippen werden uns nicht weglaufen“, meinte er nach einem kurzen Blick in die Richtung, in die Smith deutete. „Aber sehen Sie das andere da vor uns auf dem Strand. Dachte zuerst auch, daß es Steine wären, aber das bewegt sich jetzt und läuft über den Sand auf das Wasser zu. Wollen doch mal hin und sehen, was es ist.“

Obwohl die von Smith für die Raft zugebilligte halbe Stunde noch nicht um war, sprang der Ire mit einer bemerkenswerten Schnelligkeit auf und marschierte, von Smith gefolgt, den Strand weiter entlang. Sie kamen nahe genug heran, um noch zu erkennen, daß es etwa ein halbes Duzend großer Seeschildkröten waren, die sich dort vor ihnen im Meer in Sicherheit brachten; sie kamen zu spät, um noch das eine oder andere der Tiere greifen zu können.

„Schadet nichts, D'Brien“, suchte Smith seinen Kumpan zu trösten. „Gewiß, Schildkrötensuppe und Schildkrötensfleisch sollen recht gute Dinge sein, aber wir haben kein Kochgeschirr.“

„Ach was! Ich hätte das Vieh auch am Spieß gebraten, wenn wir's erwischt hätten“, knurrte D'Brien, während sie langsam weiter wanderten. „Verflucht, Smith! Was ist das?“

Der Sand, sonst überall schön glatt und fest, hatte unter dem rechten Fuß von D'Brien plötzlich nachgegeben; bis über die Wade war er eingesunken, und als er den Fuß wieder herauszog, triefte der Stiefel von einer weißlich gelblichen Masse.

„Verdammt Schweinerei“, fluchte er, mit dem Bein hin und her schlenkernd, „was ist das für ein Dreck?“

„Sieht fast wie Rührei aus“, meinte Smith, der sich die Beschreibung interessiert betrachtete. „Möchte vermuten, D'Brien,

daß Ihr in ein Schildkrötengelege getreten seid. Schade um die Eier, wäre ein gutes Frühstück für uns gewesen.“

„Meinen Sie, Smith?“ fragte D'Brien zweifelnd, während er bemüht war, sich mit einer Handvoll trockenem Seegrass zu säubern.

„Meine ich in der Tat, D'Brien. Jetzt mal die Augen auf und Vorsicht, wenn wir weitergehen. Es waren mehr Schildkröten hier, also werden vermutlich auch noch mehr Gelege hier sein.“

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Schon nach wenigen Schritten hielt Smith den Iren am Arm fest und deutete auf eine Stelle, wo der Boden zerwühlt aussah. Er ließ sich auf die Knie nieder, begann den Sand vorsichtig mit den Händen beiseite zu räumen. Kaum einen halben Fuß tief war er gekommen, als er das Gelege entdeckte. Ein gutes Duzend weißer Eier von der Größe etwa gewöhnlicher Hühnereier. Schon hatte er eins ergriffen, herausgehoben und von den Sandspuren befreit. D'Brien konnte bemerken, daß es sich zwischen den Fingern von Smith verformte. Offensichtlich fehlte ihm die harte Schale der Hühnereier. Und dann sah D'Brien etwas, das ihm im ersten Moment einen Schauer einjagte. Smith schob dies Schildkrötenei zwischen die Lippen, schlürfte es mit einem Zug in den Mund, kaute ein wenig und schluckte es mit offensichtlichem Wohlbehagen hinunter.

„Kann man das Zeug denn so roh essen?“ fragte D'Brien noch zweifelnd, als Smith schon nach einem zweiten Ei griff.

„Man kann es, D'Brien“, antwortete der mit vollem Mund. „Schmeckt vorzüglich. Fast ebenso wie ein rohes Hühnerei. Ein klein wenig fischig vielleicht“, fuhr er fort, nachdem er das dritte verzehrt hatte. „Denken Sie, daß Sie einen Teelöffel Kaviar auf ein Hühnerei legen, dann haben Sie ungefähr den Geschmack.“

Während Smith es sagte, griff er bereits nach dem vierten Ei, und nun hielt sich O'Brien auch nicht länger zurück. Er faßte ebenfalls zu und nach wenigen Minuten war das Gelege leer.

„Gut, aber zu wenig!“ knurrte O'Brien, während er sich über den Magen strich.

„Wir werden noch mehr finden“, tröstete ihn Smith, „es waren ja mehrere Schildkröten hier.“

Seine Voraussage erfüllte sich. In nächster Nähe entdeckten sie noch drei andere Gelege und waren reichlich gesättigt, als sie ihre Wanderung wieder aufnahmen.

„Doch endlich seit langem mal wieder was anderes auf unserer Speisefarte“, sagte der Ire befriedigt.

„Na also, Sir“, meinte Smith, „ich glaube, es war doch ganz vernünftig, daß wir uns endlich mal auf den Weg gemacht haben.“

„Wollen es hoffen. Mir fällt da eben was ein, Smith. Als wir damals mit Professor Harte von Bord der ‚Baltimore‘ gingen, hörte ich Mr. Garrison noch etwas von einer Beobachtungsstation sagen, die er an Land einrichten wollte. Wenn die zurückgeblieben wäre, könnten wir da vielleicht allerlei für uns Nützliches finden.“

Smith horchte interessiert auf. „Habt Ihr das sicher gehört?“ fragte er. O'Brien nickte.

„Ja, natürlich, Sir. Mr. Garrison sprach mit dem dritten Offizier. Ich konnte gerade noch hören, daß er den ersuchte, die Motorbarke zu Wasser zu lassen. Dann rief Professor Harte nach mir, und ich mußte mich sputen, daß ich zu ihm ins Boot kam.“

„Eine Beobachtungsstation an Land, sagtet Ihr, O'Brien?“

„Habe ich gesagt, Smith. Garrison redete etwas von Magnetometern und ähnlichem Kram . . .“

„Eine Beobachtungsstation auf der Insel . . .“ Wie zu sich selbst sprach Smith die Worte, während sie langsam weitergingen. Möglich blieb er stehen und schlug seinen Gefährten auf die Schultern. „O'Brien! Mann! Wenn die Leute eine Funkstation auf der Insel zurückgelassen hätten. Es wäre unsere Rettung. Wir könnten uns mit der Welt in Verbindung setzen. Ich würde SOS funken, daß der ganze Ather wackelt. Mann, das wäre eine Sache!“

O'Brien schüttelte den Kopf. „Glaubt Ihr etwa, daß jetzt nach mehr als drei Monaten noch ein Tropfen Strom in den Akkumulatoren ist, wenn sie das Ding wirklich hier gelassen haben? Wäre ein Wunder, Smith, und Wunder passieren heutzutage nicht mehr.“

O'Brien wollte sich noch weiter über dieses Thema auslassen, als Smith den Schritt verhielt. „Seht mal erst das da“, sagte er, auf die See deutend. „Ein ganzes Klippenfeld, ist das nicht eigentümlich?“

O'Brien machte eine geringschätzig Bewegung. „Kann nichts Besonderes daran finden, Sir. Ist ein Haufen Steine, wie sie auch anderswo in der See rumliegen . . .“

„Anderswo ja, O'Brien! Aber nicht in der Südsee! Habe Euch ja erzählt, daß ich früher ein paar Jahre zur See gefahren bin. Habe etwas Ähnliches massenhaft an der norwegischen Küste gesehen. Hunderte . . . nein tausend von nackten Granitklippen ragen da vor den Küsten aus dem Meer. Aber in der Südsee gibt's so etwas doch nicht. Da kommen höchstens Korallenriffe vor . . .“

„Ihr redet mal wieder wie ein deutscher Professor“, unterbrach ihn O'Brien. „Seht ja mit Euren eigenen Augen, daß es auch hier vorkommt. Warum macht Ihr so viel Worte über die Sache?“

„Weil . . . weil . . .“ Smith blickte auf, als ob ihm plötzlich

eine Eingebung käme. „Weil ich glaube, Mr. D'Brien, daß die Klippen da draußen irgendwie mit dem neuen Vulkan zusammenhängen. Weiß zwar noch nicht wie, bin aber immer fester davon überzeugt.“

D'Brien schüttelte den Kopf. „Ihr seid und bleibt ein merkwürdiger Kauz, Smith. Wunderlich und querköpfig wie alle Dutchmen, die mir bisher über den Weg gelaufen sind. Ist doch vollkommen egal, ob der Vulkan oder der Teufel die Brocken da in die See geworfen hat. Uns können sie so oder so nicht helfen. Wollen machen, daß wir weiterkommen. Denke, wir haben noch eine halbe Stunde bis zu dem Kap da vor uns zu laufen. Werden dann ja bald sehen, ob die ‚City of Baltimore‘ etwas Brauchbares für uns dagelassen hat.“

„Habt recht, wollen machen, daß wir weiterkommen. Eine schandbare Hitze hier“, seufzte Smith und wischte sich die Stirn mit seinem Ärmel. „Hinter dem Kap werden wir wenigstens etwas Schatten finden.“

Ohne sich zu übereilen, stapften sie nebeneinander weiter den Strand entlang. Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als Smith plötzlich horchend stehenblieb.

„Was gibt's schon wieder?“ fragte der Ire mißmutig.

„Pf! . . . Hört Ihr nichts? . . . Da!“ Smith deutete mit der Hand voraus in die Richtung nach dem Kap hin. „Da vor uns! . . . Motoren!“

Er lauschte wieder, legte die Hände wie Schalltrichter an die Ohren, um besser hören zu können. „Merkt Ihr es jetzt, D'Brien?“

Auch der Ire horchte angestrengt. Ganz schwach zunächst noch und immer wieder übertönt, wenn die See eine Welle über den Strand warf, wurde ein Geräusch vernehmbar, das wie Motortacken klang. Die beiden Wanderer verhielten den Atem. Minutenlang standen sie still, mit angespannten Sinnen in den

Ather spähend. Da wurde das Geräusch stärker. Wurde unverkennbares Trommeln von Motoren, und dann erspähten sie weit voraus im Norden im Blau des Himmels ein glitzerndes Pünktchen.

„Ein Flugzeug, Smith!“

„Es kommt, uns zu holen, D'Brien.“

„Es kommt, Smith! Wir müssen ihm entgegengehen, damit es uns nicht verfehlt.“

Mehr laufend als gehend legten die beiden das letzte Wegstück bis zum Kap zurück. Als sie um die Felsnase, die hier bis dicht an die See herantrat, herumbogen und auf dem Nordufer weiter nach Westen liefen, stand das Flugzeug fast senkrecht über ihnen. Es begann Kurven zu ziehen und dabei immer tiefer herunterzugehen. Auf 3000 Meter, jetzt nur noch auf 2000 . . . auf 1000 Meter . . . schätzten sie seine Höhe, um dann zu merken, daß sie sich gründlich verschätzt hatten. Dann als es nun endlich so tief flog, daß sie Einzelheiten zu erkennen vermochten, sahen sie, daß es kein gewöhnliches Flugzeug, sondern ein Niesenbau war. Viele Tausende von Metern mußte der schimmernde Vogel hoch gewesen sein, als sie ihn zuerst erblickten.

Atemlos bleiben sie am Ufer stehen; alles Weiterlaufen hatte jetzt seinen Zweck verloren. Ihre Jacken rissen sie sich vom Leibe und schwenkten sie wie Signalflaggen durch die Luft. Durch Winken, Schreien und Gestikulieren versuchten sie sich dem Flugschiff bemerkbar zu machen, von dem sie Befreiung, Rückkehr in die Zivilisation erhofften. Vergeblich blieben ihre Bemühungen. Niemand an Bord des Schiffes schien sie zu bemerken. Unbeirrt verfolgte es seinen Kurs nach Westen weiter, ging dabei wieder in die Höhe, wurde klein und immer kleiner, war schließlich nur noch ein kaum mehr zu sichtender Punkt. Verzweifelt ließ sich Smith zu Boden fallen, mit einem Fluch warf sich D'Brien neben ihm auf den Sand hin.

„Verspielt, Smith!“ stieß er mit keuchenden Lungen heraus.
„Verspielt, D’Brien“, gab der matt zurück. „Sie haben uns nicht gesehen . . .“

„. . . oder nicht sehen wollen, Smith!“ Der Ire schlug mit der Faust wütend auf den Boden und richtete seinen Oberkörper halb auf.

Smith strich sich apathisch über die Stirn. „Wenn wir eine Stunde früher aufgebrochen wären, D’Brien . . . es wäre vielleicht anders gekommen.“

Seine Worte brachten den Iren noch mehr in Harnisch. „Nonsens, Sir!“ Er richtete sich vollends auf, wollte weiter reden und stockte plötzlich, brachte dann abgerissene Worte hervor. „Da im Osten, Smith. Das Flugzeug kommt von Osten her zurück. Hat eine mächtige Kurve gemacht. Vielleicht hat es uns doch gesehen . . . es kommt zurück, um uns zu holen.“

Schon war er wieder aufgesprungen und schaute nach Osten aus, versuchte mit zusammengekniffenen Lidern den schimmernden Punkt festzuhalten, der dort allmählich aus dem Himmelsblau hervortrat.

„Rafft Euch auf, Mann!“ rief er seinem Gefährten zu, ohne sich nach ihm umzublicken. Auch Smith hatte sich inzwischen halb aufgerichtet, und nun hörte der Ire ihn sprechen.

„Ihr irrt Euch, D’Brien, das Flugzeug kommt aus dem Westen zurück.“

„Aus dem Osten, Smith!“

„Nein, aus dem Westen, D’Brien!“

„Mann, Smith! Hat Euch die Sonne auf unserem Marsch geschadet?“

„Unsinn, D’Brien! Ich weiß doch, was ich sehe.“

Auch Smith raffte sich auf, wollte seinem Kameraden bei der Schulter fassen und mit dem Gesicht nach Westen drehen, schaute dabei selbst nach Osten und ließ den Arm wieder sinken.

„Bei Gott, D’Brien! Ihr habt recht! Vom Osten her kommt auch eins.“

„Auch eins?!“ D’Brien wandte sich zu seinem Gefährten um, schaute dabei nach Westen, und nun war das Staunen an ihm.

„Ihr habt wahrhaftig recht“, war alles, was er hervorbringen konnte. Ein unerwartetes Schauspiel war es in der Tat, das die beiden auf die Insel Verschlagenen wohl in Verwirrung bringen konnte. Von Osten und von Westen her brausten zur gleichen Zeit zwei Flugschiffe heran. Gleich mächtig in ihrem Bau und so gleichartig auch in ihren Formen, daß man sie wohl für Schwesterschiffe halten mußte. Jetzt kreisten sie in engen Kurven umeinander, und wenn Smith und D’Brien etwas von dem hätten vernehmen können, was bereits seit geraumer Zeit zwischen den Antennen der beiden Schiffe hin und her spritzte, so wären ihnen die Sorgen der letzten Viertelstunde erspart geblieben.

Schon längst hatte ‚St 21‘ die beiden auf ihrer Wanderung am Ostrand der Insel erspäht, hatte die Nachricht sofort an ‚St 25‘, das zu der Zeit noch hoch in der Stratosphäre war, weitergegeben, und nun trafen die Schiffe sich hier zur gemeinsamen Landung. Immer tiefer sanken die schimmernden Bauten, immer langsamer wurde ihr Flug. Regungslos schienen sie jetzt in der Luft stillzustehen. Nur der Donner ihrer Motoren verriet, daß ihre Anlagen noch arbeiteten.

Wie gebannt starrten Smith und D’Brien auf das fremdartige Schauspiel, das sich ihren Augen hier bot. Ganz langsam . . . viel langsamer als ein fallendes Blatt sanken die mächtigen Schiffe nach unten, waren jetzt schon so tief, daß Smith und D’Brien das wirbelnde Spiel der gewaltigen Hubschrauben auf ihren Rücken erkennen konnten. Noch einen Meter und noch einen. Leicht und stoßfrei setzten die Schiffe nur wenige hundert Meter von den Verschlagenen entfernt auf einer grünen Wiese auf.

„Begorra, Sir!“ O'Brien stieß den alten irischen Ruf aus, der sich auf hundert verschiedene Arten übersetzen läßt und in dem alles, angefangen beim größten Staunen und geendet bei vollster Zufriedenheit, umschlossen liegt.

„Sie sind da, Smith. Sie sind gekommen, um uns zu holen. Laufen wir, damit sie uns nicht wieder wegfliegen.“ Seine Sorge war unbegründet. Deutlich konnten sie von ihrem Standpunkt aus sehen, wie sich an beiden Schiffen Pforten öffneten, wie schimmernde Treppen hinausgeschoben wurden, wie Menschen aus dem Innern der Riesenvögel herauskamen, sich von beiden Schiffen her entgegengingen, sich auf dem grünen Rasen trafen, sich begrüßten, sich die Hände schüttelten.

„Los, Smith, jetzt wird's Zeit!“ Während O'Brien es sagte, gab er Smith einen kräftigen Stoß und eilte auf den Landungsplatz der beiden Schiffe zu. Langsamer, fast wie ein Träumender, folgte ihm Smith.

*

Die ersten, die auf den Rasen sprangen und sich entgegenliefen, waren Georg Verhoff von ‚St 25‘ und Fritz Heineken, der Chefpilot von ‚St 21‘. Eine kurze, aber desto herzlichere Begrüßung, dann prasselte auf Heineken ein Schnellfeuer von Fragen aus Verhoffs Mund los. Wohl hatte Verhoff durch den Funker Lorenzen gehört, daß ‚St 21‘ von Professor Eggerth durch ein Radiogramm hierher beordert worden war, doch über den Zweck dieser Anordnung hatte er nichts in Erfahrung bringen können. Das wollte er nun von Heineken wissen, aber der lange Frieße konnte oder wollte ihm auch nichts Bestimmtes sagen. Mit unerschütterlicher Ruhe ließ er die Fragen Verhoffs über sich ergehen. „Mußt den Professor danach fragen, mein Jungchen“, meinte er phlegmatisch.

„Unsinn, Fritze!“ wies Verhoff den Vorschlag zurück. „Ich werde den Teibel was tun und dem Alten damit kommen.

Weißt doch selber, wie der unerwünschte Frager ablaufen läßt.“

Mit Mühe und Not bekam Verhoff nur heraus, daß ‚St 21‘ die vollzählige Bedienungsmannschaft für seine Eismaschinen mit an Bord hatte, und das war eine Mitteilung, auf die er sich keinen rechten Vers zu machen vermochte. Nahe bei ‚St 25‘ standen Professor Eggerth und Dr. Schmidt zusammen.

„Es sind nur zwei“, sagte der Professor mit einem Blick nach O'Brien und Smith hin, die inzwischen herankamen. „Wo steckt der dritte?“

„Wir werden sie danach fragen“, erklärte Dr. Schmidt in seiner apokalyptischen Art und Weise, als O'Brien auch schon, vom Laufen noch außer Atem, vor ihnen stand.

„Zwei Mitglieder der Carnegie-Expedition, Sir“, stieß er hervor. „Nehme an, Sir, daß Sie gekommen sind, uns abzuholen.“ Er sagte es in englischer Sprache, und Professor Eggerth antwortete ihm ebenfalls auf englisch.

„Wir werden Sie mitnehmen und nach Europa oder Amerika bringen. Doch wir hörten, daß drei Mitglieder der Expedition auf der Insel zurückblieben. Ich sehe nur zwei?“

Mittlerweile war auch Smith herangekommen und von der anderen Seite von ‚St 25‘ gleichzeitig Dr. Wille. Smith hatte die Frage des Professors ebenfalls gehört. „Der dritte war Professor Harte“, antwortete er zunächst ebenfalls auf englisch, fuhr dann, als er Schmidt und Wille unter sich deutsch reden hörte, in deutscher Sprache fort, „Herr Professor Harte war Botaniker. Wir waren zusammen auf einer Exkursion in den Wäldern, als der Ausbruch losging . . .“

„Professor Harte, der bekannte Botaniker? Wo haben Sie ihn gelassen?“ warf Dr. Wille dazwischen.

„Er ist tot, Herr. Während wir vor dem Ausbruch nach Süden flohen, wurde er von einem Lavastein erschlagen.“

„Harte tot?! Schade um den Mann. Er war ein hervorragender Gelehrter. Die Wissenschaft erwartete noch viel von ihm.“ Wille sagte es mehr zu sich als zu den anderen.

„Sind die Herren auf Veranlassung des Carnegie-Institutes hier?“ fragte Smith inzwischen den Professor. Der schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr . . . Herr . . .“

„Smith ist mein Name, Frederic Smith aus Harvard im Staate Massachusetts“, machte Smith sich bekannt.

„Nein, Mr. Smith“, fuhr Professor Eggerth fort, „wie Sie hören und sehen, sind wir Deutsche. Es ist ein reiner Zufall, daß wir hier gelandet sind; aber wie ich bereits sagte, sind wir selbstverständlich bereit, Sie und Ihren Gefährten mitzunehmen und in die Zivilisation zurückzubringen.“

Etwas Genaueres noch wünschte Professor Eggerth über Namen und Art seiner neuen Gäste zu erfahren, und bereitwillig gab Smith ihm Auskunft. Weder er noch D'Brien hatten zu den wissenschaftlichen Mitgliedern der Carnegie-Expedition gehört. Als All-roundhands, wie man in den Vereinigten Staaten sagt, als Leute für alles, waren sie mitgegangen. Frederic Smith war Mechaniker von Beruf, D'Brien Motorschlosser, aber über diese, ihre ursprünglichen Professionen hinaus, hatten sie sich noch manches andere angenommen. Gerade weil sie bei den verschiedensten Vorkommnissen helfend eingreifen konnten, waren sie für die amerikanische Expedition wertvoll gewesen. Smith stellte sein Licht nicht unter den Scheffel und strich auch die Fähigkeiten D'Briens kräftig heraus, als er Professor Eggerth darüber berichtete.

„Run gut“, sagte der Professor, als Smith mit seiner Aufzählung zu Ende war, „Sie und Mr. D'Brien werden unsere Gäste an Bord von ‚St 25‘ sein. Mit der Zivilisation wollen wir gleich hier anfangen“, fügte er mit einem Blick auf das Außere

der beiden hinzu und winkte seinen Sohn heran. „Nimm dich der beiden Herren an, Hein. Sie mußten ein Vierteljahr allein auf der Insel hier haufen. Sorge dafür, daß sie alles Notwendige bekommen.“

Hein Eggerth lachte. „Verstehe, Vater. Erst mal ein Bad, Rasierzeug . . . passende Garderobe wird sich auch finden. Die Herrschaften sollen sich wohl bei uns fühlen . . .“

In Begleitung von Smith und D'Brien kehrte Hein Eggerth zu ‚St 25‘ zurück und führte das Programm, das er seinem Vater kurz angedeutet hatte, mit Sorgfalt und Gründlichkeit aus.

Raum wiederzuerkennen waren die beiden Amerikaner, als sie eine Stunde später in dem Mittelraum von ‚St 25‘ am gedeckten Tisch saßen. Aus zwei verwahrlosten Tramps waren zwei gutaussehende Gentlemen geworden, die sich nach langen Monaten zum erstenmal wieder behaglich dem Genuß einer anständigen Mahlzeit hingaben. — — —

Während das in ‚St 25‘ geschah, war Professor Eggerth mit Heineken zu ‚St 21‘ gegangen, um mit ihm die Einzelheiten für den beabsichtigten Versuch zu besprechen. Einige Anweisungen dafür hatte er schon in seinem Funkpruch gegeben, und an Bord von ‚St 21‘ war man danach verfahren. Während des langen Fluges um den halben Erdball herum hatten die Eismaschinen des Schiffes ununterbrochen gearbeitet, und in Form von kleineren Blöcken lagen viele Kubikmeter klaren Kristalleises in den Behältern der Maschinenanlage. Auch eine Anzahl kreisförmig gebogener Kupferrohre hatte ‚St 21‘ mitgebracht und außerdem noch eine große Leinwanddecke.

Der Plan, den sich Professor Eggerth zurechtgelegt hatte, war verhältnismäßig einfach, aber er erforderte doch allerlei Vorbereitungen und Mittel. Seine Absicht ging dahin, auf der ausgedehnten Leinwand aus den Eisblöcken, die fertig aus den Kühlzellen der Gefrieranlage genommen werden konnten, ein

fugelförmiges Gebilde von rund 100 Kubikmetern Inhalt aufzubauen. Wie die Rechnung ergab, mußte das eine Kugel von annähernd 6 Meter im Durchmesser ergeben. Weiter würde es sich dann noch darum handeln, diesen Eisbau zu einem massiven Block zusammenfrieren zu lassen. Dazu mußte man ihm noch Wasser zusetzen, und ferner war den Kupferrohren eine besondere Rolle dabei zugebracht.

Aufmerksam folgten Heineken und Beckmann den Erklärungen des Professors, dann riefen sie ihre Leute zusammen, und die Arbeit begann. Dreißig Hände griffen zu, um die große Stoffplane dicht neben ‚St 21‘ auf dem Rasen auszubreiten. Kaum lag sie, als die Kolonnen der Werkleute über eine der beiden von ‚St 21‘ ausgelegten Stiegen in das Schiffsinnere eilten. Wenige Minuten später kamen sie über die zweite Stiege wieder heraus, doch jetzt trug jeder der Leute einen Eisblock im Gewicht eines Zentners auf der Schulter. Nach den Weisungen Heinekens begannen sie die Blöcke auf der Plane aufzuschichten, während andere unter der Leitung Beckmanns sich daran machten, aus den Kupferrohren ein fugelförmiges Gerippe um das Ganze herumzufügen.

Noch waren die letzten Eisblöcke nicht an Ort und Stelle, als dieser Rohrbau bereits fertig zusammengefügt dastand, während andere Werkleute zwei schwere Schläuche daran angeschlossen und bis in das Schiffsinnere hinein aufrollten. Eben noch lagen die Schläuche schlaff, doch jetzt blähten sie sich bereits. Salzsole aus der Kühlanlage, bis auf 30 Grad unter Null niedergekühlt, strömte durch sie zu den Kupferrohren, durchlief diese und floß durch den zweiten Schlauch zu den Maschinen von ‚St 21‘ zurück.

Wohl brannte die Tropensonne unbarmherzig hernieder, wohl leckte es bereits stark von den Eisblöcken, aber in wenigen Minuten bildete sich unter der Wirkung der eisigen Sole ein schwerer Eisbelag auf den Kupferrohren.

Und nun war der letzte Eisblock eingefügt, der Aufbau vollendet; da schlugen die Werkleute die Plane um ihn herum, wie man etwa einen Kürbis in einen großen Bogen Papier einschlägt, banden sie oben zusammen und führten vom Schiff her einen dritten Schlauch heran. Kaltes Wasser warfen die Pumpen von ‚St 21‘ aus den Tanks des Schiffes durch diesen dritten Schlauch in das Gebilde hinein. Prall blähte sich die Plane unter dem Wasserdruck. Fast genau fugelförmige Gestalt gewann sie. Ein Gemisch von Eis und Wasser stand jetzt in ihr, und unablässig verrichtete die eisige Sole in den Kupferrohren weiter ihr Werk. Schneidender Frost begann sich auszuwirken, der das Ganze zu einer massiven Eiskugel von 100 Tonnen im Gewicht erstarren ließ.

Mit der Uhr in der Hand stand Professor Eggerth dabei und verfolgte den Gang der Arbeiten; nahm bisweilen sein Notizbuch zu Hilfe, schrieb Zahlen nieder, rechnete, schaute dann wieder auf die Uhr.

„Noch eine Stunde, Herr Heineken, dann wird der Block durch und durch gefroren sein“, er steckte die Uhr wieder in die Tasche. „Dann werden wir starten können. Sie sind genau im Bilde, wie wir vorgehen wollen?“

„Ich weiß Bescheid, Herr Professor“, erwiderte der Chefpilot von ‚St 21‘. „In einer Stunde lösen wir alle Verbindungen und starten mit ‚St 21‘! Der Eisball wird von ‚St 25‘ aufgenommen.“

„So ist es“, bestätigte der Professor die Worte Heinekens. „Sie starten und gehen mit Ihrem Schiff sofort in die Stratosphäre. ‚St 25‘ wird Ihnen sobald wie möglich folgen. Ihre Funkstation A wollen Sie betriebsbereit für Nahempfang unserer Werkstelle halten, damit ‚St 25‘ jederzeit mit Ihnen sprechen kann. Ihre Stationen B und C können Sie nach Belieben einstellen. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß es bald nach

unserm Aufstieg allerlei Interessantes im Aether zu hören geben wird."

Damit verabschiedete Professor Eggerth sich von Heineken und ging zu ,St 25' hinüber. — — —

Das Mahl im Mittelraum von ,St 25' ging zu Ende. Die Hauptkosten der Unterhaltung trug dabei Hein Eggerth, der abwechselnd in Deutsch und Englisch zahllose Fragen seiner Gäste zu beantworten hatte. Von den Eggerth-Werken in Bitterfeld und von den berühmten Stratosphärenschiffen hatten die beiden Amerikaner bereits mancherlei gehört und wollten jetzt noch mehr darüber wissen. Hein Eggerth gab ihnen Auskunft, soweit er es für angebracht hielt und kam endlich, als bereits der Kaffee aufgetragen wurde, auch seinerseits dazu, ein paar Fragen über die Carnegie-Expedition zu stellen.

Während diese Unterhaltung an einem runden Tisch auf der Steuerbordsseite des Schiffes geführt wurde, saß der lange Schmidt, in ein Bündel amerikanischer Zeitschriften vertieft, in einem Sessel am Backbordfenster. Solange die drei drüben sich über die Eggerth-Werke unterhielten, studierte er eifrig seine Hefte; als sie jedoch auf die Carnegie-Expedition zu sprechen kamen, begann er aufzumerken, spitzte die Ohren, als zum erstenmal der Name Garrison fiel, und mischte sich dann direkt in die Unterhaltung ein.

„Hatten Sie viel mit Mr. Garrison zu tun?“ fragte er O'Brien, der eben wieder im Zusammenhang mit einer ziemlich belanglosen Angelegenheit den Namen erwähnt hatte.

„Es ließ sich halten, Sir“, erwiderte O'Brien. „Zuweilen kam Mr. Garrison mit einem Wunsch zu mir oder zu Smith, aber häufig geschah es nicht. Im allgemeinen bekamen wir unsere Aufträge von Mr. Johnson, dem Kapitän der ,City of Baltimore'.“

Ob das auch noch auf der Insel selbst nach der Ausbootung der Fall gewesen wäre, wollte der Doktor danach wissen. Smith

hatte bemerkt, daß dessen Englisch ein wenig rostig war und beantwortete die Frage an O'Briens Stelle auf deutsch.

„Auf der Insel wurden wir beide . . . O'Brien und ich . . . Professor Harte zugeteilt, der vom ersten Tage an mit uns botanische Exkursionen in die Wälder unternahm. Da haben wir von Mr. Garrison nicht mehr viel zu sehen bekommen.“

„Hm! Schade!“ Der lange Schmidt murmelte allerlei Unverständliches vor sich hin, sprach dann wieder laut weiter. „Das ist bedauerlich. Ich kenne Mr. Garrison gut. Ich hätte gern noch irgend etwas Genaueres über ihn gehört.“

„Well, Doktor“, meinte Smith nach kurzem Überlegen, „da ist nicht viel zu berichten. Mr. Garrison beschäftigte sich hauptsächlich mit geophysikalischen Messungen. Ein paarmal habe ich ihm die Apparate dafür justieren müssen. Bei der Gelegenheit erzählte er mir beiläufig, daß er schon früher einmal auf der Insel gewesen wäre.“

„So, so?“ Der lange Schmidt mußte erst ein paarmal schlucken, bevor er weiter sprach. „Mr. Garrison ist schon früher auf der Insel gewesen? Hat er Ihnen nicht gesagt, wann und bei welcher Gelegenheit?“

Zum größten Bedauern von Dr. Schmidt war der Amerikaner nicht in der Lage, auf diese Frage zu antworten, denn James Garrison hatte ihm nichts darüber gesagt.

Während an dem runden Tisch Hein Eggerth sich über diese Verschwiegenheit Garrisons freute, war der lange Schmidt ganz offensichtlich unzufrieden darüber. Er beschloß sich wieder seinen Zeitschriften zuzuwenden. Während er schon wieder nach einem der Hefte griff, fragte Hein Eggerth den Amerikaner:

„Wo haben Sie eigentlich Ihr gutes Deutsch gelernt? Mr. Smith?“

„Von meinem Vater, Mr. Eggerth. Er war ein Deutscher. Ist erst vor dreißig, nein vor achtundzwanzig Jahren in die

Staaten eingewandert. Er kam aus Waltershausen in Thüringen herüber. Vater hat mir öfter erzählt, daß wir da noch deutsche Verwandte haben.“

„Ah, so ist das, Mr. Smith.“ Hein Eggerth überlegte ein paar Sekunden und sprach dann weiter. „Da hat Ihr Vater wohl ursprünglich gut deutsch ‚Schmidt‘ geheißen und seinen Namen erst in den Staaten amerikanisiert.“

„Richtig geraten, Sir“, bestätigte Smith die Vermutung Hein Eggerths. „Mein Vater hieß ursprünglich Heinrich Schmidt, als er nach USA. kam, nannte er sich natürlich Henry Smith. Sie wissen ja, Mr. Eggerth, wie das die deutschen Einwanderer in den Staaten so machen . . .“ Schon als in der Unterhaltung zwischen Smith und Hein Eggerth die Worte ‚Thüringen‘ und ‚Waltershausen‘ fielen, hatte Dr. Schmidt seine Zeitschrift wieder beiseite gelegt. Jetzt erhob er sich und kam zu den anderen an den Tisch herüber.

„Ihr Vater hieß Heinrich?“ fragte er den Amerikaner unvermittelt. „Wann ist er von Waltershausen fortgegangen?“

„Vor achtundzwanzig Jahren, ich sagte es bereits, Sir.“

„Und hat er Ihnen Näheres über die deutschen Verwandten in Waltershausen erzählt?“

Dr. Schmidt stellte die Frage, und Hein Eggerth wunderte sich im stillen, wie lebhaft der sonst stets verschlossene und zurückhaltende Doktor auf einmal war.

„Die deutschen Verwandten, Sir? . . .“ Smith machte eine ungeschlüssige Bewegung. „Vater hat öfter von ihnen erzählt, aber nichts besonders Erfreuliches. Es soll damals zu Hause einen mächtigen Familienkrach gegeben haben. Der Großvater muß ein richtiger Tyrann gewesen sein.“

„Wissen Sie, wie er hieß? Was er gewesen ist?“ fuhr der lange Schmidt dazwischen. Mr. Smith mußte sich eine kurze Weile befassen, bevor er zur Antwort ansetzte.

„Karl Schmidt war sein Name. Irgend so eine Sorte von einem Rat soll er gewesen sein. Ein Gebirgsrat oder ein Waldrat. Ich kenne mich mit den deutschen Titeln nicht aus . . .“

„Forstrat war er!“ pläzte Dr. Schmidt heraus.

„Richtig Sir, ein Forstrat. Er wollte seinen beiden Söhnen mit Gewalt seinen Willen aufzwingen. Meinem Vater hat das nicht gepaßt. Hat ihm den ganzen Krempel vor die Beine geschmissen. Ist als Achtzehnjähriger bei Nacht und Nebel von Waltershausen weg nach USA.“

Mit wachsendem Staunen beobachtete Hein Eggerth das wechselnde Mienspiel von Dr. Schmidt, während der Amerikaner seine Mitteilungen vorbrachte. Sonst stets hölzern und wenig bewegt, zeigte das Gesicht des langen Doktors jetzt einen ganz anderen lebhafteren Ausdruck.

„Wie ist es Ihrem Vater drüben in den Staaten gegangen?“ fragte er.

„Hat sich durchkämpfen müssen, Sir. Kam ohne Mittel drüben an, war natürlich nicht leicht für ihn. Hatte aber einen offenen Kopf und geschickte Hände. Mußte wie die meisten Einwanderer von unten anfangen. Ist aber vorwärtsgekommen, hat heut eine gute Motorwerkstatt in Massachusetts. Ist kein Millionär geworden, hat aber sein gutes Auskommen.“

„Ah, Ihr Vater lebt noch?“ Der lange Schmidt stellte die Frage in einem Ton, daß Smith fluchte und ihn verwundert ansah.

„Selbstverständlich, Sir! Warum sollte er nicht leben? Er ist ja noch nicht mal fünfzig.“

„So, so, Mr. Smith. Und es geht Ihrem Vater gut?“

„Kann man wohl sagen, Sir. Die Werkstatt ist ein guter Job. Hat mächtig zu tun. Haben bei Hochsaison schon mit vierzig Mann gearbeitet.“

Dr. Schmidt murmelte etwas schwer Verständliches vor sich hin, was ungefähr wie ‚erfreulich‘ und ‚angenehm‘ klang.

„Wissen Sie vielleicht auch, wie der Bruder Ihres Vaters hieß, der in Deutschland blieb?“ fragte er unvermittelt.

Der Amerikaner mußte sich erst geraume Zeit besinnen. „Adolf war sein Name, wenn ich mich richtig erinnere“, sagte er ein wenig unsicher. „Hörte mal so etwas, daß der unter die Studierten gegangen sein soll.“

Bergeblich wartete Mr. Smith auf weitere Fragen. Der lange Schmidt raffte seine Hefte zusammen und verließ ohne weiter ein Wort zu sagen den Raum.

„Was hat der Mann?“ fragte der Amerikaner Hein Eggerth. „Habe ich ihn beleidigt? Das war nicht meine Absicht . . .“

Hein Eggerth schüttelte den Kopf. „Keineswegs, Mr. Smith. Aber die Welt ist ein Dorf.“

„Was meinen Sie damit, Mr. Eggerth? Ich verstehe Sie nicht.“

„Dann will ich's Ihnen erklären, Mr. Smith. Der Doktor, der hier eben hinausging, heißt Adolf Schmidt und stammt aus Waltershausen, wo sein Vater Forstrat war. Verstehen Sie jetzt, was ich meine?“

Mr. Smith riß den Mund auf und schnappte erst ein paar-mal tief Luft, bevor er zu antworten vermochte.

„Dann wäre ja . . . dann wäre ja . . .“

„Dr. Schmidt Ihr richtiger Onkel, Mr. Smith“, sagte Hein Eggerth.

Smith war aufgesprungen. „Wirklich, Herr Eggerth? Ist das so?“

„Ich bin überzeugt, daß es so ist, Mr. Smith.“

„Ich will zu ihm gehen, ich muß weiter mit ihm sprechen.“ Smith wollte fortgehen, Hein Eggerth drückte ihn auf seinen Stuhl zurück.

„Sie werden später Gelegenheit dazu haben. Warten Sie noch ein wenig. Lassen Sie dem Doktor Zeit. Er muß sich erst selber mit dem abfinden, was er eben erfahren hat.“

Die Bombe fällt

Als Smith und D'Brien am Morgen dieses für sie so wechsel-vollen Tages die Befürchtung aussprachen, daß man sie in der Heimat vergessen und aufgegeben hätte, befanden sie sich in einem Irrtum. Zwar hatte die ‚City of Baltimore‘ bei dem plötzlichen Vulkanausbruch fluchtartig in See gehen müssen, ohne sich um sie zu kümmern, denn angesichts der von Minute zu Minute immer gewaltigere Ausmaße annehmenden Natur-katastrophe hätte jeder Versuch, noch nach Professor Harte und seinen Begleitern zu forschen, den Untergang der ganzen Ex-pedition zur Folge haben können.

Zunächst einmal mußte man sich mit der Annahme trösten, daß die drei Zurückgebliebenen auf dem südlichen Teil der Insel wohl eine Zufluchtsstätte finden würden. In der Absicht, sie zu holen, sobald das Schlimmste vorüber wäre, hatte Kapitän Johnson geraume Zeit in der Nähe der Insel gekreuzt. Dann aber war im Anschluß an das große Seebeben ein Unwetter aufgekommen, das ihn zwang, einen Nothafen aufzusuchen und auf dem Wege dorthin hatte die ‚City of Baltimore‘ nicht nur einen Maschinenschaden gehabt, sondern war zu allem Über-fluß auch noch leß geschlagen worden.

Mehr ein Wrack als ein Schiff, konnte sie zwar schließlich in Sicherheit gebracht werden, aber Wochen vergingen, bevor sie wieder einigermaßen fahrbereit war, und eine Grundreparatur in einem Hafen des amerikanischen Festlandes war danach eine

unvermeidliche Notwendigkeit. So war es geschehen, daß Smith und D'Brien Woche um Woche und schließlich Monate vergeblich auf ihre Befreiung hofften.

Vergessen aber waren sie nicht. Während die ‚City of Baltimore‘ in Frisko noch im Dock lag, fuhr aus demselben Hafen ein anderes Schiff aus, das zu seinen übrigen Aufgaben auch noch den Auftrag übernahm, die von der ‚City of Baltimore‘ Zurückgelassenen von ihrer Insel abzuholen.

Auf den poetischen Namen ‚Berenice‘ war dies Schiff getauft, nachdem es früher schon drei oder vier andere getragen hatte. Unter dem Sternenbanner fuhr es jetzt, nachdem es vorher bereits unter anderen Flaggen alle Ozeane des Erdballes befahren hatte. Ein stolzes Segelschiff war die ‚Berenice‘, mit der Captain Dryden eine Forschungsreise antrat, die, auf mehrere Jahre berechnet, ihn in die entferntesten Winkel der Welt führen sollte.

Die offizielle Wissenschaft nahm den Captain Dryden nicht ganz ernst und wurde dafür in gerechtem Ausgleich von ihm nicht für voll genommen. Es gab Leute, die mehr einen Abenteuerer als einen Forscher in ihm erblicken wollten, aber das hinderte nicht, daß verschiedene amerikanische Gelehrte die Gelegenheit wahrnahmen und sich seiner Führung anvertrauten. So hatte die ‚Berenice‘ mit einem ganz ansehnlichen Stab von Wissenschaftlern an Bord den Hafen von Frisko verlassen.

Seit vielen Tagen schon verfolgte sie mit geschwellten Segeln einen Kurs, der sie direkt zu jener von der Carnegie-Expedition so fluchtartig verlassenen Insel führen sollte. Wären die Stratosphärenschiffe Professor Eggerths nicht zufällig ein wenig früher gekommen, so wären Mr. Smith und Mr. D'Brien sicherlich von Captain Dryden befreit worden, so indes erschien er mit der ‚Berenice‘ zu spät, um noch etwas für seine Landsleute tun zu können, aber er kam noch zeitig genug, um Zeuge der

Vorgänge zu werden, deren Schauplatz die Insel und ihre nähere Umgebung in den nächsten Tagen bilden sollten. — — —

Zur verabredeten Zeit lösten die Werkleute von ‚St 21‘ die Schlauchverbindungen, die von dem Flugschiff zu der Eisbombe führten. Durch ein paar Hammerschläge überzeugte sich Heinkeken davon, daß in der Leinwandplane ein massiv zusammengefrorener Eisblock steckte, dann ging er als letzter in das Schiff.

Alle Luken wurden hermetisch verschraubt, die Motoren der Hubschrauben brüllten auf. ‚St 21‘ hob sich vom Boden ab und flog empor. In 100 Meter Höhe setzten auch seine Propeller ein. Im Schrägflug kurvte jetzt das Schiff in immer größere Höhen und war bald nur noch ein schimmernder Punkt im Aether. — — —

„Die andern starten ja schon“, sagte Hein Eggerth im Kommandoraum von ‚St 25‘ zu Verloff, als der Motorendonner von ‚St 21‘ an sein Ohr drang.

„Der Vogel geht los“, bestätigte Verloff die Bemerkung seines Freundes, „aber sein Ei hat er vergessen, das liegt da drüben einsam und verlassen auf dem Rasen. Hast du eine Ahnung, Hein, was dein alter Herr vorhat?“

Hein Eggerth zuckte die Achseln. „Bis jetzt noch nicht, Georg. Der Herr Professor geruht wieder einmal den ‚Geheimnisvollen‘ zu markieren. Bis jetzt habe ich nur herausbekommen, daß er mit dem langen Schmidt irgendein Projekt besprochen hat, konnte aber nicht dahinterkommen, um was es sich eigentlich dreht.“

„Kann ich mir denken, Hein. Der lange Schmidt ist verschwiegen wie das Grab . . . ach, das langt ja noch gar nicht, der Mann ist verschwiegen wie ein Erbegräbnis. Aber ewig können sie ja mit ihrem Geheimnis nicht hinter dem Berge halten. Schließlich sind wir doch die Piloten von ‚St 25‘, und

wenn sie mit dem Schiff manövrieren wollen, werden sie uns wohl oder übel etwas über das ‚Wie und Warum‘ verraten müssen.“

„Soll sofort geschehen, Herrschaften“. Die Worte kamen von Professor Eggerth, der unbemerkt in den Kommandoraum getreten war. „Ich will mit ‚St 25‘ den Eisbrocken dort drüben aufnehmen und später im Fluge abwerfen.“

„Alle Wetter, Herr Professor, das Ding hat aber einiges Gewicht“, meinte Georg Verkoff, während er einen prüfenden Blick durch das Fenster warf.

„Genau 100 Tonnen, Herr Verkoff. Wir können das Stück mit unsern großen Montagegreifern sicher aufnehmen. Wollen Sie bitte die Bedienung der Greifer übernehmen, während ich zusammen mit Hein die Steuerung von ‚St 25‘ besorge.“

Georg Verkoff verzog den Mund, denn der Auftrag des Professors war nicht nach seinem Geschmack. Er würde dabei in dem verschlossenen Kielraum zu stehen haben und von den Vorgängen draußen nicht viel sehen können. Lieber wäre er mit den andern zusammengeblieben.

Als ob Professor Eggerth seine Gedanken erraten hätte, sprach er weiter. „Sie übernehmen eine wichtige und verantwortungsvolle Aufgabe, Herr Verkoff. Es kommt bei dem Versuch, den ich vorhabe, darauf an, daß die Eisbombe auf den Bruchteil einer Sekunde genau abgeworfen wird. Sie müssen mit den Telefonhörern am Kopf arbeiten und die Auslösung der Greifer in dem Moment betätigen, in dem mein Kommando kommt. Als Ankündigungskommando werde ich ‚Achtung‘ rufen, als Ausführungskommando ‚Los‘. Auf das Wort muß die Bombe fallen. Eine Sekunde Verfrühung oder Verspätung könnte alles in Frage stellen. Ist das klar, Herr Verkoff?“

„Vollkommen klar, Herr Professor. Das Kommando heißt ‚Achtung ... los‘. Ich werde danach handeln.“

Verkoff verließ die Kommandozentrale und begab sich in den Kielraum des Schiffes. Professor Eggerth setzte sich selbst an das Steuer und schob sich ebenfalls Kopfhörer über. Sobald er die Stimme Verkoffs im Telefon vernahm, ließ er die Hubschrauben angehen. ‚St 25‘ hob sich vom Boden ab und schwebte dicht über dem Rufen dahin, bis es senkrecht über dem Eisblock stand. Und dann fuhren vier mächtige Greiferarme wie die Krallen einer Raubspinne aus dem Kielraum des Schiffes nach unten heraus und umklammerten den Eisballen.

„Greifer haben gefaßt“, hörte Professor Eggerth im Telefon und gab Vollgas auf die Motoren der Hubschrauben.

Schnell und immer schneller stieg das Schiff unter ihrem mächtigen Zug senkrecht empor, jetzt schon 1000 ... bald 2000 ... 3000 und nun 4000 Meter stand es über dem Erdboden. Eine Handbewegung des Professors nahm etwas Gas von den Hubmotoren fort und regungslos verharrte ‚St 25‘ an seinem Platz im Aether. Nur von den Hubschrauben gehalten, stand es im Raume; noch waren seine Horizontalpropeller in Ruhe.

Durch das Kristallfenster im Fußboden visierte der Professor mit einem Theodoliten nach unten. Unbewegt verharrte dabei das Bild des anvisierten Objektes im Blickfeld des Fernrohres, ein Beweis dafür, daß das Schiff auch nicht seitlich vertrieben wurde. Kein Lüftchen regte sich draußen. Die Atmosphäre war absolut ruhig, ein Umstand, der für den geplanten Versuch von Nutzen sein mußte.

Viele Minuten schaute Professor Eggerth durch das Visierrohr, dann ließ er mit schwächstem Gas einen der Horizontalpropeller angehen. ‚St 25‘ bekam etwas Fahrt, gehorchte dem Seitensteuer und schob sich ganz langsam in der Richtung auf den Krater hin.

Nur Sekunden währte das Propellerspiel, dann nahm Professor Eggerth das Gas wieder fort. Nur noch vom Beharrungsvermögen seiner Masse getrieben und von seinen Hubschrauben

in gleicher Höhe gehalten, bewegte sich das Flugschiff langsam und immer langsamer weiter fort und kam dem Krater immer näher. Nun wurde bereits der Blick über den Kratertrand frei, jetzt wurde auch der in ihm brodelnde Lavasee sichtbar. Das Auge gegen das Okular des Theodolitenfernrohres gepreßt, verfolgte der Professor den langsamen Vorschub von „St 25“. „Achtung!“ Der Ruf aus seinem Mund kam durch das Telefon an Verkoffs Ohr.

„Achtung!“ meldete der zurück.

Eine halbe Sekunde . . . dreiviertel Sekunde . . . „Los!“ kam das zweite Kommando aus der Zentrale. Im Kielraum riß Verkoff im selben Moment einen Hebel herum. Die vier Greifer schnappten zurück. Von ihren Klauen nicht mehr festgehalten, sich selbst überlassen, begann der gewaltige Eisblock aus 4 Kilometer Höhe seinen Sturz in die Tiefe. Von der Hunderttonnenlast befreit, schnellte das Schiff zur gleichen Zeit unter dem Zug seiner Hubschrauben mit einem mächtigen Sprung in die Höhe.

„Vollgas auf die Horizontalpropeller! In Kurven nach oben!“, rief Professor Eggertsh seinem Sohn zu und trat selbst an eins der beiden Seitenfenster. Während Hein Eggertsh das Steuer führte, verfolgte der Professor gespannt den Fall der abgeworfenen Eismasse.

Ungefähr eine halbe Minute würde der Absturz aus dieser Höhe dauern. Mit mehr als 200 Sekundenmetern würde der Eisbrocken danach aufschlagen. Würde er das ihm bestimmte Ziel, den Lavasee, erreichen? Oder würde der Wurf danebengehen, vielleicht nur den Kratertrand treffen und der Ball dort wirkungslos zerschellen?

Fast wie ein leuchtender Punkt nur erschien die glühende Lavafläche aus der Höhe, kaum noch sichtbar war der nach unten stürzende Ball. Bedrückende Zweifel kamen dem Professor, ob der Wurf gelingen, das erstrebte Ziel wirklich getroffen werden

würde. Bedenken gingen ihm jetzt nachträglich durch den Sinn, ob es nicht klüger gewesen wäre, sich mit einer geringeren Abwurfhöhe zu begnügen? Aber dann wäre die Wucht des Aufschlages auch geringer gewesen. Weniger tief wäre das eisige Geschloß in die glühende Lava eingedrungen, wäre vielleicht schon an der Oberfläche wirkungslos verpufft . . .

Er griff nach einem scharfen Glas, blickte hindurch, sah jetzt viel größer und viel deutlicher die glühende Fläche, sah ein winziges Pünktchen . . . einen Moment wohl noch über ihr, einen Moment auf ihr . . . dann war es verschwunden. Der Schuß hatte getroffen. Tief mußte der eisige Brocken in die glühende Masse eingedrungen sein. Wie würde das Spiel der Kräfte zwischen hellster Glut und klingendem Frost sich auswirken? Die nächsten Sekunden mußten es zeigen.

*

Smith und O'Brien hatten sich nach getaner Mahlzeit zunächst einmal in die Kabine begeben, die der Professor ihnen zur Verfügung gestellt hatte. Es war ein nicht allzu großer, aber mit allem Komfort eingerichteter Raum, der ihnen für die Dauer ihres Aufenthaltes an Bord von „St 25“ als Heim dienen sollte. Mit einem Schwung warf O'Brien sich in die Kissen eines Bettes, das aus dem gleichen schimmernden Leichtmetall gefertigt war, wie alle übrigen Einrichtungsgegenstände des Raumes, und reckte sich seiner Länge nach aus.

„Hier läßt sich's leben, Smith“, stöhnte er behaglich. „Das ist etwas anderes, als der traurige Heuhaufen, auf dem wir uns die letzten Monate die Knochen schief gelegen haben.“

Er fuhr sich mit der Hand über sein frisch rasiertes Gesicht. „Endlich kommt man sich mal wieder als Mensch vor, und das Essen, Smith . . . einfach first rate . . . hätte jetzt kaum noch Appetit auf Schildkröteneier . . .“

Smith ließ den Ire reden, ohne sich viel darum zu kümmern. Die Hände auf dem Rücken, den Kopf gesenkt, ging er nachdenklich in der Kabine hin und her, bis seine Schweigsamkeit O'Brien auffiel.

„Hallo, Boß, was ist Euch?“ begann er von neuem. „Habt Ihr Magendrücken oder Liebeskummer?“

Mit einem Ruck blieb Smith stehen und blickte seinen Gefährten an.

„Die neue Verwandtschaft will mir nicht aus dem Kopf, O'Brien. Ist doch toll, daß man hier auf diesem gottverlassenen Flecken Leute wiederfindet, von denen man ein Menschenalter nichts gehört und gesehen hat.“

„Leute ist wohl zu viel gesagt“, meinte O'Brien phlegmatisch. „Einen Oheim habt Ihr zufällig getroffen. Glaube, Smith, Ihr könnt Euch sogar etwas darauf einbilden. Soviel ich aus Eurem deutschen Speech herausgehört habe, ist der Mann Doktor und sogar Minister . . . na, irgend so ein hoher Rat. Was könnt Ihr von einem wiedergefundenen Oheim mehr verlangen? Seid doch . . .“

„Das ist's ja eben gerade, O'Brien“, fiel Smith ihm ins Wort. „Der Mann hat die Würde und Ehrbarkeit mit Löffeln gefressen. Der ist ebenso korrekt wie der Großvater, der meinen Vater aus dem Hause getrieben hat. Ich fürchte, O'Brien, die Aussprache mit ihm wird nicht sehr erfreulich werden.“

„Nonsens, Mann!“ Der Ire rappelte sich wieder aus den Rissen heraus. „Ihr seid ein freier amerikanischer Bürger, habt Euren guten Job, braucht Euch von einem deutschen Doktor und Rat absolut nicht imponieren zu lassen. Werde bei Eurem Speech dabei sein und Euch helfen, wenn Ihr allein nicht weiterkommt. Glaube übrigens, daß der lange Kerl viel umgänglicher ist, als er von außen aussieht.“

Smith wollte etwas erwidern, als ein Schüttern durch den

Bau von ‚St 25‘ ging. Die Hubschrauben sprangen an und hoben das Schiff vom Boden ab.

„Ich glaube, wir brausen los“, sagte O'Brien. „Ist die erste Fahrt in einem Stratosphärenschiff, die ich in meinem Leben mache. Kommt mit, Boß, wir wollen in den Mittelraum gehen. Da haben wir bessere Aussicht.“

„Alright, Sir. Können wir machen“, stimmte Smith zu, aber eine gute Minute brauchten sie doch noch, um sich zurechtzumachen. Es war jene Minute, die ‚St 25‘ benötigte, um von seinem Liegeplatz bis zu dem Eisblock zu gelangen und sich senkrecht über ihn zu stellen. Als sie in den Mittelraum kamen, war durch die Fenster von dem Eisblock nichts mehr zu sehen. Von der Besatzung des Schiffes war niemand in dem Raum. Einen kurzen Blick warfen sie durch die Fenster zu beiden Seiten, dann machten sie es sich wieder an dem runden Tisch bequem.

„Hätte von einem Stratosphärenschiff eigentlich mehr erwartet“, meinte O'Brien. „Der Kahn kriecht hier dicht über der Wiese herum, als ob er nicht recht hochkommen könnte.“ Ein scharfes metallisches Knacken klang in seine letzten Worte hinein. „Hallo, Smith! Was war das eben? Hoffentlich haben wir keinen Breakdown. Klang ganz so, als ob was zerbrochen wäre. Könnte uns jetzt gerade fehlen.“ Seine letzten Worte wurden von dem Donner der Hubmotoren übertönt, die das Schiff mit samt seiner Eislast mit Gewalt in die Höhe rissen. Erst nach einiger Zeit konnte er sich wieder verständlich machen. Er sprach weiter.

„Jetzt scheint's doch loszugehen. Wir steigen, by Jove! Wir steigen senkrecht in die Höhe. Das geht ja mächtig nach oben . . . aber bloß nach oben. Wir kommen nicht vorwärts. Verstehst Ihr das, Smith?“

Smith antwortete nicht. Er lehnte den Kopf an die Kristallscheibe, blickte schweigend hinaus und sah die Insel unter dem

Schiff in der Tiefe versinken, klein und immer kleiner werdend, jenes winzige verlassene Stückchen Land im unendlichen Weltmeer, das ihnen ein Vierteljahr hindurch gleichzeitig Zuflucht und Gefängnis gewesen war.

„Immer noch melancholisch, old fellow?“

Während O'Brien es sagte, stand er auf und beugte sich über den Tisch zu Smith hin. Im nächsten Augenblick fühlte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt nach unten auf die Tischplatte gepreßt. Es war ein Glück, daß das Geschirr von ihrer früheren Mahlzeit inzwischen abgeräumt worden war, sonst hätte es jetzt Scherben gegeben, und das schmucke blaue Jackett, das der Ire aus den Beständen von ‚St 25‘ bekommen hatte, wäre nicht ohne Flecken geblieben.

Eine ... zwei ... drei Sekunden hielt dieser unerklärliche Druck an, dann wich er ebenso plötzlich, wie er gekommen war. O'Brien konnte sich wieder aufrichten. „Dammie! Was war das?“ fragte er und rieb sich den Magen. Smith konnte es ihm nicht sagen, denn ebensowenig wie O'Brien wußte er, daß das Schiff eben eine Last von 100 Tonnen abgeworfen und dadurch erleichtert einen mächtigen Sprung nach oben gemacht hatte.

„Jetzt kriegen wir aber Fahrt“, sagte O'Brien nach einem Blick durch das Fenster, „der alte Rahn fängt mächtig an zu kurven. Seht mal den Krater da unten. War verdammt schlau von uns, daß wir dem alten Burschen nicht zu nahegekommen sind ... Seht doch, Smith, seht doch mal hin, Mann! Der Kerl wird ja wieder mobil ...“

Er brauchte nicht weiter zu sprechen. Das Gesicht gegen die Fensterscheiben gepreßt, verfolgte auch Smith angestrengt die Vorgänge, die sich tief unter ihnen abspielten.

Zäh brodelte der Lavasee im Krater auf und schien ins Rollen zu geraten. Größer wurde die glühende Fläche und hellweiß strahlend begann es dann über den Kraterrand nach außen hin-

unterzulaufen. Ein Strom feuriger Lava, der sich seinen Weg über den Steilhang des Berges hinab zur See hin suchte.

Wie Fackeln leuchteten vereinzelte Bäume auf, die ihm im Wege standen und waren im nächsten Augenblick schon verbrannt und verascht. Jetzt erreicht der Glutfluß den schmalen sandigen Strand ... jetzt kam er mit der See in Berührung, wälzte sich wie eine feurige Schlange in den Ozean.

Und dann stieg Dampf auf, Dampf in unendlichen Massen. Schwere Schwaden verhüllten den feurigen Fluß, breiteten sich aus und verhüllten auch den speienden Berg. Weiter wälzten sich die Nebelmassen, legten sich wie ein Tuch über den Wald, über den Strand, über die See. Nur noch eine einzige mächtige Wolkenbank bot sich von ‚St 25‘ aus dem Blick an der Stelle, wo vor kurzen Minuten noch die Insel wie ein grüner Schmuckstein auf dem Azurschild des Ozeans lag.

Was sich hinter diesem Vorhang weiter abspielte, blieb menschlichen Augen verborgen. Nur hin und wieder verriet ein jähes Aufwallen und Hin- und Herströmen der Dampfschleier, daß dort unten vulkanische Kräfte am Werk waren.

„Wir haben viel Glück gehabt, O'Brien“, sagte Smith nach langem Schweigen.

„Verdammt viel Glück, Boß!“ sagte O'Brien. „Wenn wir jetzt nicht hier oben wären, dann wären wir da unten in der verfluchten Waschküche.“

Trotz seiner nachdenklichen Stimmung mußte Smith lächeln.

„Man merkt Euren Aussprüchen immer noch an, daß Ihr von Limmerick kommt, O'Brien. Aber meinetwegen mögt Ihr recht haben. Wenn wir nicht oben wären, dann wären wir unten.“ — — —

Während Smith und O'Brien auf ihre Art über die Ereignisse philosophierten, die sich 6000 Meter unter ihnen abspielten, überfahen sie ein weißes Pünktchen, das von Süden her auf der

blauen Seefläche langsam herankroch. Es war die ‚Berenice‘, die unter Führung von Captain Dryden ihren Kurs verfolgte. Die fast absolute Windstille zwang den Captain, den Hilfsmotor zu benutzen. Die genaue geographische Position der Insel hatte der Captain bei seiner Ausreise von Garrison erhalten und auf dem Gebiete der Navigation konnte ihm so leicht niemand etwas vormachen.

Jeden Augenblick erwartete er nach den letzten Ortsbestimmungen, die gesuchte Insel über der Kimmie auftauchen zu sehen. Aber was er nun erblickte, das war kein idyllisches Eiland mit grünen Wäldern und schwellenden Matten, sondern eine schroffe und zackige, über der See stehende Wolkenwand, fast an eines jener unheimlichen Gebilde erinnernd, die man nach großen Explosionen noch viele Stunden lang an dem Ort der Katastrophe beobachten kann. Denn einen anderen Anblick bot diese Dampfmasse von der Oberfläche der See aus betrachtet als aus der Höhe von ‚St 25‘ gesehen. Von dem Stratosphärenschiff her schien es mehr eine flache Nebelbank zu sein, von der ‚Berenice‘ aus ließ sich dagegen die ganze Höhe erkennen.

Captain Dryden schickte zwei Mann zum Loten nach vorn, während die ‚Berenice‘ an die Grenze der Wolkenwand heranschlich. Eintönig klangen vom Vorschiff die Rufe der Lotmannschaft zur Kommandobrücke hin.

‚Fünzig Faden‘ . . . ‚dreißig Faden‘ . . . ‚zwanzig Faden‘ . . . noch bevor der nächste Ruf kam, arbeitete der Maschinentelegraph in Captain Drydens Hand. Auf ‚Rückwärts, volle Kraft!‘ sprang der Zeiger des Telegraphen im Maschinenraum. Mit Gewalt wirbelte die Schraube in umgekehrter Richtung und hemmte den Lauf des Schiffes eben noch zeitig genug, um ein Auslaufen auf neu entstandene Klippen zu vermeiden.

‚Zwei Faden‘ meldete der Lotgast vom Bug, als das Schiff sich langsam zurückzuschieben begann. Rückwärts ließ Captain

Dryden es weiter laufen, bis er wieder aus dem Nebel heraus war. Er hatte genug gesehen und suchte sich ein Bild von dem zu machen, was hier geschehen war.

Nach seiner Meinung hatte ein neuer Ausbruch jenes Vulkans stattgefunden, von dessen zerstörender Gewalt ihm die Mitglieder der Carnegie-Expedition in Frisko zur Genüge berichtet hatten. Eine Veränderung des Seegrundes in weitem Umkreise . . . wahrscheinlich auch eine Vergrößerung der Insel oder . . . auch diese Möglichkeit bestand . . . ein Absinken des alten Landes und dafür eine Hebung an anderen Stellen war im Zusammenhang damit eingetreten. Wahnsinn wäre es bei solcher Sachlage gewesen, weiter vorzudringen, um den Zurückgebliebenen zu Hilfe zu kommen. Er hätte dabei das Schiff mit seiner ganzen Besatzung aufs Spiel setzen müssen, um drei Menschen zu retten. Tage, vielleicht Wochen würden verstreichen müssen, bevor man es wagen konnte, die Insel anzufliegen. Im Augenblick blieb nichts anderes übrig, als aus sicherer Entfernung zu rekonoszieren.

In einem Abstand von reichlich 100 Metern umsegelte die ‚Berenice‘ die Wolkenbank. Captain Dryden stellte fest, daß sie ein Mehrfaches vom Areal der Insel bedeckte. Dann ließ er den Kurs nach Norden, auf sein nächstes Reiseziel setzen, und ging in seine Kabine, um den Bericht für das Carnegie-Institut niederzuschreiben. — — —

Während ‚St 25‘ sich nach wie vor in 6000 Meter Höhe hielt, kreiste ‚St 21‘ zwei Meilen höher in der Stratosphäre. Zu der gleichen Zeit ungefähr, zu der Captain Dryden seine Rundfahrt um die Nebelbank beendete, kam Professor Eggerth zu Lorenzen in den Funkenraum.

„Siehst toll da unten aus, Herr Professor“, begrüßte ihn Lorenzen. „Ist nur ein Glück, daß wir rechtzeitig gestartet sind. Hätten sonst am Ende auch noch etwas von dem Segen abkriegen können.“

„Ja, ja, mein lieber Lorenzen. Der alte Berg hat wieder mächtig gespuckt“, meinte Professor Eggerth leichtsin. „Da unten ist vorläufig nichts zu holen. Wollen Sie bitte die Verbindung mit ‚St 21‘ herstellen.“

Lorenzen begann an den Knöpfen eines Empfängers zu fingern und meldete kurz danach: „Die Verbindung ist da, Herr Professor.“

Professor Eggerth griff selbst zum Mikrophon, und mit Verwunderung hörte Lorenzen, was er hineinsprach.

„Es hat keinen Zweck mehr, Herr Heineken, sich länger hier aufzuhalten. Setzen Sie kürzesten Kurs auf Bitterfeld und fliegen Sie mit Woll dampf zum Werk zurück.“

Er warf die Last von Sendung auf Empfang um, hörte, was Heineken antwortete, schaltete wieder zurück und sprach weiter. „Vergessen Sie unsere alte Betriebsvorschrift nicht, Herr Heineken. Alle Uhr null Minuten und alle Uhr dreißig Minuten steht einer Ihrer Empfänger auf unserer Welle. Guten Flug! Auf Wiederhören.“

„Die können nach Hause gehen“, brummte Lorenzen vor sich hin. Professor Eggerth überhörte es und setzte sich an einen anderen Empfänger. Die Kopfhörer über den Ohren, begann er daran zu stellen. Hielt plötzlich und lauschte. Griff dann nach einem Schreibblock.

„Nehmen Sie Kurzwelle der amerikanischen Handelschiffahrt und schreiben Sie mit!“ rief er Lorenzen zu, während er selber bereits den Bleistift über das Papier gleiten ließ. Es war eine von der ‚Berenice‘ in Morsezeichen gegebene Meldung, die er notierte. Captain Dryden ließ nach USA. funken, daß die Insel von einer neuen Vulkankatastrophe betroffen und wahrscheinlich zum größten Teil zerstört worden sei. Jede Möglichkeit einer Hilfeleistung für die drei Zurückgebliebenen sei zur Zeit unmöglich. Mehr als fraglich sei es, ob sie überhaupt noch am Leben wären. — — —

Captain Dryden glaubte, mit diesem Funkpruch alles getan zu haben, was sich im Augenblick tun ließ. Während die ‚Berenice‘ unter einer aufkommenden schwachen Brise ihren Kurs nordwärts verfolgte, war er in seiner Kabine mit der Ausarbeitung eines schriftlichen Berichtes beschäftigt, als es an der Tür klopfte. Ein Matrose kam hinein und brachte ihm ein soeben aufgenommenes Radiogramm.

„Von St 25 an Berenice“, las er kopfschüttelnd. „Was ist ‚St 25‘?“ murmelte er vor sich hin und las weiter. „Professor Harte bei dem Ausbruch vor drei Monaten getötet. O'Brien und Smith von ‚St 25‘ heute vormittag kurz vor dem neuen Ausbruch an Bord genommen. Befinden sich in Sicherheit. Professor Eggerth.“

Professor Eggerth? ... Captain Dryden strich sich über die Stirn und dachte nach. Eine Erinnerung kam ihm, als ob er den Namen schon früher gehört habe. Ein deutscher Professor ... ein Erfinder, der Stratosphärenschiffe von einer vorher nie erreichten Leistungsfähigkeit baute. Andere Erinnerungen an frühere Ereignisse, bei denen diese Schiffe eine entscheidende Rolle gespielt hatten, kamen ihm in den Sinn. Wenn dieser Deutsche hier durch einen glücklichen Zufall gerade zugegen war, bevor die neue Katastrophe losging, dann konnten die Zurückgebliebenen in der Tat gerettet worden sein. Aber Klarheit wollte der Captain darüber haben. Er schickte Befehl in die Funkkabine, Verbindung mit diesem rätselhaften ‚St 25‘ aufzunehmen und Rückfrage zu halten. Doch vergeblich bemühte sich der Junker der ‚Berenice‘ darum. Alle Empfänger von ‚St 25‘ standen in dieser Stunde auf anderen Wellenlängen und waren vollauf damit beschäftigt, Nachrichten aufzufangen, die vom Osten und Westen her den Äther der Südsee durchschwirren. — — —

Professor Eggerth war nicht mehr allein mit Lorenzen im

Funkerraum von ‚St 25‘. Auch sein Sohn, Berkoff und Dr. Schmidt hatten sich dort eingefunden. Jeden an Bord vorhandenen Empfänger hatten sie in Betrieb gesetzt und eifrig hörten sie mit und schrieben auf, was sich, von verschiedenen Orten her in verschiedenen Wellenlängen gesendet, in den Antennen von ‚St 25‘ verfiel.

Funksprüche von den japanischen Inseln, von Neuseeland und aus Inselinde. Funksprüche vom südamerikanischen Kontinent und aus dem Gebiet der neuen Hebriden ebenso wie aus demjenigen der Carolinen- und Marshall-Inseln. Von den verschiedensten weit voneinander entfernten Punkten der Erdoberfläche kamen sie, und mit einer auffallenden Übereinstimmung meldeten sie alle dasselbe: leichte Erdstöße, ein sichtbares Aufleben der vulkanischen Tätigkeit. An hundert verschiedenen Stellen begannen alte Krater, die tot und erloschen gelegen hatten, sich wieder zu regen und verrieten, daß noch gefährliches Leben in ihnen vorhanden war.

„Nun, was meinen Sie dazu, Herr Dr. Schmidt?“ fragte Professor Eggerth, als für eine kurze Zeit Ruhe im Äther eingetreten war.

„Es scheint ebenso wieder loszugehen wie vor drei Monaten, Herr Professor. Die Funksprüche melden Unruhe aus den bekannten alten Vulkangebieten.“ Dr. Schmidt griff nach den Radiogrammen und blätterte darin. „Wundervoll wie sich die geniale Theorie Dr. Wegeners wieder einmal bestätigt. Immer wieder sind es die Inselgirlanden an der Ostseite der nach Westen treibenden asiatischen Kontinentalscholle und die Randgebirge auf der Westseite des amerikanischen Kontinents, die Vulkanismus zeigen. Und wenn man die Theorie betrachtet, kann es ja gar nicht anders sein. Denn gerade an diesen Stellen ist das Magma der Tiefe den stärksten Pressungen ausgesetzt und muß sich auf irgendeine Weise Luft nach oben schaffen.“

Professor Eggerth wiegte den Kopf nachdenklich hin und her. „Ich kenne die Wegenersche Theorie, Herr Doktor. Sie haben recht, wenn Sie sie genial nennen. Sie erklärt uns unendlich viel, aber . . . die Einschränkung muß ich machen, doch noch nicht alles.“

„Ich müßte nicht, wo sie eine Lücke hätte“, sagte der lange Schmidt abweisend.

„Ich meine die so häufig beobachtete Gleichzeitigkeit der Beben in Ostasien und Amerika, Herr Doktor.“

„Das, Herr Professor . . . das? . . .“ Dr. Schmidt geriet ins Stocken, „ . . . das kann sehr wohl ein Zufall sein.“

„Ein Zufall? . . . Die Wissenschaft tut gut, nicht an Zufälle zu glauben“, sagte Professor Eggerth. „Halten Sie es auch für einen Zufall, daß gerade jetzt, tausend Meilen nach Osten und tausend Meilen nach Westen von hier entfernt, der Teufel losgeht?“

Dr. Schmidt zuckte mit den Achseln und blieb die Antwort schuldig.

„Ich glaube es nicht, Herr Doktor“, fuhr der Professor fort. „Ich bin der festen Überzeugung, daß ein Zusammenhang mit dem Ausbruch des Vulkans auf der Insel hier unter uns besteht.“

„Ausgeschlossen, Herr Professor“, begehrte der lange Schmidt auf. „Den Beweis dafür werden Sie niemals erbringen können, das wäre ja . . .“ Er suchte nach einem passenden Wort. „Das wäre ja skurril“, sagte er schließlich. „Dann hätten Sie es ja mit einem einfachen Eisblock hier bewirkt, daß in Japan und Chile die Vulkane rauchen . . . unmöglich! Undenkbar, Herr Professor!“

„Denken Sie an die ebenso wunderbaren und ebenso unerklärlichen Erscheinungen in der Solfatare von Pozzuoli“, sagte Professor Eggerth und verließ den Raum.

„Was hat der Herr Professor? Warum ist er so plötzlich fort-“

gegangen?" fragte der lange Schmidt betreten. „Bin ich ihm zunahe getreten?"

„Das glaube ich nicht, Herr Doktor“, meinte Hein Eggerth beschwichtigend, „mein Vater nimmt so leicht nichts übel. Ich nehme an, daß ihm bei Ihrem Disput etwas Wichtiges eingefallen ist, das er schnell erledigen will.“

„Meinen Sie?“ fragte der lange Schmidt unsicher und verließ trotz der nochmaligen Versicherung Hein Eggerths den Funkraum, um dem Professor nachzugehen.

*

In der Tat war dem Professor während der letzten Worte, die er mit Dr. Schmidt wechselte, ein Gedanke gekommen, der ihn veranlaßte, sich in seine Kabine zurückzuziehen, um in Ruhe zu überlegen. Schemenhaft zunächst noch war ihm eine neue ganz große Möglichkeit durch den Kopf gegangen, und schon während er zu seiner Kabine ging, begann sie festere Gestalt zu gewinnen und ihn immer mehr gefangenzunehmen. In Nachdenken versunken bemerkte er kaum Smith und O'Brien, die sich im Mittelraum aufhielten. Mit einer flüchtigen Begrüßung wollte er auch an Dr. Wille vorbei, der ihm auf dem hintern Flur begegnete, blieb dann aber, sich besinnend, stehen und richtete eine Frage an ihn.

„Können Sie mir sagen, Herr Doktor, welche Massen bei großen Vulkanausbrüchen ausgeworfen wurden?"

Dr. Wille überlegte einen kurzen Augenblick, rieb sich die Stirn und schickte sich dann an, einen wissenschaftlichen Vortrag vom Stapel zu lassen.

„Nein, nein, Herr Doktor, das interessiert mich nicht. Einen Höchstwert möchte ich wissen“, unterbrach ihn Professor Eggerth.

„hm, so, einen Höchstwert? . . . bei dem Ausbruch des Tambora auf Sumbawa wurden beispielsweise 105 Kubikkilometer

Magma ausgeworfen . . .“ Professor Eggerth machte eine ungeduldige Bewegung.

„Das ist nicht allzuviel, Herr Doktor, ich dachte an größere Werte.“

„Warten Sie, warten Sie, Herr Kollege“, beeilte sich Dr. Wille zu erwidern. „Ich nannte nur eine Zahl, die mir gerade einfiel. Es sind größere, freilich der Masse nach nicht so genau bestimmte Ausbrüche bekanntgeworden, bei denen Tausende, vielleicht sogar Zehntausende von Kubikkilometern ausgeworfen wurden. Leider sind mir die Namen im Augenblick nicht gewärtig.“

„Danke, Herr Doktor, das genügt mir“, sagte Professor Eggerth und ging weiter. In seinem Raum angekommen, verschloß er die Tür hinter sich und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Jetzt galt es für ihn, klar zu überlegen und schnelle Entschlüsse zu fassen. An ein neues Experiment, viel wirkungsvoller als jenes erste mit der Eisbombe, dachte er. Aber bevor er es unternahm, mußte die Insel unten von Deutschland in Besitz genommen und die Besitznahme mußte von den anderen Staaten anerkannt sein.

Wie war die Lage im Augenblick? Vor einer knappen Stunde hatte Captain Dryden nach USA. gefunkt, daß die Insel durch einen neuen Ausbruch schwer mitgenommen, vielleicht sogar ganz zerstört worden sei.

Zweifellos würde die Nachricht von den Küstenstationen an die amerikanische meteorologische Zentralstelle weitergegeben werden und zu jeder anderen Zeit eine gewisse Aufmerksamkeit erregen. In dieser Stunde aber, in der ähnliche Nachrichten von so vielen andern Punkten des Erdballes einliefen, würde sie voraussichtlich in der Menge versinken und kaum sonderlich beachtet werden.

Durch den Funkspruch von ‚St 25‘ hatte Captain Dryden weiter erfahren, daß die Mitglieder der Carnegie-Expedition vor

diesem Ausbruch von dem deutschen Flugschiff gerettet worden waren, und sicherlich hatte er auch diesen Umstand nach Amerika gefunkt. Man wußte also dort, daß ein deutsches Flugschiff in der Zeit vor der neuen Katastrophe auf der Insel geweilt hatte. Mit diesen Tatsachen war zu rechnen. Wie sollte er auf Grund derselben weiter vorgehen? Viele Minuten lang grübelte Professor Eggerth hin und her, bis er einen Weg sah, der ihm gangbar zu sein schien.

Annektiert werden mußte die Insel von Deutschland, bevor er sein zweites großes Experiment ausführte. Sie nach dieser jetzigen Katastrophe zu annektieren, wäre sinnlos gewesen . . . aber wenn man die Sache so drehte, als ob die Besignahme schon vorher erfolgt wäre, dann würde es gehen . . . dann würde es sogar ganz vorzüglich gehen . . .

Eine Erregung überkam den Professor und hielt ihn nicht länger an seinem Platz. Er sprang auf und begann in der Kabine hin und her zu gehen, während er den Gedankengang weiter spann.

Folgendermaßen mußte der Verlauf der Dinge der Welt dargestellt werden. Schon vor Tagen hatte eine deutsche Expedition, zu der unter anderem der frühere Reichskommissar Dr. Wille gehörte, die Insel besetzt und die deutsche Flagge gehißt. Jetzt . . . das heißt in wenigen Stunden . . . mußte das Auswärtige Amt in Berlin die Besignahme den anderen Mächten notifizieren. Wie stets bei solchen Gelegenheiten würden diese erst einmal die Stirn runzeln und versuchen, allerhand Schwierigkeiten zu machen. Und während dann ein Hin und Her von diplomatischen Notizen begann, würde sich die Nachricht verbreiten, daß die Insel inzwischen durch einen neuen Vulkanausbruch zum Teufel gegangen ist, wonach die anderen dann nicht ohne eine gewisse Schadenfreude ihre Zustimmung zu der Annektion geben würden.

Als Professor Eggerth mit seinen Überlegungen bis zu diesem Punkt gekommen war, setzte er sich wieder an den Schreibtisch und begann einen langen Funkspruch zu entwerfen. An den Minister Schröter war die Depesche gerichtet, die er zunächst im Klartext entwarf. Dann holte er aus einem Tresorfach seiner Kabine eine Codebuch heraus und machte sich daran, seine Niederschrift zu verschlüsseln. Und dann ging er damit zu Lorenzen in die Funkerkabine und blieb solange neben ihm stehen, bis er die Empfangsbestätigung aus Berlin für sein Radiogramm in der Hand hielt.

*

„Werden Sie daraus Flug?“ fragte Minister Schröter den Ministerialdirektor Reute, den er zu einer dringenden Besprechung zu sich gebeten hatte. Reute schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe unsern Professor nicht. Er wünscht, daß wir ein Inselchen in der Südsee annektieren, dessen genaue Ortsbestimmung er uns funkt. Gut! Den Gefallen könnten wir ihm schließlich tun, obwohl das Eiland als Stützpunkt für eine der neuen Linien kaum in Betracht kommt. Aber ich habe die Insel auf keiner unserer Seekarten entdecken können . . .“

„Was, wie Herr Reute? Die Insel ist nicht eingetragen?“

„Nein, Herr Minister. Ich habe unser gesamtes Kartenmaterial daraufhin durchgesehen. Weder auf deutschen noch auf englischen oder amerikanischen Karten ist die Insel zu finden. Wenn der Funkspruch nicht von Professor Eggerth käme, würde ich das Ganze für einen üblen Scherz halten und das Radiogramm einfach zu den Akten schreiben lassen.“

„Eigenartig, Herr Reute, mehr als eigenartig ist das.“ Minister Schröter sagte es nachdenklich, schwieg eine kurze Zeit und sprach dann langsam, fast stoßend weiter. „Eine Irreführung ist bei Professor Eggerth ausgeschlossen. Wenn er uns eine genaue Ortsbestimmung angibt, dann ist die Insel auch an dieser

Stelle vorhanden. Daß sie nicht in den Karten eingetragen ist, könnte vielleicht den Grund haben, daß sie erst vor kurzem aus der See aufgetaucht ist. Meines Wissens soll etwas Derartiges öfter in der Südsee vorkommen.“

Zögernd stimmte ihm Ministerialdirektor Reute bei. „Das wäre in der That eine Möglichkeit, Herr Minister, durch die sich das Nichtvorhandensein der Insel auf den Karten erklärte. Aber die andere Frage bleibt dabei immer noch ungelöst. Warum denn um alles in der Welt verlangt der Professor, daß wir unsere Annektionserklärung fünf Tage vordatieren sollen. Das bleibt mir unverständlich.“

„Offen gesagt, mir auch, Herr Reute . . . und trotzdem muß ich immer wieder sagen: ohne einen bestimmten Grund und Zweck unternimmt Professor Eggerth nichts. Wenn er eine solche Vordatierung wünscht, wird er auch dafür einen zwingenden Grund haben . . . ja, Herr Reute . . . wir müssen zu einem Entschluß kommen. Wie sollen wir in der Angelegenheit vorgehen?“

„Vielleicht doch erst noch einmal rückfragen, Herr Minister?“

„Hat keinen Zweck, Herr Reute. Es würde die Sache nur unnötig aufhalten. Ich bin dafür, sofort die erforderlichen Instruktionen an unsere diplomatischen Vertreter im Ausland entwerfen zu lassen und den in der Südsee interessierten Mächten die Besitznahme der Insel so zu notifizieren, wie Professor Eggerth es wünscht. Mögen sich die anderen nachher auch mal die Köpfe zerbrechen, wenn sie die Insel auf ihren Karten nicht finden können. Auf allerlei Rückfragen und Quertreibereien müssen wir natürlich gefaßt sein, aber das darf uns die Laune nicht verderben.“

Ministerialdirektor Reute erhob sich mit einer kurzen Verbeugung. „Ich werde die Schriftstücke aufsetzen lassen, Herr Minister.“

„Ich bitte darum, Herr Reute. Es wäre mir erwünscht, wenn

die Noten an unsere ausländischen Missionen noch im Laufe des heutigen Nachmittags hinausgehen könnten.“

„Wie Sie wünschen, Herr Minister.“ Ministerialdirektor Reute verließ den Raum, um alles Erforderliche zu veranlassen. ———

In den nächsten Tagen spielten sich die Dinge genau so ab, wie Professor Eggerth und Minister Schröter sich ihren Verlauf vorgestellt hatten. Mißtrauen und Verwunderung zunächst einmal bei den fremden Kabinetten; dann ein Zu-Rate-Ziehen von Karten und Atlanten, um festzustellen, ob die überraschende Neuwerbung des Deutschen Reiches nicht mit älteren Interessen kollidiere, und dann erneutes Staunen, weil die von Deutschland annektierte Insel einfach auf keiner Karte vorhanden war.

Nicht ohne Bedauern stellte man in England und Frankreich diesen Umstand fest, denn er nahm den fremden Regierungen die Möglichkeit, ältere Rechte ins Feld zu führen. In gewundener Diplomaten Sprache und gespickt mit vielen ‚Wenn und Aber‘ bestätigte man den Empfang der deutschen Note, ohne sich auf eine endgültige Stellungnahme festzulegen.

Etwas anders verliefen die Dinge in USA. Auch dort war man im Außenamt zunächst reichlich verwundert, weil die Insel sich auf den amerikanischen Karten ebensowenig finden ließ wie auf denen der anderen Nationen. Doch während Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre ratlos dasaßen, erinnerte sich ein erfindungsreicher Legationsrat des Umstandes, daß das Carnegie-Institut vor etwa drei Monaten eine Expedition in diesen Teil der Südsee entsandt hatte und wandte sich an das Institut um Auskunft.

Die Antwort war verblüffend. Das Institut bestätigte das tatsächliche Vorhandensein jener Insel, die bereits sagenhaft zu werden drohte, aber es gab darüber hinaus auch noch eine Schilderung ihres vulkanischen Charakters, der ihren Wert mehr

als zweifelhaft machte. Wenn man den Berichten der Expeditionenmitglieder, die das Institut seiner Austunft beifügte, Glauben schenken konnte, so war die Insel bei jenem Ausbruch, der die Expedition zur schleunigen Flucht zwang, bis in ihre Grundfesten erschüttert und zu einem erheblichen Teil zerstört worden. Der Umstand, daß drei Mitglieder der Expedition bei der Katastrophe verlorengegangen . . . wahrscheinlich sogar umgekommen waren . . . unterstrich den Ernst dieser Darstellung.

Ein Ratselraten hub darauf im amerikanischen Außenamt an, was Deutschland mit der Besignahme eines solchen von den Gewalten der Tiefe mit ständigem Untergang bedrohten Felsbrockens bezwecken könne. Eine plausible Erklärung dafür ließ sich trotz allem Suchen nicht finden, und nach alter diplomatischer Gepflogenheit versuchte man, die Angelegenheit zunächst hinzu ziehen, indem man ein paar überflüssige Rückfragen an Berlin richtete.

Schon war man in Washington bereit, eine ebenso gewundene und nichts sagende Note nach Berlin abgehen zu lassen wie die anderen Staaten, als das Carnegie-Institut sich von neuem meldete. Es gab dem amerikanischen Außenamt Kenntnis von jenem Funkpruch Captain Drydens, der wenige Tage vorher in der Fülle anderer Nebenmeldungen von größerer Bedeutung übersehen und unbemerkt geblieben war.

Als dies Radiogramm in Washington auf den Tisch flatterte, ging erst ein Lächeln und dann ein lautes Lachen durch die Reihen der Diplomaten und Staatsmänner. Da war das Deutsche Reich, das sie immer noch mit Mißtrauen beobachteten und immer noch nicht sonderlich liebten, ja Gottseidank mal gründlich reingefallen. Eben erst hatte es zum Mißbehagen der anderen eine Insel annektiert, und schon fünf Tage später war das Objekt durch eine neue Katastrophe zerstört worden.

Es fehlte nicht an Stimmen im Außenamt von USA., die

diese neueste Wendung der Dinge als eine offensichtliche Fügung des Schicksals priesen. Im übrigen aber war man entschlossen, schnell die Konsequenzen aus der veränderten Sachlage zu ziehen. Jetzt, nachdem der verdammte Fels dahinten in der Südsee in die Luft geflogen war, stand ja gar nichts mehr im Wege, seine Annektion durch Deutschland vorbehaltlos anzuerkennen.

In diesem Sinne schmiedeten die amerikanischen Diplomaten noch am gleichen Tage eine Note, in der sie es auch nicht unterließen, Deutschland zu seiner neuen Erwerbung Glück zu wünschen. Und ferner hielten sie es für angebracht und nützlich, den anderen in der Südsee interessierten Staaten von ihrem Wissen mitzuteilen, was bei diesen ganz ähnliche Folgen auslöste. — — —

„Die Sache geht mir beinahe zu glatt, Herr Reute“, sagte Schröter, während er in den vor ihm liegenden Schriftstücken blätterte. „Bedingungslose Anerkennung unserer Neuwerbung durch USA., durch England, durch Frankreich . . . und hier noch durch einige andere . . . sogar Glückwünsche, was doch sonst nicht die Art der Herren ist . . . Hoffen wir, daß die Geschichte nicht noch einen Haken hat.“

„Ich wüßte nicht, wo der stecken sollte, Herr Minister“, erwiderte Reute. „Aus den Funkprüchen von Professor Eggerth scheint mir übrigens hervorzugehen, daß er eine glatte Anerkennung beinahe erwartet hat.“

„Haben Sie weitere Nachrichten von ihm?“ fragte Schröter.

„Zarwohl! Vor einer Stunde traf ein neuer Funkpruch von ‚St 25‘ ein. Der Professor bittet, ihn umgehend zu benachrichtigen, sobald die Anerkennung seitens aller interessierten Staaten vorliegt. Aus seinen Depeschen spricht eine gewisse Ungeduld.“

„Nun, jetzt können wir ihm ja seinen Wunsch erfüllen“, meinte der Minister. „Die Anerkennungen sind da. Lassen Sie an ihn funken, und außerdem . . . flechten Sie das bitte inoffiziell ein . . .“

teilen Sie ihm meinen Wunsch mit, etwas Genaueres über seine Pläne zu erfahren. Wir haben bis jetzt nach seinen Wünschen gehandelt, ohne nach dem Warum und Weshalb zu fragen, aber auf die Dauer geht das nicht an. Sie verstehen, was ich meine“, fügte er hinzu, als er bemerkte, daß der Ministerialdirektor zögerte.

„Verzeihung, Herr Minister“, begann Reute, als Schröter schwieg, „ich habe diesen Wunsch bereits früher von mir aus dem Professor angedeutet. Er funkte mir zurück, daß er darüber selbst verschlüsselt dem Ather nichts anvertrauen möchte, sondern zur gegebenen Zeit hierher kommen würde, um die Angelegenheit persönlich mit Ihnen zu besprechen.“

Minister Schröter horchte auf. „Sie sagen, er will selber hierher kommen . . . eine Angelegenheit, die unbedingt geheimgehalten werden muß. Ich bin gespannt, was er uns bringen wird. Hoffentlich läßt er uns nicht allzulange warten.“

„Ich glaube nicht, Herr Minister“, meinte Reute. „Herr Professor Eggerth hat seinen Besuch unmittelbar nach der Anerkennung unserer Erwerbung durch die anderen Staaten in Aussicht gestellt . . .“

Politische Folgen eines Experimentes

Mehrere Stunden hindurch hatte ‚St 25‘ sich in einer Höhe von 6 Kilometern gehalten. Aus sicherer Entfernung hatte man vom Flugschiff aus die weitere Entwicklung der Dinge auf der Insel beobachtet. Jetzt schien Ruhe eingetreten zu sein. Die Wolkenbank nahm nicht weiter an Umfang zu, an einigen Stellen war bereits ein Zurückweichen erkennbar. An eine Landung auf der Insel selbst war freilich vorläufig noch nicht zu denken; man wäre dabei unrettbar in einen undurchdringlichen Nebel gestoßen. Aber es bot keine Gefahr mehr, außerhalb der Nebelzone auf die See niederzugehen, und, um Brennstoff zu sparen, entschloß sich Professor Eggerth von dieser Möglichkeit Gebrauch zu machen. In langsamem Gleitflug kam ‚St 25‘ aus seiner Höhe hinab. Schimmernd und leicht wie ein Schwamm schwamm das Stratosphärenschiff auf dem Weltmeer, kaum merklich von der Dünung hin und her gewiegt. — — —

Auf seiner Suche nach Professor Eggerth stieß der lange Schmidt auf allerlei Hindernisse. Zuerst versperrte ihm in einem der Gänge von ‚St 25‘ Dr. Wille den Weg und versuchte, ihn in ein wissenschaftliches Gespräch zu verwickeln. Vergeblich versuchte er, sich frei zu machen; nach einem oft bewährten Rezept hielt Wille ihn am obersten Hockknopf fest, und wenn Dr. Schmidt den Knopf nicht opfern wollte, mußte er wohl oder übel eine Weile stillhalten.

„Was ist mit Professor Eggerth eigentlich los?“ fragte Wille

ziemlich aufgeregt, „er wollte eben von mir etwas über die Auswurfsmengen von Vulkanen erfahren. Da steckt was dahinter. Wissen Sie etwas darüber?“

„Keine Ahnung, Herr Doktor. Ich weiß nichts.“ Der lange Schmidt versuchte, seinen Knopf aus Willes Händen zu befreien, aber vergeblich.

„Ich bitte Sie, Herr Kollege“, fuhr Wille eindringlicher fort, „wir hatten bis jetzt nie Geheimnisse voreinander. Ich habe den Eindruck, daß der Professor Versuche geophysikalischer Art vorhat, und daß Sie etwas davon wissen. Wollen Sie mir nicht sagen, worum es sich handelt?“

Der lange Schmidt biß sich auf die Lippen. Mit Gewalt unterdrückte er die Neigung, mit Dr. Wille eine Diskussion über die nach seiner Meinung gänzlich verfehlten Theorien von Professor Eggerth zu beginnen.

„Mir ist nichts Derartiges bekannt, Herr Dr. Wille“, sagte er in Erinnerung an das Versprechen der Verschwiegenheit, daß Professor Eggerth ihm abgenommen hatte. Doch so schroff und abweisend er es auch vorbrachte, Wille ließ sich nicht täuschen.

„Sie müssen etwas wissen, Herr Kollege“, drang er von neuem in ihn. „Sie waren lange mit ihm in seiner Kabine zusammen, bevor ‚St 21‘ ankam. Ich habe beobachtet, wie ‚St 21‘ mit seinen Gefriermaschinen gearbeitet hat. Wo ist die Eisbombe geblieben, die das Schiff mit deren Hilfe hergestellt hat? Sie müssen doch darüber etwas wissen . . .“

Vergeblich wand sich Dr. Schmidt unter einem Feuer von Kreuz- und Querfragen hin und her, vergeblich beteuerte er, nichts über diese Dinge zu wissen, er wäre doch nicht losgekommen, wenn nicht in diesem Moment die Nähfäden seines Knopfes unter dem drehenden Zug von Willes Händen nachgegeben hätten. So glückte es ihm endlich, sich mit einem Sprung in Sicherheit zu bringen. Während Dr. Wille noch lebhaft

gestikulierend allerlei hinter ihm her rief, eilte er den Gang entlang, kam in den Mittelraum und wurde von neuem aufgehalten.

„Hallo, Mister Doktor!“ rief Smith ihn an und trat ihm in den Weg, als er nicht gutwillig stehenblieb.

„Einen Moment, bitte, Mister Doktor! Ich wollte Sie nur fragen: lebt der alte Mann in Waltershausen noch?“

„Welcher alte Mann?“ fragte Dr. Schmidt, dessen Gedanken ganz woanders waren.

„Ich meine den alten Herrn Rat . . . den Herrn Forstrat Schmidt in Waltershausen“, erklärte sich Smith näher.

„Forstrat Schmidt . . . Waltershausen? . . .“ Nur allmählich kamen die Gedanken von Dr. Schmidt in ein anderes Fahrwasser. „Ach, Sie sprechen von meinem Vater. Natürlich lebt er noch. Ist ja eben erst Siebzig. Noch sehr frisch und rüstig.“

„Aber wohl ein altes Blockhead“, pläzte Smith in Dankesmanier raus.

„Wie kommen Sie zu der Meinung?“ fragte der lange Schmidt und setzte dabei seine abweisendste Miene auf.

„Weil der alte Mann meinem Dad niemals auf seine Briefe geantwortet hat, Mister Doktor. Ich hab's Ihnen ja schon erzählt. Dad ging von Haus weg, weil er Zank mit dem Alten hatte. Ist in USA. etwas geworden; hat dann nach Hause geschrieben. Öfter als einmal, Sir; ist ihm aber ähnlich damit gegangen wie dem Apostel Paulus. Hat niemals eine Antwort darauf bekommen. Hat's dann schließlich aufgegeben.“

Dr. Schmidt setzte zu einer Antwort an, öffnete die Lippen, brachte nur einen Seufzer hervor und schwieg wieder. Hatte es einen Zweck zu dem jungen Menschen, der da munter und frisch wie das ewige Leben vor ihm stand, von dem tyrannischen Alten zu sprechen, dessen Starrköpfigkeit ihm selbst seine besten Jahre verbittert hatte. Öfter als einmal hatte er in jenen ver-

gangenen Zeiten den Bruder beneidet, der sich der Unterdrückung kurzerhand durch seine Auswanderung entzogen hatte. Gewiß, er selber hatte schließlich auch seinen Weg gemacht. In zäher, jahrelanger Arbeit hatte er sich von dem Brotstudium her, das der Alte ihm aufzwang, den Weg zur freien Wissenschaft erzwungen, der nun einmal sein ganzes Herz gehörte. Aber Nerven und unsägliche Arbeit hatte das gekostet; ein stiller in sich verschlossener Mann war er darüber geworden. Für einen Sonderling hielten ihn viele, die von seinen Kämpfen und Entfagungen nichts wußten. Sollte er dem Sohn seines glücklicheren Bruders, den ein wunderlicher Zufall ihm hier in den Weg führte, davon sprechen, daß der alte Forstrat in Waltershausen fogar mit ihm, der sich heut Doktor und Ministerialrat nennen durfte, immer noch unzufrieden war?

Mr. Smith dauerte die Pause, die Dr. Schmidt machte, zu lange. „Der alte Mann ist also noch rüstig beieinander, Mister Doktor?“ meinte er.

„Noch sehr rüstig, noch sehr energisch“, erwiderte Dr. Schmidt, aus seinem Nachsinnen erwachend.

„Well, Sir, ich habe eine Idee“, sagte Mr. Smith. „Sie gehen doch mit Ihrem Flugschiff nach Deutschland zurück. Ich möchte mitkommen und den alten Mann besuchen.“

Deutlich malte sich in den Zügen des Doktors das Erschrecken, das der Vorschlag ihm verursachte. Smith bemerkte es und lachte.

„Nun, Mister Doktor, fressen wird der Alte seinen Großsohn nicht. Mehr als rauswerfen kann er mich auch nicht. Daraufhin möchte ich's riskieren.“

„Ich fürchte . . . ich fürchte, mein lieber Smith . . .“, Dr. Schmidt suchte nach passenden Worten, „allzu freundlich wird der Empfang nicht werden, wenn der alte Herr Sie überhaupt empfängt.“

„Könnten Sie mir nicht eine kleine Empfehlung mitgeben?“ fragte der Amerikaner. „Vielleicht Ihre Besuchskarte mit ein paar einführenden Zeilen, damit der Herr Forstrat gleich weiß, wer zu ihm kommt.“

Mit beiden Händen winkte Dr. Schmidt ab. „Das wäre total verkehrt, mein Lieber. Wenn Sie's schon machen wollen, müssen Sie's auf dem Wege der Überrumpelung versuchen.“

„Auch gut“, nickte Frederic Smith. „Machen wir also eine surprise party. Erst mal in Waltershausen sein, dann wird sich das Weitere finden.“

Und nun, nachdem auch diese Unterhaltung beendet war, konnte Dr. Schmidt endlich seinen Weg zu Professor Eggert fortsetzen. Er traf ihn in seiner Kabine.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Dr. Schmidt“, begrüßte ihn der Professor. „Ich überlege eben unsere nächsten Maßnahmen. Gewisse Nachrichten, die ich aus Deutschland erwartete, sind leider noch nicht eingetroffen. Auf der Insel hier ist im Augenblick wenig zu machen. Wir müssen abwarten, bis die Dampfschwaden sich verzogen haben. Ich gedachte die Zeit zu benutzen, um unsere beiden amerikanischen Gäste abzusetzen.“

„Wo wollen Sie sie hinbringen?“ fragte Dr. Schmidt.

„Ich möchte sie Captain Dryden übergeben. Er ist mit dem Auftrag hierhergekommen, sie abzuholen. Wenn er sie an Bord nimmt, ersparen wir uns einen Abstecher nach USA., der uns unnötig Zeit und Brennstoff kosten würde. Sie machen ein Gesicht, mein lieber Doktor, als ob Sie nicht ganz damit einverstanden wären. Was für Bedenken haben Sie?“

Dr. Schmidt mußte seine Gedanken erst sammeln, bevor er seine Einwände vorzubringen vermochte. „Captain Dryden treibt sich mit der ‚Berenice‘ ziemlich ziellos in der Südsee herum“, begann er zögernd. „Es kann unter Umständen lange dauern,

bis er Gelegenheit findet, die beiden auf einen Dampfer nach USA. zu setzen."

"Das braucht nicht unsere Sorge zu sein", wehrte Professor Eggerth ab. „Damit mußten die beiden auf jeden Fall rechnen.“

„Außerdem, Herr Professor“, fuhr Dr. Schmidt fort, „ist einer von ihnen Deutschamerikaner. Er sprach mir gegenüber vor kurzen den Wunsch aus, mit nach Deutschland genommen zu werden. Er hat wohl die Absicht, dort Verwandte aufzusuchen . . .“

Professor Eggerth warf dem langen Doktor einen verstohlenen Blick zu. Durch seinen Sohn war er von dem zufälligen Zusammentreffen von Oheim und Neffen unterrichtet worden, hatte aber bisher Dr. Schmidt gegenüber ebenso darüber geschwiegen wie über manches andere, was er von dessen Familienverhältnissen wußte.

„Sie meinen, Herr Doktor, daß man Mr. Smith seinen Wunsch erfüllen sollte?“ fragte er leichtsin.

„Ich denke ja, Herr Professor.“

„Meinetwegen, Herr Doktor. Nehmen wir ihn also nach Deutschland mit. Den andern könnten wir aber doch an die ‚Berenice‘ abgeben. Ich habe vor kurzem Funkverbindung mit Dryden aufgenommen. Wir kennen den Standort seines Schiffes und können in einer knappen Stunde bei ihm sein.“

„Wie Sie meinen, Herr Professor. Ich glaube allerdings, daß es auch Mr. D'O'Brien angenehmer sein würde, von ‚St 25‘ mit nach Deutschland genommen zu werden. Von Hamburg kommt er auf alle Fälle schneller nach Newyork als von irgendeinem Hafen in der Südsee.“

„Sie verstehen für Ihre Freunde zu plädieren“, meinte Professor Eggerth lächelnd. „So unrecht haben Sie nicht. Nehmen wir also in Gottes Namen auch den andern mit nach Deutschland. Ich werde an Captain Dryden funken lassen, daß wir uns

anders besonnen haben.“ Er griff nach dem Telefon und rief die Funkerkabine an. Dr. Schmidt hörte ihn sprechen.

„So?! Ein langes verschlüsseltes Telegramm aus Berlin? Schicken Sie es mir bitte hierher.“ Er gab Lorenzen noch Anweisungen für den neuen Funkspruch an Captain Dryden und legte eben wieder den Hörer auf, als ein Mann der Besatzung ihm die von Lorenzen angekündigte Depesche brachte. Unverzüglich machte er sich an die Entschlüsselung. Dr. Schmidt wollte dabei nicht stören und schickte sich an, den Raum zu verlassen.

„Einen Augenblick, Herr Doktor“, hielt ihn der Professor zurück. „Würden Sie die Güte haben, Herrn Dr. Wille aufzusuchen und mit ihm in etwa zehn Minuten zu mir zu kommen.“

Dr. Schmidt ging, um den Auftrag auszuführen. — — —

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Professor“, sagte Wille, als er mit Dr. Schmidt zusammen in die Kabine kam. Professor Eggerth nickte. „Nehmen Sie bitte Platz, Herr Doktor.“ Er reichte ihm das dechiffrierte Radiogramm hin. „Wollen Sie sich das bitte einmal ansehen.“

Dr. Wille griff nach den Blättern und begann zu lesen. Schon nach den ersten Zeilen stutzte er, und je weiter er kam, um so stärker malten sich Überraschung, Staunen und schließlich maßlose Verblüffung in seinen Zügen. Tief aufatmend legte er die Blätter zurück und suchte sich zu sammeln.

„Nun, was sagen Sie dazu, Herr Reichskommissar?“ fragte Professor Eggerth.

„Das verstehe wer kann!“ brachte Wille immer noch fassungslos hervor. „Die Insel hier von uns für Deutschland schon vor einer Woche in Besitz genommen?! . . . Bedingungslose Anerkennung unserer Erwerbung durch USA. . . durch Frankreich . . . England . . . ich selbst wieder aus dem Ruhestand zurückgerufen . . . zum Kommissar für die Neuwerbung ernannt . . . Das Ganze kommt mir wie ein Traum vor. Ich würde es für eine

Mystifikation halten, Herr Professor, wenn ich diese Blätter nicht aus Ihrer Hand erhalten hätte.

„Es ist Wahrheit, Herr Dr. Wille. Die Insel dort drüben ist international anerkanntes deutsches Gebiet. Nur freilich können wir im Augenblick mit unserm Besitz noch nicht viel anfangen. Es wird noch einige Tage währen, bis die Nebel sich verzogen haben. Wir werden die Zeit benutzen, um mit voller Maschinenkraft nach Deutschland zurückzukehren und im Auswärtigen Amt die nächsten Maßnahmen zu besprechen. Dort wird man Ihnen, Herr Wille, und auch Ihnen, Herr Schmidt, Ihre neuen Bestätigungsurkunden überreichen.“

Dr. Schmidt saß eine Weile stumm da und machte Kieferbewegungen, als ob er auf etwas faute. „Ja aber, Herr Professor“, kam er danach mit seinem Einwand heraus, „wie wollen wir später beweisen, daß das hier wirklich unsere Insel ist, wenn wir jetzt wieder weggehen.“

„Ich bitte Sie, Herr Kollege“, versuchte ihn Wille zu belehren, „die Ortsbestimmung steht fest, die Anerkennung der anderen liegt vor. Wer sollte uns unsern Besitz streitig machen?“

„Sie haben recht, Herr Wille. Aber auch der Einwurf unseres Freundes Schmidt ist nicht unberechtigt“, meinte Professor Eggerth. „Jene Handlung, welche so recht eigentlich die Besitznahme symbolisiert und manifestiert, haben wir bisher noch nicht ausgeführt. Ich meine die Hisung der deutschen Flagge auf dem von uns besetzten Gebiet.“

„hm, ja allerdings! Das haben wir verfäumd“, sagte Wille, während der lange Schmidt durch das Fenster zu der wogenden Nebelmasse hinüberblickte, in der die Insel verborgen lag.

„Ausgeschlossen, da eine Flagge zu hissen“, sagte er in seiner wortkargen Manier.

„Vielleicht wird es doch gehen, meine Herren“, meinte Professor Eggerth. „Erinnern Sie sich, auf welche Weise in ver-

gangenen Jahrzehnten die ersten Überflieger der Erdpole ihre Entdeckungen markiert haben?“

Dr. Wille nickte. „Sie warfen einfach eine Flagge ihrer Nation vom Flugzeug aus ab. Ich muß sagen“, fügte er bedachtsam hinzu, „daß ich das für kein sehr beweiskräftiges Mittel halte. Diese Flaggen wurden ja doch mit dem wandernden Eis später Gott weiß wohin vertrieben. Sollte man nicht doch lieber hier bleiben, bis der Nebel sich gelichtet hat und dann eine ordnungsgemäße Flaggenhisung vornehmen?“

„Dazu haben wir keine Zeit“, widersprach Professor Eggerth. „Es muß sofort geschehen. Aber ich denke, wir werden es so machen, daß es trotz allem die richtige Form und volle Gültigkeit hat.“

„Bin neugierig, wie das möglich wäre?“ brummte Dr. Schmidt.

„Sie werden es sehr bald sehen, Herr Doktor“, sagte der Professor, griff zum Telefon und sprach mit dem Kommandoraum.

Wenige Minuten später brüllten die Motoren von ‚St 25‘ auf. Das Flugschiff hob sich von der Seefläche ab, stieg auf etwa 1500 Meter Höhe und schob sich langsam vorwärts, bis es ziemlich genau über der Mitte der Nebelbank stand.

„Wollen Sie mich bitte in den Kielraum begleiten?“ lud Professor Eggerth die Herren Wille und Schmidt ein, und als sie dorthin kamen, sahen sie, daß von Hein Eggerth und Berloff schon Verschiedenes vorbereitet war. Ein etwa 20 Meter langer Flaggenmast aus gediegenem Mannesmannstahlrohr lag dort bereit. An seinem oberen Ende war die Reichsflagge befestigt, das untere Ende lief in eine scharfe Spitze aus und trug kurz darüber eine mit dem Rohr fest verbundene Bleilast von mehreren Zentnern.

Auf einen Wink des Professors öffnete sich dicht neben dem Kiel eine breite Luke. Ein kräftiger Flaschenzug, von Hein Eggerth und Berloff bedient, packte den Mast, hob ihn an, zog

ihn ein Stück vorwärts und ließ ihn durch die Luke langsam hinausgleiten. Frei hing er jetzt senkrecht unter dem Flugschiff in der Luft. Ein neues Kommando aus dem Mund des Professors, ein Ruck an einem feinen Drahtseil, die Klemme, die das Rohr bis dahin gehalten hatte, öffnete sich und gab den Mast frei. Pfeilgerade und senkrecht stürzte er jäh in die Tiefe; kurze Sekunden hindurch sahen die fünf im Kielraum noch die Flagge an seiner Spitze flattern. Dann tauchte er in die Nebelbank und entschwand ihren Blicken. Dröhnend schloß die Luke sich wieder.

„Nun und?“ fragte Dr. Wille nach einer Pause des Schweigens.

„Ich nehme an, Herr Doktor“, antwortete Professor Eggerth, „daß der Mast die Wiese, auf der wir mit ‚St 25‘ gelegen haben, treffen und sich etwa zwei Meter in den Boden einbohren wird. Dort mag er stehen und für uns zeugen, bis wir wieder hierher zurückkommen. Setzt mit vollem Dampf nach Deutschland.“

*

Der Rückflug von ‚St 25‘ verlief ohne Zwischenfall. In einer Rekordzeit von wenig mehr als zwölf Stunden umkreiste das Schiff auf dem Wege zur fernen Heimat den halben Erdball. Ungesehen und ungehört jagte es in der eisigen Stratosphäre über Ozeane und Kontinente dahin, schneller auf seiner Bahn als die Sonne, die hinter ihm im Osten zurückblieb. Noch eine kurze Besprechung gab es auf dem Heimflug zwischen Wille und Schmidt auf der einen und Professor Eggerth auf der anderen Seite.

„Nun sagen Sie mir bitte um alles in der Welt“, fragte Dr. Wille, „wie das Reich dazukommt, gerade dieses gottvergessene Inselchen in Besitz zu nehmen? Es sind kaum mehr als 15 Quadratkilometer, von denen sich gut gerechnet drei Viertel urbar machen lassen dürften. Was wollen Sie mit dem bißchen

Land anfangen? Allenfalls ließen sich ein paar hundert Menschen darauf ansiedeln, aber lohnt sich deswegen eine solche Haupt- und Staatsaktion.“

Noch ehe der Professor die Fragen Dr. Willes beantworten konnte, nahm der lange Schmidt das Wort. Seine Ausführungen bewegten sich mehr auf wissenschaftlichem Gebiet, denn er hatte den Bericht der Carnegie-Expedition sehr genau gelesen und holte aus ihm die Gründe für sein Urteil über die Insel, das nicht weniger absprechend war, wie dasjenige Dr. Willes.

„Obwohl die amerikanische Expedition ihre Arbeiten vorzeitig abbrechen mußte“, schloß er seine Ausführungen, „geht doch aus ihren Aufzeichnungen mit Sicherheit hervor, daß weder die Fauna noch die Flora dieser Insel noch auch ihre geophysikalischen Verhältnisse irgend etwas Besonderes bieten. Ich vermag deshalb ebensowenig wie Herr Dr. Wille einen Grund für diese Erwerbung zu finden, oder . . .“, ein plötzlicher Einfall schien dem langen Doktor zu kommen, „vermuten Sie etwa irgendwelche Bodenschätze besonderer Art auf diesem Fleckchen Erde, Herr Professor? Dann müßte ich freilich an Hand der erdmagnetischen Messungen der Carnegie-Expedition sagen, daß ich etwas Derartiges für durchaus unwahrscheinlich halte.“

Professor Eggerth hatte sich gleich beim Beginn der Unterredung eine Zigarre angezündet, blies behaglich Rauchringe in die Luft und ließ die beiden Doktoren ruhig reden.

„Sind Sie jetzt fertig, Herr Doktor?“ fragte er geruhsam, als der lange Schmidt in seinem Diskurs eine Pause machte.

„Ich bin fertig, Herr Professor“, sagte Schmidt.

„Gut, meine Herren; ich verstehe Ihre Einwände vollkommen zu würdigen. Wenn mit der Insel alles so bleiben sollte, wie es jetzt ist, hätte die Erwerbung in der Tat wenig Wert. Ich hoffe aber, daß es nicht so bleiben wird.“

Professor Eggerth lehnte sich zurück und blies einen Rauchring

von sich. Wille und Schmidt sahen sich gegenseitig fragend an, während der Professor sich im stillen über ihre Ratlosigkeit belustigte.

„Wollen Sie sich nicht etwas näher erklären, Herr Professor?“ fragte Dr. Wille stockend.

„Leider kann ich Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen, meine Herren“, meinte Professor Eggert. „Ich möchte über meine Absichten und Pläne erst mit Ihnen sprechen, wenn sie die Billigung unserer Regierung gefunden haben. Ich hoffe aber . . . ja ich möchte sagen, ich bin fest überzeugt, daß das der Fall sein wird, und dann werden Sie alles erfahren. Ja, noch mehr, meine Herren, ich rechne dann fest mit Ihrer Mitarbeit, denn ich denke, wir werden in den kommenden Wochen und Monaten auf dieser Insel reichlich zu tun haben.“

„Auf unsere Mitarbeit, Herr Professor?“ Wille schüttelte zweifelnd den Kopf. „Ich sehe noch nicht, wie das werden soll. Vorläufig bin ich ein Kommissar für ein unbewohntes Stückchen Erde, ein König ohne Untertanen, wenn Sie so wollen.“

Professor Eggert lachte. „Doch nicht so ganz, mein lieber Herr Dr. Wille. Immerhin haben Sie schon Ihren getreuen Dr. Schmidt wieder . . .“

Der lange Schmidt zog eine essigsaurer Miene. Er schien sich in der Rolle als einziger Untertan von Dr. Wille nicht zu gefallen. Aber er blickte etwas versöhnlicher, als Professor Eggert fortfuhr.

„Sie werden auch Bürger in Ihrem Reich haben, Herr Dr. Wille. Menschen in Hülle und Fülle; wenn es so geht, wie ich es hoffe, wird Ihr Reich nicht so klein bleiben wie . . .“, er brach jäh ab, als hätte er schon zuviel gesagt.

„Sie spannen uns auf die Folter, Herr Professor“, rief Dr. Wille ungeduldig. „Sie machen geheimnisvolle Andeutungen und geben uns Rätsel auf. Ich bitte Sie, sagen Sie uns doch endlich, was Sie vorhaben.“

„Später, meine Herren“, lehnte Professor Eggert die Forderung Willes ab. „Sowie ich in Berlin meinen Plan vorgetragen habe, sollen Sie alles erfahren. Bis dahin bitte ich Sie, sich zu gedulden.“

Vergeblich bemühten sich Wille und Schmidt, Professor Eggert umzustimmen. Er zog es vor, zu schweigen.

In Spannung und Erwartung zählten die beiden Doktoren die Stunden, während ‚St 25‘ mit unverminderter Maschinenkraft seinen Weg durch die Stratosphäre verfolgte. — — —

Kurz vor Mitternacht setzte ‚St 25‘ auf dem Gelände der Eggert-Werke bei Bitterfeld auf. Schon am nächsten Morgen ließ sich Professor Eggert bei Minister Schröter melden.

Er wurde kühler empfangen als bei früheren Besuchen. Es gehörte keine besondere Menschenkenntnis dazu, um dem Minister anzusehen, daß er in keiner rosigen Laune war. Zurückhaltender als sonst, bat er den Professor, Platz zu nehmen und spielte nervös mit einem Brieföffner. Professor Eggert fühlte die veränderte Stimmung recht wohl, aber er ließ sich nichts anmerken.

„Ich habe um diese Unterredung gebeten, Herr Minister“, begann er, „um mit Ihnen die Zukunft unserer neuen Erwerbung zu besprechen.“

Schröter saß steif in seinem Sessel und nickte nur unmerklich, ohne ein Wort zu erwidern.

„In der jetzigen Form hätte die Insel begreiflicherweise nur einen geringeren Wert für uns“, fuhr Professor Eggert fort.

„Was verstehen Sie unter der jetzigen Form?“ warf Schröter kurz dazwischen.

Professor Eggert griff nach seiner Aktentasche und zog einen Plan der Insel heraus. „Ich meine in dieser Form, Herr Minister, in der sie jetzt da liegt. 15 Quadratkilometer . . . das wäre in der Tat sehr wenig; aber ich denke, man wird das ändern können . . .“

„Wann haben Sie die Insel zuletzt gesehen?“ unterbrach ihn Schröter zum zweiten Male.

„Vor nicht ganz 24 Stunden, Herr Minister.“

Schröter schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Herr Professor. Dann müßten Sie doch wissen, daß die Insel nicht mehr vorhanden ist . . . daß ein zweiter Vulkanausbruch sie vor wenigen Tagen vernichtet hat.“

„Zweifellos, Herr Minister! Das müßte ich wohl wissen, wenn es der Fall wäre, aber ich kann Ihnen mit gutem Gewissen versichern, daß es nicht der Fall ist.“

„So!? hm . . .“ Schröter wurde unsicher . . . er suchte unter den Papieren auf seinem Tisch und holte ein Blatt hervor.

„Was sagen Sie zu dieser Meldung, Herr Professor?“ fragte er, während er es Professor Eggerth überreichte. Der warf nur einen kurzen Blick darauf.

„Ich kenne den Funkspruch schon seit einigen Tagen, Herr Minister. Er stammt von dem amerikanischen Kapitän Dryden, der mit seinem Schiff, der ‚Berenice‘, die Insel gerade ansteuerte, als ich mir die Freiheit nahm, sie durch einen Vorversuch ein wenig zu vernebeln. Von der Insel hat der Mann überhaupt nichts mehr sehen können, aber sein Schiff ist auf ein paar Klippen geschrammt, als er es leichtsinnigerweise versuchte, in den Nebel hineinzusteuern. Mit einiger Mühe kam er wieder los und hat dann nach Dankeemanner eine Sensationsdepesche in die Welt gefunkt.“

Sie war in erster Linie für das Carnegie-Institut bestimmt, das ihm einen ständigen Zuschuß für seine Expedition gibt. Der Captain wollte doch für das Geld auch etwas tun. Aber ich sehe, Herr Minister“, der Professor nahm das Blatt wieder zur Hand, „daß die Meldung inzwischen ganz hübsch weiter aufgebaut und ausgeschmückt worden ist. Für unsere Absichten ist das übrigens nicht ungünstig. Je mehr die andern davon

überzeugt sind, daß die Insel durch einen zweiten Ausbruch zerstört . . . sozusagen wieder von der Bildfläche verschwunden ist, desto weniger brauchen wir mit Neugierigen zu rechnen, die uns während der nächsten Monate wenig willkommen wären.“

Stück um Stück fiel, während Professor Eggerth sprach, von Minister Schröter die Zurückhaltung und Steifheit ab. Zu sehends wurde er wieder der alte, so wie ihn Professor Eggerth von früheren Besprechungen her kannte.

„Das sind Neuigkeiten, von denen wir hier nichts wissen konnten“, sagte er lebhaft. „Ich bin gespannt, Genaueres von Ihnen zu erfahren. Sie sprechen von einem Versuch, durch den Sie die Insel vernebelt haben? Was haben Sie gemacht?“

„Es war nur ein kleiner Vorversuch, Herr Minister. Ich habe dem neuen Vulkan eine Eispile zu schlucken gegeben, und er hat so darauf reagiert, wie ich es erwartete, er hat sofort kräftig gespien.“

„Und der Nebel, Herr Professor? Sie sprachen von einer Vernebelung der Insel?“

„Das war nur eine Nebenerscheinung, Herr Minister. Wenn glutflüssige Lava in die See strömt, gibt es Dampf. Wenn viel Lava hineinfließt, gibt es viel Dampf. Ich ziehe aus der Größe der Nebelbank den Schluß, daß unser Inselchen durch diesen Vorversuch schon ein Stückchen gewachsen ist. Captain Dryden hat davon schon etwas zu kosten bekommen, als er auf Klippen traf, wo früher tiefe See war. Möglicherweise sind aus unseren 15 Quadratkilometern inzwischen schon 30 geworden.“

Gespannt war Schröter den Ausführungen Professor Eggerths gefolgt.

„Ah! das wird interessant, Herr Professor“, meinte er jetzt. „Was beabsichtigen Sie weiter zu unternehmen?“

„Ich will das Experiment in etwas veränderter Form noch

einmal unternehmen, Herr Minister, aber diesmal in einem viel größeren Maßstabe. Wir riskieren etwas dabei, das darf ich nicht verhehlen. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß die durch den neuen Versuch entfesselten Kräfte der Tiefe zu gewaltig werden und daß die Insel bei einem dritten Ausbruch, den der Versuch notwendigerweise zur Folge haben muß, wirklich zum Teufel geht. Die Gefahr müssen wir laufen. Wenn es aber so geht, wie ich zu hoffen wage, dann wird der Erfolg unserer Unternehmung eine Vervielfachung des vorhandenen Areal's sein. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, wie groß der Gewinn an Neuland sein wird, aber ich möchte ihn ziemlich hoch einschätzen."

Minister Schröter räusperte sich ein paarmal. „Also doch ein nicht ganz ungefährliches Unternehmen, Herr Professor?"

„Ich deutete das bereits an, Herr Minister."

„Können Menschenleben dabei verlorengelien?"

„Das ist nach menschlichem Ermessen so gut wie ausgeschlossen. In dem Augenblick, in dem dieser neue Versuch die Kräfte der Tiefe entfesselt, werden sich die Werkleute, die ihn vorbereitet haben, längst an Bord unserer Flugschiffe in der Stratosphäre und damit in Sicherheit befinden."

Minister Schröter nickte. „Das erleichtert mir die Entscheidung, Herr Professor. Würden Sie die Güte haben, mir Genaueres über Ihren Plan mitzuteilen?"

Wieder griff der Professor nach seiner Aktentasche und entnahm ihr ein ziemlich umfangreiches Schriftstück. „Ich habe hier eine Denkschrift über meinen Plan aufgesetzt", begann er, „in der Sie, Herr Minister, alles Nähere über die erforderlichen Arbeiten und Hilfsmittel finden und außerdem eine ausführliche Darstellung der physikalischen Überlegungen, auf die hin ich zu dem ganzen Plan gekommen bin..."

Während Professor Eggerth sprach, hatte Minister Schröter

bereits begonnen, in der Denkschrift zu blättern. Jetzt ließ er sie wieder sinken und blickte sein Gegenüber prüfend an.

„Ein gewagtes Unternehmen, Herr Professor Eggerth, das Sie sich vorgenommen haben. Es wird auch nicht ganz wohlfeil werden..."

„Den Einsatz muß man wagen, wenn man gewinnen will, Herr Minister. Ich rechne mit einer Mannschaft von etwa fünfzig Köpfen. Es müßten tüchtige Bergleute sein, die im Stollenbau Erfahrung haben und mit Sprengungen Bescheid wissen. Die technische Leitung der Arbeiten würde ich mit meinen Ingenieuren selber übernehmen. Auch die für den Transport erforderlichen Stratosphärenschiffe würde mein Werk in Bitterfeld zur Verfügung stellen."

„Und die Zeit, Herr Professor? Mit welcher Arbeitsdauer rechnen Sie?"

Professor Eggerth griff nach der Denkschrift und blätterte darin. „Sie finden hier einen detaillierten Arbeitsplan, Herr Minister. Ich beabsichtige in vier Schichten zu je sechs Stunden arbeiten zu lassen. Bei einer derartigen Organisation würde man es in zehn bis zwölf Wochen schaffen können."

Der Minister warf ein paar Zahlen aufs Papier und machte eine überschlägige Rechnung auf. Professor Eggerth lächelte. „Sie finden das alles auf Seite achtundsiebzig der Denkschrift. Ich habe dort einen Kostenüberschlag eingesetzt, auf den folgenden Seiten sind die Maschinen, in der Hauptsache Gesteinsbohrmaschinen, angegeben, die Sie für die kurze Zeit wohl aus den Beständen der staatlichen Bergwerkbetriebe zur Verfügung stellen könnten. Auf Seite neunundachtzig meiner Aufstellung ist der voraussichtliche Sprengstoffverbrauch angegeben. Weiter finden Sie dann eine Generalaufstellung der Kosten und auf Seite hundert einen Überschlag des Gewinnes, den das Unternehmen im Falle des Gelingens bringen könnte."

Während Professor Eggerth noch sprach, hatte sich Minister Schröter schon wieder in die Denkschrift vertieft. Mit Gewalt machte er sich jetzt von dieser Lektüre, die ihn ungemein zu fesseln schien, frei und schöpfte tief Atem.

„Wie stellen Sie sich zu meinem Vorschlag, Herr Minister“, fragte Professor Eggerth.

„Mein lieber Herr Professor“, der Minister legte seine Hand auf die Denkschrift, „ich bin schon jetzt für Ihren Plan eingenommen. Selbstverständlich muß ich Ihr Exposé noch gründlich studieren, aber ich denke, daß dies Studium mich in meiner Überzeugung bekräftigen wird. Ich muß die Angelegenheit danach in einem Ministerrat vortragen. Ich hoffe sie dort durchzubringen, und dann werden wir schnell handeln. Halt, Herr Professor!“ Minister Schröter lachte. „Ich sehe es Ihnen schon am Gesicht an, was Sie jetzt fragen wollen. Kommen Sie in vier Tagen wieder zu mir. Ich werde Ihnen dann Bescheid . . . hoffentlich einen günstigen Bescheid geben können.“

Professor Eggerth erhob sich und nahm seine Aktentasche an sich.

„Ich verlasse mich auf Ihr Wort, Herr Minister“, sagte er zum Abschied. „In vier Tagen werde ich wieder bei Ihnen sein. Jetzt fahre ich nach Bitterfeld zurück, um die Flugschiffe bereitzustellen.“

*

Die ‚Berenice‘ machte unter dem Druck einer schwachen Brise langsame Fahrt nach Norden. Gegen Nachmittag schloß der Wind jedoch fast völlig ein. Wenn man nicht auf der Stelle treiben wollte, wäre es nötig geworden, den Motor einzuschalten, aber dazu hatte Captain Dryden wenig Lust. Als erfahrener Seemann zog er es vor, sparsam mit seinem Treibstoff umzugehen. Den durch die Windstille verursachten Aufenthalt benutzten die beiden Zoologen, die an Bord der ‚Berenice‘ waren,

dazu, um ein Tiefseenez auszulassen. Schon seit länger als einer Stunde lief jetzt das Drahtseil, das mit dem Netz verbunden war, von einer Deckwinde ab. Eine Tiefe von 4000 Metern hatte es bereits erreicht, als der Zug am Seil plötzlich nachließ, ein Zeichen dafür, daß das Netz auf dem Meeresgrunde lag.

„Weiter geht's nicht, Gentlemen“, sagte Captain Dryden, der neben dem auslaufenden Seil an der Kelling lehnte. „Haben hier 4 Kilometer Wasser unter uns; keinen Meter mehr und keinen weniger.“

„Also wollen wir das Netz wieder anhieven“, meinte Professor Brown, der ältere der beiden Zoologen, und rief dem Mann an der Winde einen Befehl zu.

Schnurrend lief der Elektromotor der Winde wieder an, während Captain Dryden, die Hände tief in die Hosentaschen versenkt, über das sonnenbeschienene Deck nach vorn schlenderte. Hier auf den Planken seines Schiffes fühlte er sich so recht in seinem Element. Ohne ein festes Ziel über die Weltmeere kummeln, hin und wieder auch einmal, wenn die Gelegenheit es so mit sich brachte, ein Abenteuer mit in Kauf nehmen und im übrigen nur sich selbst und dem lieben Herrgott verantwortlich sein, das war ein Leben nach Captain Drydens Geschmack.

Durch das halbe Duzend Forscher und Wissenschaftler, das er an Bord hatte, ließ er sich nicht sonderlich stören. Er hatte diese Leute mitgenommen, um die Finanzierung seiner Reise durch das Carnegie-Institut zu erreichen, betrachtete sie mehr oder weniger als ein notwendiges Übel und amüsierte sich bisweilen königlich über ihr Tun und Treiben. Die Hauptsache blieb, daß sie ihm nicht allzuoft mit Sonderwünschen in die Quere kamen und Funksprüche des Carnegie-Instituts veranlaßten, die der Captain durchaus nicht liebte.

Seine gute Laune sank beträchtlich, als ihm jetzt ein Matrose nacheilte und ihm ein soeben aufgenommenes Radiogramm

überreichte. Er warf einen Blick auf die Unterschrift und zog die Stirn in Falten. ‚James Garrison‘ war der Funkspruch unterzeichnet. James Garrison, das war der Mann, mit dem er im Carnegie-Institut die Verhandlungen wegen der Subvention für seine Reise geführt hatte. Ein Wissenschaftler und schon deshalb nach Captain Drydens Meinung mit Vorsicht zu genießen. Außerdem aber auch ein zäher Kaufmann, der den Captain weidlich geplagt und vielerlei Forderungen für das Institut herausgeschlagen hatte, bevor er ihm die Subvention bewilligte.

Was wollte der Mann jetzt schon wieder? Captain Dryden las die Depesche. ‚Kehret zu der von Deutschland annektierten Insel zurück. Stellt fest, was dort geschieht.‘ Ein kurzer Text nur, aber für den Captain der Grund zu einem großen Ärger. Wütend knüllte er das Papier zusammen und schob es in seine Hosentasche. An die 250 Seemeilen war die ‚Berenice‘ jetzt von der Insel entfernt. Tage würde er bei den ungünstigen Windverhältnissen gebrauchen, um dorthin zu kommen. Weitere Tage, um danach seinen jetzigen Standort wieder zu erreichen. Wer bezahlte ihm die Zeit und den Treibstoff? Das mußte vor allen Dingen erst einmal festgestellt werden.

Er kehrte in seine Kabine zurück und setzte eine Rückfrage an das Institut zu Händen des Mr. Garrison auf, in der er die Dinge noch um ein Beträchtliches übertrieb. Dann ging er damit zum Funkerraum und sorgte dafür, daß sein Elaborat auch richtig abgesandt wurde. Mißmutig warf er sich danach auf Deck in einen Liegestuhl und beobachtete mit halb geschlossenen Augen seine beiden Zoologen, die begierig auf das Auftauchen ihres Lieffeenekes lauerten. Einstweilen war ihm die Flaute ganz recht. Er konnte mit seinem Schiff auf der Stelle liegen bleiben und ruhig abwarten, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Allzulange brauchte er nicht zu harren. Die Sonne hatte den Westhorizont noch nicht erreicht, als ein Läufer ihm die Antwort auf seinen Funkspruch brachte. ‚Auftrag ist wichtig und umgehend auszuführen. Unkosten trägt Institut. Erwarten Bericht und Liquidation. James Garrison.‘

Captain Dryden schmunzelte, als er das zweite Telegramm in seine Tasche schob. Er war entschlossen, unter Segeln zu dieser niederträchtigen Insel zurückzukehren, dem Institut aber eine Rechnung über verbrauchten Treibstoff zu schreiben, deren Betrag es ihm gestatten würde, seine Ölbunker im nächsten großen Hafen bis zum Überlaufen zu füllen.

Zum Segeln brauchte man allerdings Wind, und der war im Augenblick nicht vorhanden. Aber der Captain hatte ja reichlich Zeit. Nicht ohne eine bestimmte Absicht hatte er in seinem Funkspruch an das Carnegie-Institut die Entfernung der ‚Berenice‘ von der Insel viermal so groß angegeben, wie sie wirklich war. Dieser Umstand kam ihm jetzt zugute.

An das Institut ließ er einen neuen Funkspruch los. ‚Allright, habe Kurs auf Insel gesetzt. Captain Dryden.‘

Danach mischte er sich einen Soda-Whisky und beschloß in Ruhe abzuwarten, wann der Himmel ihm einen guten Segelwind schicken würde. — — —

Minister Schröter hielt, was er versprochen hatte. Vier Tage nach jenem ersten Besuch teilte er Professor Eggert mit, daß die Reichsregierung die Vorschläge seiner Denkschrift angenommen hätte und ihm alles für die Ausführung Erforderliche zur Verfügung stellte. Ein reges Treiben setzte fast unmittelbar danach auf dem weiten Werkhof der Bitterfelder Werke ein, auf dem bereits eine Flotte von fünfundzwanzig Stratosphärenschiffen startbereit lag. Eine stattliche Luftflotte, deren Flaggsschiff ‚St 25‘ für Professor Eggert und seinen Mitarbeiterstab bestimmt war.

Von allen Seiten rollten in den folgenden Tag- und Nachtstunden schwere Kraftfahrzeuge auf den Werkhof, die Menschen und Maschinen heranbrachten. Schnell wurden sie entladen, fast ebenso schnell wurde ihre Fracht in den Laderäumen der Flugschiffe verstaут. Schon dröhnten Motoren auf; schon hob sich ein schimmernder Metallrumpf vom Boden ab, während die Maschinen des nächsten Schiffes ihr donnerndes Lied zu singen begannen. Ein blinkender Vogel nach dem anderen flog im Morgendämmern von dem Werkhof ab, stieg und kreiste, bis er den Blicken der Nachschauenden entwand, und begann dann in den eisigen Höhen der Stratosphäre den Flug um den halben Erdball.

Nur noch zwei Schiffe lagen auf dem Werkhof, als die ersten Strahlen der Morgen Sonne ihn beschienen. „St 25“ und „St 30“, dessen Führung Georg Berkoff übernommen hatte. Wieder kamen Kraftwagen auf den Werkhof, doch viel langsamer und vorsichtiger als die früheren fuhren sie und eine besondere Flagge führten sie, ein warnendes Zeichen für ihre Umgebung, daß diese Fahrzeuge Sprengstoff transportierten.

Vorsichtig entnahmen ihnen Schießmeister, die mit den Gefahren der Explosivstoffe vertraut waren, Kiste um Kiste, behutsam trugen sie sie in den Bauch von „St 30“ und lagerten sie dort stoß- und erschütterungsfrei ein, bis die letzte Kiste an ihrem Platz war. Dann schlossen sich die Luken von „St 30“ hermetisch und das Schiff stieg auf. Fast unmittelbar folgte ihm „St 25“. Die erste Expedition eines kühnen, bisher noch nie versuchten Unternehmens, dessen Ausgang man wohl vermuten, aber doch nicht mit voller Sicherheit voraus berechnen konnte, war auf dem Wege zu ihrem Ziel.

Mit äußerster Maschinenkraft jagte „St 25“ durch die Stratosphäre. Bis in früher nie erreichte Höhen ging das Schiff hinauf, um die Vorteile geringsten Luftwiderstandes voll auszunützen

zu können. Einen der tief unter ihm dahinschwebenden glitzernen Punkt nach dem anderen überholte es, bis es nach sechs Stunden an der Spitze der Luftflotte stand.

Im Mittelraum des Schiffes saß Professor Eggerth mit Wille, Schmidt und seinem Sohn an dem runden Tisch über Karten und Zeichnungen gebeugt und erläuterte ihnen seine Pläne und den Gang der kommenden Arbeiten.

„Hier, meine Herren“, erklärte er, den Finger auf eine Dispositionszeichnung legend, „kommt unsere Maschinenstation hin. Schnelllaufende Dieselmotoren, mit ihren Elektrogenatoren direkt gekuppelt.“

„Das sind zwanzigtausend Pferde, Herr Professor“, sagte Dr. Wille mit einem Blick auf die in die Zeichnung eingeschriebenen Zahlen.

„Ganz recht, Herr Doktor. Es ist der Kraftbedarf, der sich für den Betrieb der Stoßbohrmaschinen und der Fördereinrichtungen errechnet. Hier setzen wir die ersten Arbeitsstellen an.“ Der Professor zog einen anderen Plan heran und deutete auf eine mit einem Kreuz markierte Stelle, die sich ziemlich dicht am Ufer dort befand, wo der Vulkan der See am nächsten lag. „Hier werden wir erst einen etwa 40 bis 50 Meter tiefen Schacht anlegen und von dem aus nach zwei Seiten hin unsere Stollen vortreiben. Auf der einen Seite zur See hin, auf der anderen zum Vulkan hin . . .“

Dr. Wille lehnte sich in seinen Stuhl zurück und bedeckte die Augen mit den Händen.

„Was ist Ihnen, Herr Doktor“, fragte Professor Eggerth, „sind Sie mit dem, was ich sagte, nicht einverstanden?“

Dr. Wille stöhnte gepreßt auf. „Herr Professor, das, was Sie jetzt planen, das heißt Gott versuchen“, brachte er gequält hervor. „Sie werden mit Ihrem Unterfangen das ganze Magma unter der Südsee in Aufruhr bringen. Nicht nur diese Unglücks-

insel wird in die Luft geblasen werden; auch weithin nach West und nach Ost werden schwere Erdbebenkatastrophen und Vulkan- ausbrüche die Folge sein.“

„Ich glaube es nicht, Herr Doktor. Ich hoffe etwas Besseres davon“, erwiderte Professor Eggerth.

„Etwas Besseres?!“ Der lange Schmidt sagte es, kniff die Lippen zusammen, kaute und schluckte ein wenig und sprach dann weiter. „Darin stimme ich Ihnen bei, Herr Dr. Wille. Die Insel wird natürlich explodieren. Sie wird selbstverständlich mit allem, was drum und drauf ist, in die Wolken geschleudert werden. Das hat man schon an anderen Orten erlebt, wo die See und das flüssige Magma zusammentrafen. Aber weiter wird sich nichts ereignen. Weder im Osten noch im Westen, meine Herren. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.“

„Lun Sie es lieber nicht, Herr Doktor“, sagte Professor Eggerth. „Sie könnten sich dabei die Finger verbrennen.“

Mit einem Ruck warf sich der lange Schmidt in seinen Sessel zurück.

Wie ein störrischer Ochse, der sich gegen das Joch stemmt, ging es Hein Eggerth durch den Sinn, als er die plötzliche Bewegung sah.

„Denken Sie an das, was auf der Insel Ischia geschah, Herr Professor; denken Sie an das Unheil, was der Mont Pelée anrichtete, als sich Magma und Wasser in seinem Innern trafen. In wenigen Minuten kamen damals dreißigtausend Menschen um“, verteidigte Dr. Schmidt seine Meinung, „und Sie werden mir recht geben müssen. Es heißt, die Hölle frei machen, wenn man den Ozean mit der Blut des Erdinneren in Berührung bringt.“

„Nach Ihrer Theorie dürfte man auch keinen Dampfkessel bauen“, warf Professor Eggerth dazwischen.

„Auch Dampfkessel sind schon explodiert“, wies Dr. Schmidt den Einwand zurück.

„Aber nur dann, mein verehrtester Herr Doktor, wenn man die Kräfte des Feuers und des Wassers nicht richtig gegeneinander abwog. Sie dürfen versichert sein, daß ich mir alles sehr genau überlegt und auch berechnet habe, soweit die Rechnung dabei helfen konnte. Nach den Resultaten, die ich erhielt, glaube ich, daß wir es wagen können.“

Dr. Wille, der mit gekrauster Stirn dem Disput der beiden anderen gefolgt war, hielt es jetzt an der Zeit, sich einzumischen.

„Auf jeden Fall werden wir gut tun“, meinte er, „uns mit der Flotte möglichst hoch in die Stratosphäre zu begeben, bevor wir die feindlichen Kräfte gegeneinander loslassen. Je weiter wir vom Schuß ab sind, um so besser wird es für uns sein.“

Der lange Schmidt zuckte die Achseln. „Was heißt hier Stratosphäre, meine Herren? Bei der Katastrophe des Krakatau wurde die Asche 100 Kilometer in die Höhe geschleudert. Wir werden auch in unsern Stratosphärenschiffen vor den Folgen dieses Wagnisses nicht sicher sein.“

Professor Eggerth verlor allmählich die Geduld. „Unsere Dispositionen sehen es vor, Herr Doktor“, bemerkte er kühl, „daß mehrere Schiffe unserer Flotte im Verlauf der Arbeiten nach Deutschland zurückkehren. Sie können gern mitfliegen, wenn Sie Ihre Sicherheit hier für gefährdet halten.“

Der lange Schmidt zuckte zusammen, als wäre er auf eine Schlange getreten. „Ich denke gar nicht daran, Herr Professor“, fuhr er viel lebhafter, als es sonst seine Gewohnheit war, los. „Selbstverständlich will ich dabei sein, obwohl ich . . .“, sein altes säuerliches Wesen brach wieder durch, „dies Experiment für ein verfehltes halten muß.“

„Na, also, Herr Doktor“, Professor Eggerth schlug ihm lachend auf die Schulter, „Sie wollen doch mitmachen. Da wären wir ja vorläufig mal wieder einig. Über alles andere können wir nachher reden, wenn der Versuch gemacht ist.“

In seine letzten Worte klingelte das Tischtelefon hinein. Er griff zum Hörer und stand dann auf. „Meine Herren, die Insel ist in Sicht. Wollen wir jetzt in den Kommandoraum gehen?“

Von den anderen gefolgt, begab sich Professor Eggerth nach vorn. „St 25“ hatte bereits seinen Abstieg aus der Stratosphäre begonnen. Es flog nur noch in wenig mehr als 10 Kilometer Höhe und ging von Sekunde zu Sekunde tiefer. Etwa 20 Kilometer voraus erhob sich aus der blauen Flut des Südmeeres die Silhouette der Insel. Verschwunden war die Wolkenbank, die den Insassen des Stratosphärenschiffes noch vor wenigen Tagen ihren Anblick verhüllte. Immer näher kam „St 25“ seinem Ziel. Schon ließen sich grüne Wälder, ein weißer Strandstreifen und der Regal des Vulkans unterscheiden. Kaum etwas schien sich, soweit man es aus der Entfernung erkennen konnte, verändert zu haben. Nur ein wenig massiger und zackiger vielleicht sah das Vulkanmassiv aus. Eine Fehlmeldung war es, die Captain Dryden über die Zerstörung der Insel nach USA. gefunkt hatte.

Nun kreiste „St 25“, nur noch 1000 Meter hoch, über dem Eiland, und jetzt ließ sich etwas erkennen, was sich vorher der Beobachtung entzogen hatte. Nach Norden zu, wo der Lavaström seinen Weg ins Meer nahm, war Neuland in beträchtlichem Umfang entstanden. Wohl einen reichlichen Kilometer breiter als früher schob sich hier der Strand in die See vor. Als ein kahles felsiges Gelände bot er sich den Blicken von oben dar, und in einiger Entfernung vom Lande verrieten unregelmäßige Brandungstreifen, daß die Lava noch weiter in die See vorgeedrungen war. Regellose Klippen und schließlich noch eine langgestreckte Barre hatte sie hier gebildet. Zwar lag das alles mehrere Meter unter dem Seespiegel, aber aus 1000 Meter Höhe von oben betrachtet, ließ es sich deutlich erkennen. Das mochte wohl die Gegend sein, in der Captain Dryden mit sei-

nem Schiff auf ein Felsriff stieß und schleunigst wieder aus dem gefährlichen Nebel herausflüchtete.

Grün und üppig wie früher auch dehnte sich die weite Wiese unter dem Schiff. Ein Mast erhob sich auf dem Rasen, an dessen Spitze, von einer leichten Brise bewegt, die Reichsflagge wehte.

„Sehen Sie, meine Herren“, lachte Professor Eggerth. „Wir haben damals doch richtig in die Nebelsuppe hineingezielt. Unsere Flagge steht da, wo sie stehen sollte. Wenn in unserer Abwesenheit ein Schiff vorübergekommen ist, dürfte sie ihm kaum entgangen sein.“

Noch einmal gingen die Horizontalpropeller des Flugschiffes an. In leichter Schräge wieder steigend, steuerte es nach Osten zu den Vulkan an. Und nun, als es über ihn hinwegschwebte, wurde es deutlich sichtbar, daß die Kraterwand nach der See-
seite zu beträchtlich an Stärke gewonnen hatte. Wo sie damals bei ihrem letzten Besuch noch Wald und Wiese zwischen dem Berg und der See fanden, dehnte sich jetzt ein müßiges Lavafeld. Im Innern des Kraters aber, das zeigte ihnen ein Blick, als das Schiff über ihn hinwegglitt, brodelte nach wie vor die flüssige Lava in greller Weißglut. Professor Eggerth nickte befriedigt, als er es sah.

„Das Feuer ist noch da, meine Herren“, sagte er zu Wille und Schmidt. „Für das Wasser werden wir sorgen. Jetzt wollen wir landen.“

In langsamer Fahrt glitt das Schiff wieder nach Westen zurück, hing an seinen Hubschrauben und senkte sich langsam nach unten. Ein leichtes Schüttern, und es setzte dicht neben dem Flaggenmast auf dem Rasen auf.

Während seine Besatzung noch dabei war, Verschraubungen zu lösen und die Luken des Metallrumpfes zu öffnen, trommelte es in den Lüften. Ein glänzender Punkt kam aus der blauen Höhe, sank tiefer und wurde größer. Ein Schwesterschiff landete

dicht neben ‚St 25‘. Und schon wieder kam Motordröhnen auf. Ein drittes, ein viertes und gleich danach ein fünftes Schiff gingen auf der Wiese nieder. Kaum eine Stunde war verstrichen, seitdem ‚St 25‘ als erstes Stratosphärenschiff den Boden berührt hatte, da lagen auch die andern vierundzwanzig Einheiten der Flotte im Kreise um ihr Flaggschiff versammelt auf dem Rasen. Überall öffneten sich Luken, Brücken wurden hinausgeschoben. Kräne rollten ins Freie, reckten ihre Arme aus und packten mit ihren Greifern die Fracht, schwenkten sie heraus und rollten mit dem, was sie gegriffen hatten, als ob ein einziger Befehl sie alle lenkte, zu dem gleichen Punkte hin.

Zu einer Stelle der Wiese, wo Professor Eggerth auf einem leichten Feldstuhl an einem Tisch saß und Pläne und Skizzen vor sich ausbreitete. So völlig eben war hier das Gelände, als hätte nicht die Natur es so geschaffen, sondern Menschenhand es geglättet. Nur durch eine Rinne wurde es unterbrochen. Wenige Meter von der Stelle entfernt, an der Professor Eggerth sich niedergelassen hatte, floß in ihr ein breiter Bach dahin, der von den Bergen aus dem Innern der Insel kam und der See zuströmte.

Und dann standen Werkmeister und Monteure in hunder Schar um den Professor herum, erhielten Pläne aus seiner Hand und Anweisungen aus seinem Munde. Fragten und bekamen Antwort und eilten davon, ihre Aufträge auszuführen.

Hammerschläge klangen über das weite Feld hin, Stäbe wurden in den Rasen getrieben, Meßketten wurden ausgelegt, und neue Stäbe danach gesetzt. Kaum standen sie, als auch schon hier und dort ein Krahn herankam, der ein Baustück in seinen Klauen hielt. Langsam ließen die Krahnketten nach, und schon faßten Dutzende von Werkleuten zu. In dem Augenblick, in dem der Krahn seine Beute losließ, wurde sie bereits von Menschenhänden weiterbewegt. Schon begannen die einzelnen

Bautafeln sich zu sauberen, festen Wänden zusammenzufügen, die bereits Lüken und Fenster enthielten.

Wie ein Märchenspiel mußte das Ganze einem Beobachter erscheinen, der nicht wußte, nach welchem Plan hier geschafft wurde, sondern nur sah, was geschah. Mit einer fast zauberhaften Schnelle stiegen die Wände in die Höhe und trugen ein festes Dach, bevor die Sonne auf ihrem Weg an dem stahlblauen Firmament ein merkliches Stück weitergekommen war.

„Ihr künftiger Amts- und Wohnsitz, Herr Doktor“, sagte Professor Eggerth zu Wille mit einer Handbewegung nach dem fertigen Gebäude hin, „und dort . . .“, er deutete auf einen Platz dicht neben dem Bach, wo sich ein anderer Bau zu erheben begann, „wird unsere Maschinenstation stehen. Wir setzen sie dorthin, um gleich das nötige Kühlwasser für unsere Dieselmotoren bei der Hand zu haben.“

Vorzüglich bewährte sich auch hier in den Tropen jene Bauweise aus fertigvorbereiteten Tafeln, die Professor Eggerth vor Jahren entwickelt hatte, um einer deutschen Expedition in der unwirklichen Antarktis ein wetterfestes, behagliches Heim zu schaffen. Noch war die Sonne über dem Horizont, als in dem Maschinenhaus, dessen letzte Dachtafeln eben eingesetzt wurden, bereits die Motoren ihr Spiel begannen. Strom floß durch Leitungen, und Lampen flammten in dem Hauptgebäude auf, dessen Räume inzwischen auch mit Möbeln versehen und wohnlich eingerichtet worden waren. Und eine andere Leitung führte nach einem anderen Punkt des weiten Gefildes, der die Baustelle für die kommenden Arbeiten abgeben sollte.

Als die Sonne in die See versank, als nach kurzer Dämmerung die Tropennacht hereinbrach, da leuchteten an diesem Platz Starlichtlampen auf, in deren Schein die erste Schicht an ihr Werk ging. Hacken und Spaten fraßen sich in den Rasen. Krabbagger griffen nach und hoben das Erdreich aus. Ein kreisförmig-

miges Loch, etwa zehn Meter im Durchmesser haltend, entstand, das schnell tiefer wurde, bis dann der sandige Boden zu Ende war, und die stählernen Krallen der Bagger funkenwerfend über harten Fels scharften.

Da wurden die Bagger durch schwere Stoßbohrmaschinen abgelöst. In rasendem Spiel schleuderte elektrische Energie die schweren stählernen Meißel drehend und stoßend gegen den Fels. Tief fraßen die Bohrer sich in das Gestein. Einen Meter . . . zwei Meter . . . drei Meter tief drangen sie ein, während ein kräftiger Wasserstrom das Bohrmehl aus den entstehenden Löchern spülte.

Länger als eine Stunde währte das ohrenbetäubende Rasseln und Hämmern der Bohrmaschinen; dann verstummte es auf einen Schlag. Schon griffen wieder Kräne zu, hoben die Bohrmaschinen aus der Grube und schafften sie beiseite, während Schießmeister ihre Arbeit begannen. Sie füllten die Löcher mit Explosivstoff, fügten Zünder und Leitungen hinzu, dämmten jedes Loch schließlich fest ab und stiegen danach aus der Grube heraus. Atembeklemmende Stille danach. Eine Minute, zwei Minuten . . . ein Druck dann auf eine Last, die den Zündstrom schloß. Wie der Donner eines schweren Tropengewitters krachte es aus der Tiefe. Die erste Sprengung war geschehen.

Ventilatoren bliesen Frischluft in die Grube und vertrieben die giftigen Gaschwaden. Krahnbagger fuhren wieder heran und hoben die Gesteinsbrocken heraus, welche die Gewalt der Explosion losgerissen hatte. Bald war der Boden der Grube von allen Trümmern geräumt, und drei Meter tiefer als vorher setzte das donnernde Spiel der Bohrmaschinen wieder ein. — — —

Es ging so die ganze Nacht hindurch, während nach je sechs Stunden eine neue Mannschaft die alte ablöste; so ging es den nächsten Tag und so ging es in ununterbrochener Arbeit die

folgenden Tage und Nächte weiter. Schon stand über dem Schacht, der sich in die Tiefe fraß, ein Förderhaspel, um das geschossene Gestein zutage zu bringen. Wie ein weithin sichtbares Wahrzeichen ragte sein stählernes Gestell in die Luft mit dem sich ständig drehenden Rad an der Spitze. Nur noch Stunden konnte es währen, dann würde die Leufe von 50 Metern erreicht sein, die der Plan von Professor Eggerth für den Schacht vorsah. Und dann würde man vom Schachtgrund aus zwei Stollen vortreiben, den einen nach unten fallend auf den Vulkan zu nach jener glutflüssigen Ader hin, die den Lavasee in seinem Krater mit dem Magma der Tiefe verband. Den anderen Stollen leicht ansteigend zur Seeseite hin. — — —

Das war der Stand der Arbeiten, als über der Seekimme im Norden etwas Weißes auftauchte. Ein undeutlicher Fleck zunächst und noch von niemand auf der Insel bemerkt. Doch schon eine halbe Stunde später war dies Weiße viel größer und deutlicher geworden, und als Dr. Schmidt sein Fernglas darauf richtete, konnte er Masten, Rahen und Segel unterscheiden und bald auch die Takelage eines Seglers erkennen.

Ein Schiff?! Schon eine Seltenheit in diesem so wenig befahrenen Teil der Südsee, ein Segler . . . ? Der lange Schmidt stellte sein Glas noch schärfer ein und kniff die Lider zusammen. Drei Masten . . ., die ‚Berenice‘ Captain Drydens konnte das sein, jenes alten Ozeanbummlers, der sich . . . darüber war Dr. Schmidt unterrichtet . . . mit seinem Schiff in dieser Gegend der Südsee umhertrieb. Schon einmal war der hier gewesen, damals als Dampf und Nebel die Insel verhüllten. Was wollte er jetzt wieder? Ein Zweifel, daß das Schiff geraden Kurs auf die Insel zu hielt, war kaum noch möglich. Kurz entschlossen schob Dr. Schmidt sein Fernrohr zusammen, klemmte es sich unter den Arm und eilte zu ‚St 25‘, um Professor Eggerth von dem voraussichtlichen Besuch zu benachrichtigen.

Neugierige Leute aus USA.

Captain Dryden hatte sich mit der Ausführung des Auftrages, den das Carnegie-Institut ihm erteilte, reichlich Zeit gelassen. Mehrere Tage hindurch lag die ‚Berenice‘ bei völliger Windstille unbeweglich auf der gleichen Stelle. Während die Botaniker und Zoologen, die sich an Bord befanden, gute Zeit hatten und nach Herzenslust ihre Neze und Angeln auswerfen konnten, rechte sich Captain Dryden behaglich in seinem Liegestuhl auf Deck. Nur hin und wieder unterbrach er das süße Nichtstun, um einige nach seiner Meinung überflüssige Funksprüche des Instituts zu erwidern. Aus dem, was in seinen Antworten stand, konnten die Herren in USA. entnehmen, daß die ‚Berenice‘ mit Motorkraft ihren Kurs auf die Insel verfolgte.

Bis dann nach langer Flaute doch endlich ein günstiger Wind aufkam, der den Captain veranlaßte, alle Leinwand setzen zu lassen und sein Ziel anzusteuern. Er tat es, obwohl er den Auftrag, den man ihm erteilt hatte, für zwecklos hielt. Was mit dieser Insel los war, glaubte er bereits zur Genüge bei seinem letzten Besuch festgestellt zu haben. Der Nebel, der sie damals verhüllte, würde sich jetzt wohl verzogen haben, aber ob er von der Insel überhaupt noch etwas vorfinden würde, erschien ihm mehr als zweifelhaft.

Mit einer größeren Sorgfalt als sonst nahm er die tägliche Ortsbestimmung vor und wiederholte sie mehrmals am Tage, als die ‚Berenice‘ sich der Stelle näherte, an der die Insel ge-

legen hatte. Auch Lotungen ließ er in kurzen Abständen vornehmen, denn mit Veränderungen des Meeresgrundes war zu rechnen.

Wieder hatte er jetzt mit dem Sextanten gearbeitet, die Sonnenhöhe gemessen und gerechnet. Etwa zehn Seemeilen konnte er von seinem Bestimmungsort noch entfernt sein. Wenn von der Insel noch etwas vorhanden war, mußte es bald über der Kümme auftauchen. Er schickte einen Mann auf den Fockmast, mit dem Befehl, scharf Ausschau zu halten. Der war kaum oben, als auch schon sein Ruf ertönte: ‚Land voraus‘.

Also schien doch noch etwas von der vermaledeiten Insel übriggeblieben zu sein. Captain Dryden fragte sich bedenklich den Kopf, als er den Ruf vernahm. Hoffentlich war es nicht allzuviel, denn eine unrichtige Meldung an das Institut . . . das konnte ihm Schwierigkeiten bereiten. Er ging selbst auf die Brücke und spähte mit einem guten Glase aus, während die ‚Berenice‘ ihren Kurs verfolgte.

Eine Spitze konnte er jetzt über der Kümme bemerken. Etwas, das sich, während die Minuten verrannen, immer mehr zu einem Bergkegel auswuchs. Ein leichtes Wölkchen schien über der Spitze zu schweben, doch sonst war von dem früheren Dunst und Nebel keine Spur mehr vorhanden. Und dann wurde das, was am Horizont auftauchte, immer breiter und massiger. Höhenzüge und das bläuliche Grün weit entfernter Wälder konnte Captain Dryden durch sein Glas erkennen, zu derselben Zeit, zu der Dr. Schmidt das seinige absetzte und nach ‚St 25‘ eilte.

Der Captain zerlaute einen ellenlangen Fluch zwischen den Lippen, während sein Hirn bereits nach einer Begründung für seine frühere Meldung zu suchen begann. Die undurchdringlichen Dampfmassen damals . . . der veränderte Seeboden . . . dunkel entsann er sich, daß er auch etwas von dem im weiten Kreis

hochenden Meer gefunkt hatte . . . das alles zusammen noch einmal gut aufgebauht und richtig vorgebracht, gab vielleicht die Möglichkeit, sich dem Institut gegenüber herauszureden. So stellte sich Captain Dryden die Angelegenheit vor, denn von den weitreichenden politischen Folgen, die sein damaliger Funkpruch nach sich gezogen hatte, wußte er ja nichts.

Meile um Meile brachte die ‚Berenice‘ hinter sich und deutlich wurden jetzt Einzelheiten auf der Insel erkennbar. Ein Mast, an dem die deutsche Flagge wehte. Von der Besiznahme der Insel einige Tage vor der Katastrophe hatte der Captain durch Funkprüche Kenntnis erhalten und sich wie so viele andere über die dummen Deutschen ins Fäustchen gelacht. Jetzt aber wollte ihm der Flaggenmast dort gar nicht gefallen.

Verschiedene Gebäude unterschied er dann weiter, ein untrügliches Anzeichen dafür, daß die Deutschen bereits dabei waren, sich auf ihrer neuen Erwerbung sesshaft zu machen. Und nun, als das Schiff wieder ein gutes Stück vorangekommen war, fiel sein Blick auf etwas, das ihn erst recht aufschauern ließ. Ein Förderturm erhob sich dort auf der Strandwiese. Unverkennbar war das Rad mit dem darüberlaufenden Förderseil. Eine Bergwerksanlage also, wenn er seinen Augen trauen durfte. Das konnte doch nur einen Sinn haben, wenn es auf der Insel Bodenschätze gab, die solche Anlage lohnten.

Alle Zuversicht, in die er sich vor kurzem hineingeredet hatte, verließ ihn wieder. Hier gingen offensichtlich Dinge vor, die in USA. höchstlich interessieren mußten, und es war sein Fehler . . . das gestand er sich selber jetzt rückhaltlos ein . . . daß das Institut und die hinter ihm stehenden Interessenten nicht rechtzeitig darüber unterrichtet worden waren. Nur durch einen zweiten möglichst inhaltsreichen Bericht würde sich dieser Fehler wieder gutmachen lassen. Das erkannte Captain Dryden klar und er faßte den Entschluß zu diesem Zweck auf der Insel zu

landen, was ursprünglich nicht in seiner Absicht gelegen hatte. — — —

Dr. Schmidt fand Professor Eggerth in seiner Kabine über Zeichnungen gebeugt in eifriger Arbeit. Es gab da noch gewisse Schwierigkeiten bei dem großen Plan, dessen Verwirklichung sich der Professor vorgenommen hatte, und in stundenlangem Nachdenken und Grübeln suchte er Wege und Mittel zu finden, um ihrer Herr zu werden. Aus seinem Gedankengang gerissen fuhr er zusammen, als Dr. Schmidt nach kurzem Anklopfen in seine Kabine trat. Noch bevor er etwas sagen oder fragen konnte, plägte der lange Schmidt mit seiner Nachricht raus.

„Wir bekommen Besuch, Herr Professor.“

„Besuch, Herr Doktor? Wer gibt uns die Ehre?“

„Captain Dryden. Sein Schiff, die ‚Berenice‘ steuert die Insel mit vollen Segeln an.“

Professor Eggerth schob seine Zeichnungen und Notizen beiseite und lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Ein leichtes Lächeln lief über seine Züge, während er zu sprechen begann. „Vorläufig sind die Herrschaften ja noch nicht hier, Herr Doktor.“

„Aber sie können in einer Stunde hier sein“, unterbrach ihn Schmidt.

„Wenn Captain Dryden mit seinem Schiff sich inzwischen nicht festläuft“, fuhr Professor Eggerth fort. „Die Ausichten dafür stehen fünfzig zu fünfzig. Der Seeboden hat bei dem letzten Ausbruch starke Veränderungen erfahren.“

„Unterschätzen Sie Captain Dryden nicht“, widersprach ihm Dr. Schmidt. „Er ist ein alter mit allen Wassern gewaschener Seemann. Er wird rechtzeitig loten und nötigenfalls eine Warfasse aussetzen.“

„hm, schade“, der Professor sagte es mehr zu sich als zu Schmidt, „Sie glauben also, daß die Yankees uns bestimmt einen Besuch abstatten werden?“

„Ich bin davon überzeugt, Herr Professor“, meinte Dr. Schmidt mit Entschlossenheit.

„Ja dann, mein lieber Schmidt“, wieder lief ein Lächeln über die Züge des Professors, während er weiter sprach, „fällt Ihnen eine Aufgabe zu, die Sie vor Jahren in der Antarktis ja schon einmal glänzend gelöst haben.“

Der lange Schmidt sah den Professor verwundert an. „Ich weiß nicht, was Sie meinen?“ fragte er unsicher.

Professor Eggerth lachte auf. „Aber erinnern Sie sich doch, mein lieber Herr Doktor, wie Sie in der Antarktis, es ist ja schon ein paar Jahre her, Captain Andrew und Mr. Garrison geleimt haben. Unser Hagemann, der sich's nicht verkneifen konnte, am Schlüsselloch zu lauschen, hat mir die Geschichte später erzählt. Großartig haben Sie das den beiden damals besorgt, so ähnlich werden Sie es heut auch mit Mr. Dryden und seinen Leuten machen müssen.“

Dr. Schmidt hatte Bedenken. „So einfach wie damals wird die Sache diesmal nicht gehen“, wandte er ein. „In der Antarktis hatten wir alle Spuren unserer Tätigkeit bereits beseitigt. Hier liegen unsere Arbeiten offen zutage.“

„Aber liebster, bester Schmidt! Was liegt denn schon zutage?“ erwiderte Professor Eggerth. „Ein Schacht von 50 Meter Tiefe, aus dem wir nur taubes Gestein herausgebracht haben. Das Fördergut liegt frei umher, die Herrschaften mögen es nach Herzenslust untersuchen, sie werden dadurch nicht klüger werden.“

„Aber sie werden unbequeme Fragen stellen, Herr Professor. Sie werden wissen wollen, warum wir hier eine Abteufung vorgenommen haben. Mit Captain Dryden würde ich schon fertig werden; aber die amerikanischen Wissenschaftler, die er an Bord hat, die werden mir ein Loch in den Rock fragen.“

„Hm, so! Die Herren Gelehrten? Wissen Sie zufällig, Herr Dr. Schmidt, ob Geologen oder Geophysiker dabei sind?“

Der lange Schmidt schüttelte den Kopf. „Soweit ich unterrichtet bin, befinden sich bei der Expedition von Captain Dryden nur Zoologen, Botaniker und Biologen.“

„Vortrefflich, Herr Doktor!“ Professor Eggerth schlug sich auf den Schenkel. „Es wird Ihnen doch nicht schwer fallen, den Kollegen von der anderen Fakultät einen blauen Dunst vorzumachen. Lassen Sie den Herrschaften geologische Märchen und geophysikalische Absurditäten auf, bis sie nicht mehr wissen, wo vorn und wo hinten ist.“

„Hm! Ja, aber was?“ Dr. Schmidt zog sein Gesicht in nachdenkliche Falten.

„Sie haben reichlich Zeit, sich's zu überlegen“, ermunterte ihn der Professor. „Vor einer halben Stunde können die Yankee's nicht hier sein. Dann werde ich sie erst mal zu einem guten Frühstück einladen. Bis dahin wird Ihnen schon etwas Passendes einfallen. Strengen Sie sich an, lieber Doktor. Ich verlasse mich ganz auf Sie.“ — — —

Die ‚Berenice‘ mochte noch einen Kilometer vom Ufer entfernt sein. Ein Segel nach dem anderen hatte Captain Dryden reffen lassen. Nur noch mit geringem Zeug machte das Schiff langsame Fahrt. In kurzen Abständen kam vom Vorschiff her der Ruf des dort lotenden Matrosen.

„Drei Faden“, meldete er soeben. „Zwei Faden“, eine halbe Minute später. Für Captain Dryden war es das Signal, das Ruder der ‚Berenice‘ schleunigst rumwerfen zu lassen und abzudrehen. Keine Sekunde zu spät, denn schon verriet ein schwaches Scharren, daß das Schiff eine leichte Bodenberührung gehabt hatte. Auf ein neues Kommando hin ging der Motor an. Mit Maschinenkraft entfernte das Schiff sich von der Insel, bis das Lot wieder drei Faden zeigte.

Rasselnd ging der Anker auf den Grund; die letzte Leinwand wurde fortgenommen. Die ‚Berenice‘ lag vor Anker, kaum merk-

lich von einer schwachen Dünung bewegt. Captain Dryden verschwand in seiner Kabine, um sich landfein zu machen, während eine Motorpinasse ausgeschwungen und zu Wasser gelassen wurde.

Als er wieder auf Deck kam, waren an der Stelle der Reling, wo die Pinasse neben der ‚Berenice‘ auf dem Wasser lag, die wissenschaftlichen Mitglieder seiner Expedition in einer mehr als lebhaften Unterhaltung versammelt. Bald hörte er aus dem Stimmengewirr heraus, daß sie von der bevorstehenden Landung sprachen, wobei jeder von ihnen seine eigenen Pläne und Absichten verfocht. Das wettergebräunte Gesicht Captain Drydens wurde um einen Ton röter, als er es vernahm, er hatte nicht die Absicht, irgendeinen von der gelehrten Gesellschaft mitzunehmen, sondern wollte erst einmal allein an Land fahren.

Doch vergebens versuchte er mit seiner kräftigen Stimme durchzudringen. In einer nicht mißzuverstehenden Weise beriefen sich die anderen auf das Carnegie-Institut, sprachen von ihren Rechten und von den Pflichten des Captains, bis ihm schließlich nichts anderes übrigblieb, als nachzugeben. Vergeblich wies er darauf hin, daß das Boot überlastet würde, wenn sie alle mitkämen. Sie blieben für alle Einwände unzugänglich und bestanden auf ihrem Schein.

Leise vor sich hinfluchend sah Captain Dryden zu, wie einer nach dem anderen über das Fallreep in die Pinasse kletterte. Als er ihnen mit zwei Maschinisten folgte, befanden sich neun Personen in dem kleinen Boot. Es war ganz offensichtlich überladen.

„Würde euch nichts schaden, wenn ihr euch bei der Gelegenheit gründlich die Hosen auswaschen tätet“, murmelte der Captain vor sich hin, als das Boot von der ‚Berenice‘ abstieß und auf das Ufer der Insel zuhielt. Die ersten 800 Meter ging die Fahrt glatt. Dann ein Scharren und Knirschen. Mit einem

jähem Ruck blieb das Boot stehen, daß Botaniker und Zoologen wie Kraut und Rüben durcheinander purzelten. Es war mit dem Kiel fest auf dem Felsgrund aufgelaufen und lag halb schräg nach Steuerbord über.

„Da habt ihr den Salat, Gentlemen“, schrie Captain Dryden, während sein Gesicht ein Gemisch von Ärger und Schadenfreude widerspiegelte. „Die Pinasse muß geleichtert werden, anders kommen wir nicht wieder los. Vier Mann mal raus über Bord!“ Der Captain hatte gut kommandieren. Kein einziger war gewillt, dem Befehl zu folgen und sich die Schuhe naßzumachen.

Während ein Debattieren und Streiten darüber begann, wer von ihnen das Opfer bringen und in das hier knapp knietiefe Wasser steigen sollte, schauten sie verlangend nach dem kaum noch 300 Meter entfernten Strand hinüber. Am Ufer sahen sie drei Männer stehen, die ihnen winkten, näher zu kommen. Weiter dahinter erblickten sie Gebäude, die sie schon von der ‚Berenice‘ aus gesehen hatten, und weiter fiel ihnen noch etwas auf, was den meisten bisher entgangen war. Eine Flotte nämlich von fünfundzwanzig Flugbooten, die in einer Senkung der Wiese auf dem Rasen lagen.

Noch ging der Streit hin und her, wer von den Insassen aus der gestrandeten Pinasse ins Wasser sollte, als eins der Flugschiffe sich drüben auf der Insel vom Rasen abhob und in ganz niedriger Höhe langsam heranschwebte. Jetzt stand es über der Pinasse und senkte sich noch etwas tiefer, während alle Augen aus dem Boot zu dem glänzenden Metallrumpf emporblickten. Und dann . . . sie wußten kaum, wie es geschah, so schnell ging alles vor sich . . . fuhren vier Greiferarme aus dem Boden des Metallbaues heraus, umklammerten die Pinasse und hoben sie, während das Flugschiff wieder ein wenig stieg, aus dem Wasser heraus.

Das Unerwartete verschlug ihnen die Sprache. Es wurde

still in dem Boot, während das Flugschiff mit seiner Beute wieder dem Ufer zuschwebte. Dort auf dem Rasen dann noch einmal das gleiche Manöver in umgekehrter Folge. Sanft setzten die mächtigen Metallgreifer die Pinasse auf den Boden und zogen sich in den Kumpf des Flugschiffes zurück, das langsam zu seinem Liegeplatz zurückkehrte.

Als erster sprang Captain Dryden aus dem Boot. Ein langer hagerer Mann mit einem schmalen bartlosen Gesicht trat ihm entgegen und begrüßte ihn in englischer Sprache.

„Captain Dryden, wenn ich nicht irre?“

Der Captain nickte. „Yes, Sir.“

„Ich bin der Ministerialrat Dr. Schmidt“, machte sich ihm der Lange bekannt. „Ich habe das Vergnügen, Sie auf deutschem Boden zu begrüßen, Herr Kapitän. Unsere Hafenvhältnisse sind noch etwas primitiv. Wir erlaubten uns, Sie mit einem unserer Flugschiffe an Land zu holen, als wir bemerkten, daß Sie auf Grund saßen.“

„War sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Ministerialrat“, sagte der Captain und schüttelte dem langen Schmidt kräftig die Rechte. „Wir hatten in der Tat die Absicht, Ihrer neuen Niederlassung einen Besuch abzustatten.“

„Freut uns aufrichtig, Sir“, nickte Dr. Schmidt.

„Aber leider hat es hier nach den letzten Vulkanausbrüchen Bodenveränderungen gegeben, die noch auf keiner Seekarte stehen. Um ein Haar wäre ich auch mit der ‚Berenice‘ aufgeschrammt.“

„Wird bald anders werden, Sir“, meinte Dr. Schmidt kurz und winkte Hein Eggert und Georg Verloff heran, um sie mit dem Captain bekannt zu machen. Dann drängten auch dessen Wissenschaftler . . . sein „Zoologischer Garten“, wie er das Gelehrtenvoll bei sich nannte . . . heran und er mußte sie Dr. Schmidt und seinen Begleitern vorstellen.

„Meine Herren“, sagte Dr. Schmidt, als das geschehen war, „im Auftrage des Herrn Reichskommissars Dr. Wille habe ich die Ehre, Sie zu einem kleinen Imbiß in das Verwaltungsgebäude zu bitten.“

Er machte eine einladende Bewegung und setzte sich an die Spitze. Hein Eggert und Verloff flankierten den Trupp von beiden Seiten, und so ging es über den schwellenden Rasen auf das neue Gebäude zu. Nicht jeder von den amerikanischen Gästen war damit einverstanden. Frühstück konnten sie auch an Bord der ‚Berenice‘, hier wären sie lieber auf Entdeckungsreisen ausgegangen, aber im Augenblick wenigstens war das beim besten Willen nicht möglich. Nur ihre Blicke konnten frei umherschweifen. Zur Rechten nach der Stelle, wo die Flugboote lagen, zur Linken nach jenem Förderturm hin, der ihre Neugier schon an Bord der ‚Berenice‘ erregt hatte.

Am Hauptportal des neuen Gebäudes wurden sie von Dr. Wille und Professor Eggert begrüßt. Noch einmal eine Vorstellung, ein allgemeines Händeschütteln, ein kurzer Weg durch einen breiten Flur, und sie traten in einen behaglich eingerichteten Raum, in dem eine gutbesetzte Tafel bereitstand. Dr. Wille bat seine Gäste, Platz zu nehmen, und bald klapperten Messer und Gabeln, während gleichzeitig eine lebhaft Unterhaltung aufkam.

„Sie haben mit Ihrer Erwerbung Glück gehabt, Herr Reichskommissar“, sagte der Captain zu Dr. Wille, „ich sehe zu meiner Freude, daß die Insel bei dem letzten Ausbruch kaum gelitten hat. In den Staaten hatte man andere Nachrichten darüber. Dort galt das Eiland schon als zerstört und verloren.“

Professor Eggert hielt sich einen Augenblick die Serviette vor den Mund. „Weil du den Unsinn nach Amerika gefunkt hast“, ging's ihm durch den Sinn, während er sich das Lachen verbeißen mußte, „wenn du eine Ahnung hättest, wie sehr uns dein Funkspruch für unsere eigenen Pläne zupasse kam.“

Er ließ die Serviette wieder sinken und meinte zu Captain Dryden gewandt, „die Nachricht war stark übertrieben. Es gab bei dem letzten Ausbruch ein wenig Nebel und Dampf. Das war alles, und mehr war auch nicht zu erwarten oder zu befürchten.“

„Wissen Sie auch, Herr Professor“, nahm der Captain die Unterhaltung mit ihm auf, „daß man sich in den Staaten den Kopf darüber zerbrochen hat, warum Deutschland gerade auf dieses Fleckchen hier verfiel. Ein verlorener Punkt im Ozean . . . ein richtiges Robinson-Eiland mit einigen Ziegen und Tauben und sonst kaum etwas anderem. Man versteht es bei uns nicht recht, wie das zu einer Erwerbung reizen konnte. Darf ich frei sprechen, Herr Professor?“

Professor Eggerth nickte. „Bitte sehr, Herr Kapitän. Ihre Meinung ist uns sehr interessant.“

„Ich spreche nicht meine Meinung aus, Herr Professor, sondern diejenige unserer Volkswirtschaftler. Einstimmig sind sie der Ansicht, daß diese Erwerbung für Ihr Land ein Geschäft mit Unterbilanz ist und voraussichtlich immer bleiben wird.“

„Vielleicht, Herr Kapitän, vielleicht auch nicht. Ich bin nur als Privatperson hier und möchte mich jeden Urteils enthalten. Aber vielleicht ist unser Ministerialrat in der Lage, etwas darüber zu sagen . . .“

Der Professor warf Dr. Schmidt einen Blick zu, und der begriff, daß jetzt die Zeit für ihn gekommen war, ein Garn zu spinnen.

„Es waren hauptsächlich Überlegungen geophysikalischer Art“, begann er nach einigem Räuspern, „die das Reich zu der Erwerbung veranlaßten. Ich hatte hier bereits früher erdmagnetische Messungen gemacht . . .“

Die Wissenschaftler Captain Drydens horchten auf, als das Wort ‚erdmagnetisch‘ fiel. Wenn sie auch, wie sich Professor Eggerth Dr. Schmidt gegenüber ausgedrückt hatte, zu einer

anderen Fakultät gehörten, so hatten sie doch einiges über die Leistungen von Schmidt auf diesem Gebiete gehört und waren begierig, jetzt mehr zu erfahren.

„Ich konnte damals gewisse Anomalien der erdmagnetischen Feldstärke feststellen“, dozierte der lange Schmidt geruhig weiter, „die mir die Vermutung aufdrängten, daß hier gewisse Erzvorkommen vorhanden wären, denen nachzugehen sich am Ende doch lohnen dürfte . . .“

„Aha! So war das?“ Professor Brown, der eine der Zoologen von der ‚Berenice‘ warf es mit einem Seufzer der Erleichterung dazwischen. Ihm und den anderen Wissenschaftlern war die Befreiung darüber anzusehen, daß sie nun endlich die Lösung des Rätsels erfahren hatten. Nur Captain Dryden schien anderer Meinung zu sein.

„Hm, Bodenschätze, wertvolle Erze vielleicht?“ meinte er zweifelnd. „Nun ja, aber Sie sitzen hier auf einem höllisch wackligen Boden. Der Vulkan da drüben hat sich schon zweimal ganz gehörig gerührt und kann auch ein drittes Mal spucken, daß kein Felsen auf der Insel übrigbleibt. Das ist doch ein schweres Risiko, Herr Ministerialrat, das Sie auf der Minuspalte Ihrer Erwerbung verbuchen müssen.“

„Doch nicht, Herr Kapitän“, widersprach ihm der lange Schmidt. „Der Vulkan bildet gewissermaßen die Bestätigung für meine Theorie, daß bestimmte Bodenschätze hier in einer nicht allzu großen Tiefe vorhanden sein müssen. Als ich meine ersten Messungen machte, war er noch nicht da . . .“

„Oh, Herr Ministerialrat, dann sind Sie schon vor der Carnegie-Expedition auf der Insel gewesen?“ unterbrach ihn Captain Dryden.

„Das war ich, Herr Kapitän“, log der lange Schmidt mit eiserner Miene weiter. „Damals war ich meiner Sache noch nicht so ganz sicher, denn meine Theorie verlangte den Vulkana-

nismus, wenn sie bis aufs letzte stimmen sollte. Sobald ich von einem unserer Stratosphärenschiffe erfuhr, daß jetzt ein Ausbruch erfolgt sei, sah ich meine Theorie bestätigt und beschloß zu handeln."

Und nun tischte Dr. Schmidt den Leuten von der ‚Berenice‘ ein geophysikalisches Märchen auf, daß ihnen die Augen übergingen. Von Sial, Sima und Nise redete er, als ob er diese Bestandteile unseres Erdballes täglich in Händen gehabt hätte, warf lange mathematische Formeln dazwischen, und als er endlich schloß, rauchten seinen Zuhörern die Köpfe. Zwar hatten sie kaum etwas von seinem Vortrag verstanden, aber jetzt waren sie davon überzeugt, daß Deutschland mit dieser Insel ein überaus wertvolles Objekt an sich gebracht hätte.

Als Dr. Schmidt mit seinem Vortrag fertig war, ging auch das Mahl seinem Ende entgegen. Noch zehn Minuten bei Kaffee und Zigarren, dann erhob sich Dr. Wille und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch.

„Wenn die Herren sich ein wenig Bewegung machen wollen“, sagte er einladend, „könnten wir einen kleinen Rundgang über die Uferwiese machen. Viel zu sehen gibt es bei uns noch nicht. Wir haben erst vor kurzem mit unseren Arbeiten begonnen.“

Bereitwillig wurde sein Vorschlag angenommen. In einzelnen Gruppen schlenderten die amerikanischen Gäste über den Rasen, wobei sich Hein Eggerth und Verloff als Führer betätigten.

Captain Dryden warf einen Blick nach der Pinasse hin, neben der die beiden Maschinisten Jeffris und Robertson im Grase saßen.

„Hallo, Mr. Captain. Wir haben ja Ihre Leute vergessen; die werden auch Hunger haben“, wandte sich Verloff an ihn, „wir können noch etwas für sie auftragen lassen.“

„Keine Sorge, Sir“, wehrte der Captain ab, „die Boys haben an Bord der ‚Berenice‘ gehörig vorgelegt. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur eben nach ihnen sehen.“

Während Verloff sich einer anderen Gruppe zuwandte, ging Captain Dryden zu der Pinasse hin.

„Habt ihr etwas entdeckt, Jungens?“ fragte er.

„Nicht viel, Captain“, antwortete Robertson. „Bei dem Schacht war nichts Besonderes zu sehen. Da lag nur taubes Gestein herum. Ein paar Brocken davon habe ich in die Tasche gesteckt.“

„Ist nicht viel, Robertson“, brummte Captain Dryden. „Ist sonst gar nichts?“

„Jeffris hat auf der Wiese noch etwas gefunden, Captain.“

„Ein paar Brocken von einem merkwürdigen Gestein“, meldete sich Jeffris. „Das Zeug lag in einem Busch. Sah fast so aus, als ob es da einer versteckt hätte. Das fiel mir auf, habe deshalb etwas davon mitgenommen.“

„Gut, Jeffris, haltet auch weiter die Augen offen. Wir reden später an Bord darüber“, sagte Captain Dryden und kehrte zu den anderen zurück, um noch etwas von einem Vortrag aufzuschnappen, den Dr. Schmidt am Rande des neuen Schachtes hielt.

Geduldig hörten die Wissenschaftler der ‚Berenice‘ dort die Ausführungen des langen Doktors über Bohrmaschinen und Sprengungen an. Captain Dryden benutzte die Gelegenheit, noch ein wenig in den Halben, auf die man das Geförderte geworfen hatte, herumzustoßern. Hier und dort langte er einen Brocken auf und warf ihn wieder beiseite, sobald er merkte, daß es nur taubes Gestein war. Seine Hoffnung, hier vielleicht ein paar Erzproben zu erwischen, erfüllte sich nicht und damit war auch sein Interesse an der Insel erschöpft. Er begann zum Aufbruch zu drängen.

„Reisende Leute soll man nicht aufhalten“, raunte Professor Eggerth dem langen Schmidt zu. „Machen Sie einen Punkt in Ihrem Vortrag, Doktor. Wir wollen die Herrschaften wieder zu ihrem Schiff bringen.“ — — —

Zehn Minuten später setzten die Greifer eines Flugbootes die Pinasse mit ihren Insassen dicht neben der ‚Berenice‘ auf dem Seespiegel ab. Noch ein letztes Winken und Lücherschwenken der Amerikaner zu der Insel hin, während eine Deckwinde bereits den Anker der ‚Berenice‘ einholte. Segel wurden gesetzt und blähten sich. Das Schiff kam in Fahrt und richtete seinen Bug nach Norden. — — —

In ‚St 25‘ stand Professor Eggertsh neben Lorenzen.

„Stellen Sie einen Empfänger auf die Welle der amerikanischen Handelsmarine und notieren Sie alles, was die ‚Berenice‘ in den nächsten Stunden funkt“, befahl er ihm. — — —

In seiner Kabine in der ‚Berenice‘ saß Captain Dryden und nahm seine beiden Maschinisten ins Verhör.

„Ist das alles, was Sie gefunden haben?“ fragte er, nachdem Robertson seine Taschen auf den Tisch ausgeleert hatte; der nickte. „Yes, Sir.“

„Ist nicht sehr berühmt, Robertson“, achtlos schob der Captain die tauben Brocken beiseite, „nun packen Sie mal aus, Jeffris.“

Jeffris holte hervor, was er gefunden hatte. Ein merkwürdig poröses, eigenartig schimmerndes Gestein war das. Captain Dryden griff nach einem Stück davon und staunte über das federleichte Gewicht.

„Eigenartig, eigenartig . . .“, murmelte er vor sich hin, während er prüfend in der Hand wog. „Das Zeug müßte, denke ich, auf dem Wasser schwimmen. Nur an der einen Stelle haben Sie es gefunden, Jeffris, und da war’s nach Ihrer Meinung versteckt?“

„Sah ganz so aus, Captain“, beantwortete Jeffris die Frage.

„Alright, Boys, bin zufrieden mit euch.“ Captain Dryden griff in die Tasche und drückte jedem einen Dollar in die Hand.

„Könnt euch beim Bottler dafür etwas leisten.“

„Danke, Captain“, sagten die beiden Maschinisten einstimmig und traten ab.

Als Captain Dryden allein war, griff er nach Schreibblock und Bleistift, um seinen Bericht für das Carnegie-Institut abzufassen. Die Anschrift war schnell zu Papier gebracht, aber dann stockte der Captain und kaute an dem Bleistift. Der Text machte ihm mehr Schwierigkeiten, als er zuerst gedacht hatte.

Er schrieb einen Satz nieder, strich ihn wieder aus, begann von neuem zu überlegen und warf den Bleistift unmutig auf den Tisch. Seine Hand griff nach einem der Steinchen, die ihm Jeffris gebracht hatte. Ob das Zeug wohl schwimmt? ging es ihm durch den Kopf. Er stand auf, holte sich ein großes Glas Wasser und warf den kleinen Brocken hinein. Eine kurze Zeit schaukelte das poröse Mineral auf der Oberfläche, dann begann es sich wie ein Schwamm vollzusaugen, wurde dabei schwerer und sank allmählich nach unten.

Interessiert verfolgte Captain Dryden den Vorgang. Immer durchsichtiger und zuletzt fast glasklar wurde das Steinchen in dem Wasser und begann gleichzeitig zu quellen. Immer undeutlicher ließen sich dabei seine Umrisse erkennen. Ein wenig erinnerte das Ganze den Captain jetzt an ein Stück Zucker, das sich im Wasser auflöst. Er stützte den Kopf in beide Hände und starrte auf das Glas. Was war das für ein wunderliches Mineral, das seine Leute ihm da gebracht hatten? Jetzt war das Stückchen ganz und gar verschwunden. Es schien sich vollständig aufgelöst zu haben; nur ein wenig getrübt sah das Wasser danach aus.

Captain Dryden griff nach dem Glase, um es näher an die Augen zu bringen, unwillkürlich hielt er’s dabei ein wenig schräg und bemerkte zu seiner Überraschung, daß die Oberfläche der Flüssigkeit sich nicht waagerecht einstellte. Der ganze Inhalt des Glases schien erstarrt zu sein. Er neigte das Glas noch stärker;

er drehte es schließlich völlig um, daß es mit der Öffnung nach unten gerichtet war und mußte konstatieren, daß er sich nicht geirrt hatte, der Inhalt war in der Lat fest geworden.

Kopfschüttelnd stellte er es auf den Tisch zurück und tippte mit dem Bleistift auf die Oberfläche der sonderbaren Masse. Er erwartete, daß sie unter einem leichten Druck nachgeben würde, daß das ganze vielleicht eine Art von Gelatine geworden wäre und erlebte zum zweiten Male eine Überraschung. Die Bleistiftspitze brach ab, als er stärker drückte. Der Inhalt des Glases war hart wie massives Eis, wenn nicht vielleicht noch härter.

Captain Dryden wollte sich Gewißheit verschaffen. Er holte sein Taschenmesser heraus und kratzte mit der Stahlklinge auf dem rätselhaften Stoff herum. Es gelang ihm auch damit nicht, etwas davon abzuschneiden, und als er mit großer Kraft aufdrückte, wurde die Klinge stumpf. Verblüfft legte er das Messer beiseite, während die Gedanken in seinem Hirn durcheinander wirbelten.

Captain Dryden hatte auf seinen Fahrten, die ihn über alle Ozeane des Weltmeeres führten, manches Absonderliche und Wunderbare kennengelernt, aber etwas Ähnliches wie das hier, war ihm noch niemals begegnet. Ein Stoff . . . ein Mineral, von dem ein winziges Stückchen genügte, um einen halben Liter Wasser zu einem felsartigen Körper erstarren zu lassen. In einem Gebüsch versteckt, hatte sein Maschinist das gefunden . . . wer konnte es versteckt haben? . . . doch kaum jemand anders als die Deutschen, die aus Gründen, über die sich die internationale Welt immer noch nicht klar war, diese gottverlassene Insel annektiert hatten . . . von wertvollen Bodenschätzen hatte der lange deutsche Doktor den Leuten von der ‚Berenice‘ erzählt, aber über die Art dieser Schätze kein Wort gesagt . . . war es etwa dies Mineral hier mit den merkwürdigen Eigenschaften, für dessen Gewinnung sie dort den Schacht anlegten? Aber bis

jetzt hatten sie nur gewöhnliches Gestein gefördert. Davon hatte er sich ja selbst bei dem Herumstöbern in den Halden überzeugt. Wenn das Mineral dort wirklich in größerer Tiefe vorkam, dann waren sie bis jetzt wenigstens noch nicht darauf gestoßen . . . wo kamen dann aber diese Stücke her, die Jeffris auf der Insel entdeckt hatte? Rätsel über Rätsel, für die Captain Dryden keine Lösung fand, so sehr er auch sein Hirn zergrübelte.

Er hatte das Empfinden, daß er einem wichtigen Geheimnis auf der Spur war, wenn ihm auch vorläufig jede Erklärung dafür fehlte. Er gab sich keiner Täuschung darüber hin, daß sein Bericht an das Carnegie-Institut zu Händen des Mr. James Garrison jetzt noch viel schwieriger werden würde als vorher; aber im stillen beglückwünschte er sich zu dem Zufall, der ihn diese Probe mit dem Steinchen anstellen ließ. Möchte der Bericht ihm auch schwere Mühe machen, an Inhalt würde es ihm jetzt jedenfalls nicht mehr fehlen. Mit neuem Mut machte er sich an die Arbeit, ihn abzufassen.

*

Mr. James Garrison hatte sich, wie man in den Staaten sagt, improved, das heißt, er hatte seine Position sehr erheblich verbessert. Nach einer jahrelangen Tätigkeit als Observator an der großen amerikanischen Sternwarte in Pasadena war es ihm gelungen, eine dreimal so gut bezahlte Stellung als Sekretär des Carnegie-Instituts in Minneapolis zu bekommen. Dabei aber hatte auch seine Tätigkeit eine grundlegende Veränderung erfahren. Vorbei war es mit der ruhigen wissenschaftlichen Arbeit, der er sich in Pasadena widmen konnte. In der neuen Stellung galt es für ihn, über die großen Mittel des Instituts ständig und richtig zu disponieren, zu organisieren, Expeditionen auszurüsten, wenn irgendwo wissenschaftliches Neuland zu winken schien; mit einem Wort, dafür zu sorgen, daß das Institut

stets als erstes zur Stelle war, wenn es galt, wissenschaftliche Eroberungen zu machen. Manchem hätte ein solcher Posten vielleicht nicht besonders gelegen, aber James Garrison war er gerade recht.

Im Augenblick hatte Mr. Garrison den Funkbericht Captain Drydens vor, und je weiter er ihn las, desto stärker wurde er davon gefesselt. Ein neues Mineral mit bisher noch nie beobachteten Eigenschaften. Ein Gestein, das ein Vielfaches seines eigenen Volumens an Wasser in eine felsartige Masse zu verwandeln vermochte . . . das war etwas nach dem Herzen von James Garrison. Es war Ehrensache für ihn, diese Entdeckung dem Institut zu sichern. Aber Eile tat not. Wenn die Deutschen zuerst damit herauskamen, dann war der Reiz der Neuheit dahin.

So schnell wie ihm diese Erkenntnis kam, entschloß er sich auch zum Handeln. Schon zehn Minuten später legte der Funker der ‚Berenice‘ Captain Dryden einen Funkspruch auf den Tisch, bei dessen Lektüre der Captain öfter als einmal vor sich hinfluchte. Sorgfältigste Aufbewahrung alles noch etwa an Bord befindlichen Minerals dieser sonderbaren Art legte das Radiogramm dem Captain ans Herz. Zum Glück lag das Zeug noch in einem Winkel seines Schreibtisches. Ebenfogut hätte es auch schon über Bord geflogen sein können.

Um genaue Ortsangabe und weiteren Kurs der ‚Berenice‘ ersuchte die Depesche danach und meldete weiter ein Flugzeug an, das kommen würde, um das Mineral nach Minneapolis zu holen. Kopfschüttelnd legte Captain Dryden den Funkspruch auf den Tisch. Durch seine Wissenschaftler an Bord war er an allerhand Extravaganzen gewöhnt, aber das hier schien ihm doch über die Hutchnur zu gehen. Ein Flugzeug von Minneapolis bis in die Südsee zu entsenden, um eine Handvoll elender Gesteinsbrocken zu holen.

Nun mochte Mr. Garrison zusehen, wie er die Verschwendung vor dem Kuratorium des Institutes vertreten konnte. Captain Dryden brauchte sich darüber schließlich keine Sorgen zu machen. Nur den Auftrag mußte er erfüllen, den der Funkspruch enthielt, und das tat er dann auch umgehend. Für ihn war die Angelegenheit damit bis auf weiteres erledigt. — — —

Am Nordufer der Insel setzten die Bohrmaschinen auf dem Grund des Schachtes zu neuer Arbeit an, um zwei Stollen vorzutreiben. Den einen in der Richtung landeinwärts schräg nach unten, den anderen zur See hin schräg nach oben. Vorläufig war das für die damit beschäftigten Techniker und Bergleute eine sehr ruhige Sache. Weder ein Steinschlag noch Wassereinbruch waren zu fürchten. Das Gestein, das die Stollen durchfahren mußten, war ein druckfreier, nicht allzu harter Sandstein, in dem man ziemlich schnell vorwärtskam und keine Zimmerung einzubauen brauchte. Stetig schritt die Arbeit im Viertakt fort. Auf das Getöse der Bohrmaschinen folgte Stille, während der Sprengstoff eingebracht wurde. Als dritter Takt kam danach der Donner der Explosionen, der dumpf aus dem Schacht nach oben drang. War er verhallt, so setzte das Brausen der Ventilatoren und das Rollen der Fördervorrichtungen ein, die das geschossene Gestein zutage brachten. Dreimal wiederholte sich dies Spiel während jeder Schicht, und viermal lösten sich die Schichten in vierundzwanzig Stunden ab.

Die Arbeit war nicht schwer. Die Bergknappen und Steiger, die jetzt hier auf einer Tropeninsel werkten, hatten in der Heimat schon andere kennengelernt, die ein gut Teil anstrengender und gefährlicher war. Sechs Stunden unter Tage schaffen und danach achtzehn Stunden Freizeit auf einem paradiesischen Eiland, auf dem ewiger Frühling und Sommer herrschten, das war ein Leben, das ihnen gefallen konnte.

Fast ein wenig zu viel der freien Zeit war es. Unwillkürlich

kamen sie während der langen Stunden, in denen sie sich einem süßen Nichtstun hingeben konnten, ins Schwärzen, Grübeln und Debattieren über den Zweck der Arbeiten und begannen allerlei vage Vermutungen auszusprechen.

Bis jetzt arbeitete man zwar noch im tauben Gestein, aber immer mehr kamen die Werkleute zu der Anschauung, daß man demnächst . . . vielleicht schon bald . . . vielleicht schon bei der nächsten Sprengung auf Bodenschätze von unerhörter Art stoßen würde, auf Erze von märchenhaftem Gehalt, vielleicht sogar auf Gold oder Silber führende Adern. Was der eine nicht wußte, erfand der andere hinzu, und was heut noch als ein Gerücht von Mund zu Mund lief, galt morgen schon als feststehende Tatsache. Ein Unbeteiligter, der diese Reden zufällig mit anhörte, konnte wohl den Eindruck gewinnen, daß hier eine Sache im Gange war, die ihren Unternehmern einen Gewinn von nicht abzuschätzender Größe in den Schoß werfen mußte.

Von wesentlich anderer Art waren die Gedanken und Sorgen, die Professor Eggertth bewegten. Im Prinzip stand der Gang der Arbeiten seit langem für ihn fest. Möglichst dicht mußte man von dem neuen Schacht aus mit dem einen Stollen an den Vulkan und mit dem anderen an den Seeboden heran. Dann waren an diesen Enden der beiden Stollen Sprengladungen von hinreichender Stärke anzubringen. Danach mußte der senkrechte Schacht durch einen Betonpfropfen hermetisch verschlossen werden, und schließlich galt es, mittels Fernzündung zu schlagen, aber . . . und nun kam das große ‚Aber‘, das dem Professor schlaflose Nächte bereitete. Würde die Sprengung den gewünschten Erfolg haben? Würde sie auf der einen Seite die Verbindung zwischen dem Stollen und dem vom Vulkan in die Tiefe führenden Lavaschlauch herstellen und auf der anderen Seite die Verbindung mit der See?

Die zweite Frage machte ihm wenig Kopfzerbrechen; hier

glaubte er seiner Sache ziemlich sicher zu sein. Um so schwerer war die erste zu beantworten. Erst während des Weiterganges der Arbeiten würde es sich ja herausstellen, wie nahe man an den Lavaschlauch herankommen könnte. Der Fall war jedenfalls denkbar, daß die Hitze im Gestein schon vorher zu einer unerträglichen Höhe anstieg. Daß man den Stollenvortrieb zu früh abbrechen und eine Steinwand stehen lassen mußte, die durch keine Sprengung zu bewältigen war. Aber auch die andere Möglichkeit mußte in Betracht gezogen werden, daß man unversehens zu nahe an diesen Lavaschlauch herankam, der dem Professor in seinen Träumen allmählich als eine feurige Schlange zu erscheinen begann; daß man vorzeitig durch eine Sprengung die Verbindung zwischen der Lava und dem Stollen herstellte, was alle Planungen und Absichten über den Haufen werfen mußte.

Nur durch sorgfältige Messungen, durch Markscheiderarbeit von größter Präzision würde man sich gegen diese zweite Möglichkeit schützen können. Vorläufig war es ja noch nicht so weit. Der in die Tiefe gehende Stollen war immer noch 200 Meter von dem Vulkan entfernt . . . oder genauer gesagt, von einer Linie, die man sich vom Mittelpunkte des Kraters zum Erdmittelpunkt hingezogen denken mußte. Aber jeder Tag brachte den Stollen ein gutes Stück weiter, und höchstens noch eine Woche konnte es dauern, bis die Angelegenheit kritisch wurde. Bis jetzt war aber so gut wie nichts von einer Temperaturerhöhung zu spüren, und das war der einzige Trost, den Professor Eggertth bei allen seinen Berechnungen und sorgenvollen Überlegungen hatte.

Aber war es denn überhaupt ein Trost? Qualvoll sprang die Frage den Professor in einer schlaflosen Nacht an. Wiederholt hatte er den Lavasee im Krater überflogen und mit optischen Pyrometern die Temperatur festgestellt. Nach wie vor betrug

sie etwa 2000 Grad. Längst hätte der Lavasee kälter geworden, ja vielleicht schon erstarrt sein müssen, wenn ihm nicht durch eine Verbindung mit der Glut der Tiefe ständig neue Wärmemengen zugeführt wurden.

Das aber hatte wieder zur Voraussetzung, daß eine Verbindung zwischen dem See und der unendlichen Tiefe auch wirklich bestand, durch die ständig heißere Lava nach oben strömte, während kältere nach unten sank. Bis dahin schien die Schlußkette einwandfrei zu sein.

Wenn es aber so war, dann mußte von dieser Glut auch etwas auf das benachbarte Gestein übergehen; zum zwölften Male machte Professor Eggerth die Berechnung wieder auf, die er schon elfmal durchgeführt hatte und kam immer wieder zu dem gleichen Ergebnis. Man hätte in der Entfernung, in der sich der Stollenkopf jetzt vom Krater befand, schon eine beträchtlich stärkere Temperaturerhöhung haben müssen als diejenige, die tatsächlich vorhanden war.

Von Zweifeln hin und her gerissen, sprang er auf, verließ seine Kabine und begann die Bibliothek in seinem Arbeitsraum zu durchwühlen. Er hatte sich mit der einschlägigen Fachliteratur reichlich versehen, bevor die Stratosphärenflotte die zweite Expedition zu der Insel unternahm, und nach einigem Suchen fand er, was er brauchte. Ein umfangreiches Tabellenwerk über die Wärmeleitung in Gesteinen.

Seite um Seite blätterte er um; immer wieder stieß sein Auge auf die gleichen Zahlen, die er bisher bei seinen Rechnungsansätzen verwendet hatte. Fast wollte er das Buch wieder nutzlos zur Seite schieben, als er eine neue Tabelle entdeckte, deren Ziffern ihn stutzig machten. Was waren das für Werte, die hier standen? Fast ideale Wärmeisolatoren mußten ja diese Gesteinsarten sein, die man hier in einer besonderen Liste zusammengestellt hatte.

Er schaltete volles Licht ein, um seinen Augen besser trauen zu können. Er las den Text zu diesen so unwahrscheinlichen Zahlen und fand eine Erklärung, die ihn befriedigt aufatmen ließ. Mineralien von einem bimssteinartigen Charakter mit zahllosen Luftbläschen durchsetzt waren es, die diese Eigenschaft aufwiesen. So gering war ihr Wärmeleitungsvermögen, daß man einen solchen verhältnismäßig kleinen Stein zwischen den Fingern halten und seine eine Seite im Knallgasbrenner bis zum Schmelzen erhitzen konnte, ohne daß die Wärme für die Hand lästig wurde. Das war endlich die Erklärung, nach der er Tage hindurch vergeblich gesucht hatte.

Zweifellos bestand der Vulkankegel in seinem Zentrum aus derartigen porösen Gesteinsmassen, und ungezwungen erklärte sich jetzt das Fehlen jeder Erwärmung in den ihn umgebenden Felsmassen. Als Professor Eggerth soweit gekommen war, fand er das erste Mal nach langer Zeit wieder Ruhe. In einem langen Schlaf holte er nach, was er in den vorhergehenden Nächten versäumt hatte. — — —

Herr Dr. Schmidt, der essigsaure Schmidt, wie ihn Hein Eggerth und Georg Verhoff in ihren Privatgesprächen neuerdings zu titulieren liebten, fand inzwischen eine ihn ausfüllende Tätigkeit bei den Vermessungsarbeiten. Zwar stand er dem kühnen Plan von Professor Eggerth innerlich noch immer ablehnend gegenüber, weil nach der von ihm verfochtenen Theorie ein allgemeiner Zusammenhang der unterirdischen glutflüssigen Magmamassen nicht vorhanden war. Aber das hinderte ihn nicht, die Linienführung der beiden Stollen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit zu überwachen.

Sowohl in den Stollen selbst wie auch über Tage waren von ihm ausgesuchte und gründlich eingedrillte Leute ständig mit Meßketten, Visierlatten und Theodoliten an der Arbeit, und bald hier, bald dort tauchte der lange Doktor unver-

mutet auf, um sie zu kontrollieren und ihre Messungen nachzuprüfen.

„Ich glaube zwar nicht, daß unser Herr Professor den erwarteten Erfolg haben wird“, äußerte er sich in diesen Tagen einmal zu Dr. Wille, „aber ich will jedenfalls dafür sorgen, daß die Stollen auf den Zentimeter genau zu den berechneten Punkten herankommen.“

Kopfschüttelnd hatte Dr. Wille die Mitteilung zur Kenntnis genommen. Er war ja seit langem an allerlei Schrullen und Eigenarten seines alten Mitarbeiters gewöhnt.

„Ein drolliger Kauz, aber eine ehrliche Haut“, ging's ihm durch den Sinn, während er seinen Blick über den grünen Rasen bis zu dem Vulkankegel hin schweifen ließ.

Dort oben am Kraterrand erhob sich aus drei schlanken Palmstämmen zusammengebaut ein spitzes dreikantiges Gerüst, einer der zahlreichen ‚trigonometrischen Punkte‘, mit denen Dr. Schmidt das Land vom Seeufer bis zum Vulkan hin bepflanzt hatte. Bei der Sorgfalt, mit welcher der lange Schmidt bei seinen Arbeiten vorging, war wirklich zu erwarten, daß die beiden Stollen auf den Zentimeter genau an ihre Zielpunkte kommen würden.

Auch heute hatte Dr. Schmidt wieder stundenlang unter Tage gesteckt, überall kontrolliert und selbst vermessen. Ein wenig erschöpft ließ er sich in der Förderschale des Schachtes nach oben bringen. Von dem Sonnenschein, der über der Wiese lag, geblendet, schloß er zunächst die Augen. Er brauchte Zeit, um sich nach dem langen Aufenthalt unter Tage an das volle Licht zu gewöhnen. Als er seine Lider wieder öffnete, stand ein Mann von den Flugschiffbesatzungen vor ihm.

„Was wollen Sie?“ fragte Schmidt ihn, immer noch etwas benommen.

„Ein Brief für den Herrn Ministerialrat“, sagte der Bote.

„Was? Ein Brief? Seit wann haben wir denn Postverbindung nach hierher?“ wunderte sich Schmidt.

„Vor einer Stunde ist ‚St 18‘ von Deutschland angekommen, Herr Ministerialrat“, erklärte ihm der andere die Sachlage.

„Im, na ja, geben Sie her!“ Er griff nach dem Brief, wollte ihn in die Tasche stecken, besann sich dann eines anderen. Vorläufig konnte er seine Meßtrupps mit gutem Gewissen sich selbst überlassen; also beschloß er, das Schreiben sofort zu lesen. Mit langen Schritten stelzte er über den Rasen, bis er einen schattigen Platz und dort auch eine Sitzgelegenheit entdeckte. Er fühlte, daß ein wenig Ruhe ihm jetzt gut tun würde. Behaglich ließ er sich nieder und besah sich den Brief aus Deutschland zunächst mal von außen.

Die Adresse: An Herrn Dr. Schmidt, zur Zeit an Bord von ‚St 25‘, Eggerth-Werke, Bitterfeld. Damit war er zweifellos gemeint, aber wer in Deutschland konnte wissen, daß er tatsächlich zu diesem Stratosphärenschiff gehörte?

Die Handschrift? Sie war ihm unbekannt, aber gewisse Buchstaben wie das ‚t‘ und ‚r‘ wiesen auf einen Anglosachsen als Schreiber hin. Der Poststempel? Der Brief war mit einer deutschen Inlandsmarke frankiert und in Waltershausen in Thüringen abgestempelt; in Waltershausen, seiner alten Heimatstadt. Zweifellos hatte man ihn in den Eggerth-Werken in Bitterfeld dem nächsten Flugschiff, das zu der Südsee-Insel startete, mitgegeben.

Mit einer gewissen Erregung riß Dr. Schmidt den Umschlag auf und zog das Schreiben heraus. Ein langer Brief war das, acht eng geschriebene Seiten umfaßte er und kam, wie dem langen Doktor ein Blick auf die Unterschrift zeigte, von Frederic Smith, jenem Versprengten der Carnegie-Expedition, in dem Dr. Schmidt auf der Insel vor kaum vier Wochen einen leiblichen Neffen entdeckt hatte.

Also hatte der Junge seinen Plan doch ausgeführt und war nach Waltershausen gekommen. Wie mochte der alte Forstrat ihm dort entgegengetreten sein? Hatte der Alte seinen amerikanischen Enkel kurzerhand an die Luft gesetzt? Dr. Schmidt war sehr geneigt, es anzunehmen; oder hatte er ihn sich doch vielleicht näherkommen lassen? Eifrig machte der Doktor sich an die Lektüre, um das zu erfahren.

Stier als einmal ließ er dabei den Brief sinken und schlug mit der Hand darauf. Natürlich war es zuerst genau so gegangen, wie Schmidt es vermutete. Unnahbar und stachlig war der Herr Forstrat zunächst gewesen. Frederic Smith genierte sich nicht, in seinem Brief etwas von einem porcupine, einem Stachelschwein zu schreiben, wie er denn überhaupt in seinen Mitteilungen kein Blatt vor den Mund nahm. Aber er hatte nicht nachgelassen und war dem Alten in hemdsärmlicher amerikanischer Manier immer wieder auf den Leib gerückt, bis der endlich anfang, weich zu werden. Mit Photos hatte Smith ihn bombardiert, die ihn selbst und seine Brüder, die anderen Enkel des Forstrates darstellten. Hatte dann andere Bilder hervorgeholt, die seinen Vater, 'den mißratenen Sohn', in jüngeren Jahren zeigten, hatte schließlich auch noch Abbildungen auf den Tisch gelegt, die dessen Betrieb in USA. wiedergaben, und ganz allmählich war dabei die Rinde, mit welcher der Alte sein Herz seit Jahrzehnten gepanzert hatte, zum Schmelzen gekommen.

Dr. Schmidt war sich nicht ganz klar darüber, was mehr gewirkt haben mochte. Ob es die überraschende Nachricht war, daß die Familie, die schon fast auf dem Aussterbeetat stand, wenigstens in USA. lebensfrischen Nachwuchs hatte? Oder die Tatsache, daß Heinrich Smith sich in den Staaten eine gute, um nicht zu sagen eine recht gute Existenz gezimmert hatte. Ein nicht wegzuleugnender und höchst erfreulicher Erfolg blieb es auf jeden Fall, daß der alte Forstrat einem Brief, den

Smith junior aus Waltershausen an seinen Vater in den Staaten schrieb, einen eigenhändigen Gruß anfügte, ein Ereignis, das Dr. Schmidt bis zu dem Moment, wo er es geschrieben las, für außerhalb jeder Möglichkeit liegend erachtet hätte.

Während der lange Doktor den Brief wieder einmal sinken ließ und über die sonnige Wiese hinaus nach der blauen See hin blickte, zeigten seine Züge eine Veränderung, daß ihn seine beiden 'Spezialfreunde' Hein Eggert und Georg Verhoff kaum wiedererkannt haben würden. Endlich also war der alte Familienzwist, der viele Jahre hindurch auch auf ihm gelastet und seinem ganzen Wesen den Stempel aufgedrückt hatte, zu einem glücklichen Ende gekommen . . . Dr. Schmidt fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er Gedanken verjagen wolle, die ihm durch den Sinn gingen, und griff von neuem nach dem Schreiben. Was mochte sein amerikanischer Nefte noch weiter auf dem Herzen haben?

Aha, da kam es schon. An jenem Morgen, an dem Smith und O'Brien vom Süden der Insel aufbrachen, um nach dem Nordufer zu wandern, hatten sie ihre geringe Habe in der Höhle, die ihnen so lange als Zufluchtsort diente, zurückgelassen. Es war geschehen, weil sie sich für den Marsch nicht unnötig belasten wollten und ja bald zurückzukehren gedachten. Aber dann war es dazu nicht mehr gekommen, und nun bat Smith den Doktor, doch jemand dorthin zu schicken und eine Anzahl von Sachen, über die er eine Liste beifügte, holen zu lassen.

Noch vor vierundzwanzig Stunden hätte der lange Schmidt über solchen Auftrag mißbilligend die Achseln gezuckt und ein abweisendes Gesicht aufgesetzt. Jetzt dachte er anders darüber. Natürlich mußte man dem Jungen seinen Wunsch erfüllen. Schnelligst sollte es ausgeführt werden. Eine kurze Weile überlegte Dr. Schmidt, wen er damit beauftragen sollte und

kam nach kurzem Überlegen zu dem Entschluß, daß keiner von allen denen, an die er dachte, dafür zuverlässig genug war. Er selber würde hingehen und das besorgen.

Freilich waren es gut 10 Kilometer bis dorthin. Aunderthalb bis zwei Tage würden für die Expedition draufgehen, aber das ließ sich nicht ändern. Dann mußte sich Dr. Wille eben solange um die Vermessungsarbeiten bei dem Stollenbau kümmern. Er dachte weiter nach, wen er zur Begleitung mitnehmen sollte. Ein paar Leute von den Flugschiffbesatzungen würde er dafür wohl bekommen können. Unangenehm blieb es, daß man kein Fahrzeug auf der Insel hatte. Einen Augenblick dachte er daran, den Professor um die Überlassung eines der Stratosphärenschiffe zu bitten. Aber ebenso schnell, wie die Idee ihm kam, verwarf er sie auch wieder, denn einen solchen Aufwand schien ihm die Sache doch nicht wert zu sein. Mit dem Entschluß, am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang aufzubrechen, legte Dr. Schmidt sich an diesem Abend zur Ruhe.

Ein Wiedersehen

Mr. Garrison saß bis über beide Ohren in der Arbeit, als ihm durch das Telefon Besuch gemeldet wurde.

„O'Brien? Kenne ich nicht. Jetzt keine Zeit“, knurrte er unwillig in das Mikrophon und wollte den Hörer wieder auflegen, als von der Anmeldung aus weiter gesprochen wurde.

„Der Gentleman sagt, daß er zur Südsee-Expedition gehört habe und noch Ansprüche an das Institut hätte.“

Ärgerlich wollte Garrison etwas erwidern, als ihm plötzlich ein Einfall kam. Ein Mann von der Südsee-Expedition? Der kam ihm im Augenblick gerade zupasse.

„So? Schicken Sie den Gentleman zu mir“, befahl er.

Kurz darauf stand O'Brien vor ihm; munter, sommer-sprossig und rothaarig wie sich's für einen Sohn der grünen Insel gehört.

„Hallo, Mr. Garrison!“ begrüßte er den Sekretär und schüttelte ihm die Hand, daß Garrison es bis in die Schulter verspürte. Der sah ihn prüfend an und erkannte ihn wieder.

„Sie waren mit uns in der Südsee“, eröffnete er die Unterhaltung.

„Jawohl, Mr. Garrison. Bin aber zurückgelassen worden. Könnte noch heute auf der vermaledeiten Insel sitzen, wenn mich die Deutschen nicht in ihrem Flugzeug mitgenommen hätten. Bin erst gestern wieder in den Staaten gelandet. Die Zeit bis dahin muß das Institut mir bezahlen.“

Patric D'Brien stellte diese Forderung, obwohl er sich klar darüber war, daß er nach den amerikanischen Gepflogenheiten wenig Aussicht auf ihre Erfüllung hatte. Zu seiner Vermundung lehnte Garrison nicht sofort ab, sondern sagte:

„Nun darüber wird sich vielleicht reden lassen. Was haben Sie jetzt vor, Mr. D'Brien?“

„Ich suche einen neuen Job, Mr. Garrison, bin verdammt abgebrannt in die Staaten zurückgekommen.“

„So, einen neuen Job? Hätten Sie Lust, wieder in die Dienste des Institutes zu treten?“

D'Brien verzog das Gesicht. „Weiß nicht recht, Sir. Hängt davon ab, wie sich das Institut zu meiner Forderung stellt.“

Garrison machte im Kopfe einen kurzen Überschlag. Der Betrag, den der Ire verlangen konnte, spielte bei den Summen, die der Sekretär zu verwalten hatte, keine Rolle. Andererseits lag ihm daran, den Mann für sein neues Unternehmen zu gewinnen, weil er besser als jeder andere auf der Südsee-Insel Bescheid mußte und dort auch bereits die Deutschen kennengelernt hatte.

„Schreiben Sie auf, was Sie glauben beanspruchen zu können“, entschied er, „wenn Sie wieder bei uns eintreten wollen, wird Ihnen der Betrag ausgezahlt werden.“

Das war mehr, als D'Brien zu erreichen gehofft hatte. Kurz entschlossen entschied er sich, von neuem Dienst bei dem Institut zu nehmen. Vergnügt steckte er die Zahlungsanweisung, die Garrison ihm sofort ausschrieb, in die Tasche. Etwas gedämpft wurde seine Laune, als er hörte, daß es schon am übernächsten Tage losgehen sollte, diesmal mit einem Flugzeug, aber wieder in die Südsee, von der er eigentlich reichlich genug hatte. — — —

Captain Dryden kreuzte sorglos durch die blaue Flut, ließ den lieben Gott einen guten Mann sein und freute sich, daß er

schon seit Tagen nichts mehr von dem Carnegie-Institut gehört hatte, dem er befehlsgemäß jeden Mittag seinen Standort funkte. Aus seiner behaglichen Ruhe wurde er aufgeschreckt, als in den Nachmittagsstunden in der Nähe Propellergeräusch aufklang. Ein großes seegehendes Flugschiff zog seine Kreise über der ‚Berenice‘ und ging dann nieder, um neben ihr zu wassern.

„Hat der verrückte Kerl by Jove ein Flugboot geschickt, um die paar Brocken abzuholen“, fluchte der Captain vor sich hin, während er an die Reling trat. Sein Erstaunen wurde noch größer, als er Mr. Garrison selber zu Gesicht bekam, der eben von der Flugzeugschwinge an Deck kletterte.

„Hallo, Sir, Sie geben uns persönlich die Ehre?“ begrüßte er den unversehens Besucher und hieß ihn an Bord der ‚Berenice‘ willkommen.

„Ich hatte sowieso in der Gegend hier zu tun, Captain, da war es ein Abmachen“, erwiderte Garrison, um weitere überflüssige Fragen Drydens abzubiegen und ging dann sofort auf sein Ziel los. „Wo haben Sie das Mineral, von dem Sie berichteten? Ich will es mitnehmen.“

Captain Dryden führte ihn in seine Kabine und zeigte ihm dort alles, was er von dem merkwürdigen Stoff besaß. Erst einmal die Brocken selbst, die sein Maschinist ihm gebracht hatte und dann jenes sonderbare Gebilde, das unter der Einwirkung des Wassers aus einem winzigen Stückchen davon entstanden war.

Vor einer Reihe von Tagen hatte Captain Dryden jenes Experiment gemacht, danach alles in den Schubladen seines Schreibtisches untergebracht und sich nicht weiter darum gekümmert. Damals hatte jener neue Stoff, der sich bei dem Zusatz von Wasser bildete, ungefähr wie ein etwas trüber Glasfluß ausgesehen und eine Härte gezeigt, an der die Messer-

Klinge des Captains stumpf wurde, aber inzwischen hatte er schon wieder eine Veränderung erfahren. Er war weiter aufgequollen und hatte derart an Umfang zugenommen, daß Captain Dryden Mühe hatte, die Schublade aufzubekommen, in der er dieses Stück aufbewahrte.

Er erkannte es kaum wieder, als er es jetzt herausholte. Das Glas, in dem die Substanz sich damals befand, war durch den Quelldruck zersprengt; seine Scherben lagen in der Schublade umher. Der Stoff selbst, auf etwa das Dreifache seines damaligen Volumens angewachsen, war undurchsichtig geworden und wies eine körnige Struktur auf. In seinem Aussehen ähnelte er jetzt einigermaßen einem groben Sandstein.

Kopfschüttelnd sah sich Garrison das Stück an. „Das stimmt nicht mit Ihrem Bericht überein“, meinte er mit einem leisen Vorwurf.

„Das sehe ich selber, Mr. Garrison“, verteidigte sich Captain Dryden. „Es hat inzwischen eine weitere Umwandlung stattgefunden. Mag der Teufel wissen, wie das zugeht? Vielleicht können Ihre Chemiker es Ihnen erklären.“

„Es hat hier immer in der Schublade gelegen?“ fragte Garrison, der selbst genug Chemiker war, um sich bestimmte Gedanken zu machen.

„Zawohl, Sir.“

„Hm, merkwürdig ... eigenartig ...“ Garrison schwieg, während er in Gedanken allerlei Theorien wälzte. Nur der Sauerstoff der Luft oder der Stickstoff konnten diese Veränderung bewirkt haben. Es würde seine Aufgabe sein, das später herauszubekommen und darüber einen Bericht für das Institut zu schreiben.

Während er noch seinen Gedanken nachging, hatte Captain Dryden aus einer anderen Lade ein Glas geholt und es mit Wasser gefüllt.

„Wir können den Versuch gleich noch einmal machen“, meinte er, und noch bevor Garrison ihn daran hindern konnte, hatte er ein Bröckchen von dem anderen Mineral in das Wasser geworfen.

„Meinetwegen denn“, gab Garrison seine Zustimmung, „aber die übrigen Stücke will ich so mitnehmen, wie sie sind.“

Er ließ sich in einem Sessel nieder, um den Vorgang zu beobachten, der sich genau in der gleichen Weise wie schon früher abspielte. Das Bröckchen löste sich in dem Wasser auf, und bald danach hielt er das mit einer festen, fast durchsichtigen Masse gefüllte Glas in der Hand.

„Ebenso sah der Stoff auch damals aus“, sagte der Captain. „Was inzwischen daraus geworden ist, sehen Sie hier“, er deutete auf den anderen sandsteinartigen Block.

„All right, Captain!“ Garrison sprang auf. „Packen Sie mir bitte das alles ein, damit ich es mitnehmen kann.“

„Und meine Unkosten, Sir?“ erlaubte sich Captain Dryden zu erinnern.

„Schreiben Sie mir alles auf, ich werde Ihnen den Betrag von USA. anweisen lassen. Beeilen Sie sich bitte, ich habe wenig Zeit.“

Eine halbe Stunde später erhob sich das Flugzeug, mit dem Mr. Garrison gekommen war, wieder vom Seespiegel ab, stieg auf und verschwand in südlicher Richtung, während die „Berenice“ ihren Kurs nach Norden gemächlich weiter verfolgte. — — —

Dr. Schmidt war in aller Herrgottsfrühe aufgebrochen. In seiner Begleitung befanden sich drei Mann von den Flugbootbesatzungen, die erfreut darüber waren, sich nach langer Zeit einmal wieder ordentlich die Beine vertreten zu können. Der Monteur Hagemann, das alte Faktotum Willes, befand sich unter ihnen. Außerdem hatte sich Georg Verhoff der Expedition angeschlossen. Obwohl Dr. Schmidt auf dessen Begleitung keinen besonderen Wert legte, hatte Verhoff alle Versuche, ihn ab-

zuwimmeln, einfach überhört und war jetzt zusammen mit den anderen am Ostufer der Insel auf dem Marsch nach Süden begriffen.

In Abwesenheit des langen Schmidt hatte Dr. Wille die Überwachung der Vermessungsarbeiten übernommen. Er betrieb seine Sache ebenso gründlich wie dieser. Bald steckte er in dem einen, bald in dem andern Stollen, bald wieder bei den Vermessungen über Tage. Darüber hinaus aber kümmerte er sich auch noch um etwas anderes, was Dr. Schmidt weniger interessiert hatte. Er besah sich sehr genau das geschlossene Gestein, das nach jeder Sprengung aus dem Schacht zutage gefördert wurde. Zwischen den gelblichen und gelegentlich rötlichen Felsbrocken fiel ihm ein tiefschwarzes pechartiges Mineral auf.

Dr. Wille ließ diese Stücke zusammentragen und von dem übrigen Fördergut getrennt aufschichten. Weiterhin gab er Auftrag, alles, was etwa noch von der gleichen Sorte zutage gebracht würde, ebenfalls dorthin zu bringen. Dann nahm er ein paar Stückchen davon mit in seinen Wohnraum, um sie zu untersuchen. Dabei fand er sehr schnell bestätigt, was er von Anfang an vermutet hatte. Das Mineral war ein hochwertiges Uranpecherz mit einem Gehalt von fast neunzig Prozent an Uranoxyden.

Im großen und ganzen war Dr. Wille in den Plan, den Professor Eggertth auf der Insel verfolgte, eingeweiht. Er wußte, daß es um etwas anderes und viel Größeres ging, als hier irgendwelche mehr oder minder wertvolle Erze zu entdecken. Trotzdem konnte er es sich nicht versagen, den Professor aufzusuchen und ihm seinen Fund zu zeigen, und war fast ein wenig enttäuscht, als der ziemlich interesselos darüber hinwegging.

„Schon gut, mein lieber Herr Doktor“, meinte Professor

Eggertth am Schlusse ihrer Unterredung, „was von dem Zeug beim Stollenvortrieb gewonnen wird, können Sie in Gottesnamen sammeln; in unseren Arbeiten wollen wir uns dadurch aber nicht aufhalten lassen. Es wäre verkehrt, wegen dieses Erzes auch nur einen einzigen überflüssigen Sprengschuß zu riskieren.“

Etwas verstimmt wollte Dr. Wille sich verabschieden, als Professor Eggertth, anscheinend schon wieder mit anderen Gedankengängen beschäftigt, ihm noch nachrief.

„Aber lassen Sie alles Erz, das Sie finden, recht sichtbar in der Nähe des Schachtes aufstapeln. Es könnte für gewisse Fälle nützlich sein.“

Dr. Wille brummte etwas von überflüssiger Geheimnistuerei vor sich hin, während er sich wieder zum Schacht begab, um nach den Vermessungsarbeiten zu sehen. — — —

Der Weg an der Ostseite der Insel am Ufer entlang hatte es, wie man so zu sagen pflegt, in sich. Unerbittlich brannte die Tropensonne auf die Wanderer hinab, und in dem nachgiebigen Sand marschierte es sich nicht eben bequem.

„Sie hätten besser getan, den Weg am Westufer zu wählen, Herr Doktor“, erlaubte sich Berkoff öfter als einmal zu bemerken.

Der lange Schmidt kniff die Lippen zusammen und würdigte ihn keiner Antwort. Unermüdet stetzte er mit langen steifen Schritten weiter, aber auch ihm wurde es in Sand und Sonne schließlich zu viel. Wenn auch widerstrebend willigte er ein, im Schatten des Waldes, der hier nahe an den Strand herankam, Raft zu machen, bis die schlimmste Mittagshitze vorüber war. Ausgeruht brach der kleine Trupp in den Nachmittagsstunden wieder auf und erreichte noch geraume Zeit vor Sonnenuntergang die Südspitze der Insel.

Das Ziel, das sich Dr. Schmidt gesetzt hatte, war nicht zu

verfehlen. Da erhob sich die überspringende Felswand. Unverkennbar waren die Überreste der unter ihrem Schutz angelegten Feuerstätte. Dicht daneben gähnte der Eingang zu der Höhle, die den beiden Versprengten der Carnegie-Expedition so lange als Obdach gedient hatte. Neugierig musterten die drei Leute von den Flugschiffbesatzungen, die mancherlei über die Abenteuer von Smith und O'Brien gehört hatten, die Spuren eines Robinson-Lebens, die sich hier ihren Blicken boten.

„Wir sollten ein Feuer anmachen und erst mal vernünftig abkochen“, meinte Verloff und fand bei den Flugschiffleuten lebhafteste Zustimmung für seinen Vorschlag.

„Wie denken Sie darüber, Herr Doktor?“ wandte er sich an Dr. Schmidt.

„Reinetwegen, Herr Verloff“, sagte der in seiner wortfargen Manier, ließ eine Taschenlampe aufleuchten und begab sich damit in die Höhle.

„Ungenießbar, wie gewöhnlich!“ murmelte Verloff vor sich hin und machte sich mit den anderen daran, Reisig zusammenzusuchen und auf der alten Feuerstelle aufzuschichten. Schon griff er nach Zündhölzern, um das dürre Holz in Brand zu setzen, als ein Geräusch aus der Luft her ihn aufhorchen ließ. Lauschend blieb er stehen. Immer stärker wurde dies Geräusch, deutlich ließ es sich jetzt bereits als Motorentaden und Propellerschwirren erkennen. Ein Flugzeug mußte in nächster Nähe sein. Was hatte das zu bedeuten? Georg Verloff wußte, daß in den nächsten Tagen von Deutschland kein Stratosphärenschiff zu erwarten war. Schickte Professor Eggert ihnen eins von den auf dem Nordstrand liegenden Schiffen nach?

War Gefahr im Anzuge? War bei den Stollenarbeiten am Nordufer irgend etwas verquer gegangen? Rechnete der Professor mit einem neuen Ausbruch des Vulkans? Hatte er ein Schiff entsandt, um sie in Sicherheit zu bringen? Während

Verloff noch hin und her überlegte, entdeckten seine Augen das Flugzeug. Es kam direkt von Süden her; mit jeder Minute hob es sich deutlicher vom Tiefblau des Himmels ab. Noch wunderte sich Verloff darüber, daß es verhältnismäßig tief flog, als er auch schon Einzelheiten zu erkennen vermochte. Diese Maschine gehörte nicht zu der deutschen Stratosphärenflotte.

Er winkte Hagemann zu sich hin, fragte ihn. „Was halten Sie von der Kiste da?“

„Scheint mir ein Amerikaner zu sein“, erwiderte Hagemann nach kurzem Hinschauen. Verloff nickte. „Ganz meine Meinung, Hagemann. Möchte wissen, was der Yankee hier bei uns zu suchen hat?“

Hagemann rümpfte die Nase und schnitt ein Gesicht. „Schnüffeln natürlich, Herr Verloff, was die Yankees immer bei uns gewollt haben.“

Hagemann hatte offenbar die Erfahrungen, die er bei früheren Gelegenheiten mit Amerikanern machen mußte, noch nicht vergessen. Immer näher war inzwischen das Flugzeug herangekommen, und immer tiefer war es gegangen. Jetzt berührte sein Rumpf eben 300 Meter vom Ufer entfernt die Seefläche. Einen kurzen Augenblick schäumte eine Welle vor seinem Bug auf, dann war seine Geschwindigkeit abgebremst, mit schwachlaufenden Propellern trieb es langsam auf die Küste zu.

Aus einem instinktiven Gefühl heraus hatte sich Verloff mit seinen Begleitern während der letzten Minuten so hinter einem Gebüsch gehalten, daß sie von dem fremden Flugzeug aus nicht gesehen werden konnten. Mit einem schnellen Fußstoß warf er jetzt den vor kurzem aufgebauten Holzstoß wieder auseinander und verschwand, die anderen hinter sich herziehend, in der Höhle.

Am Eingang prallte er mit dem langen Schmidt zusammen, der gerade mit der Durchsuchung der Höhle fertig war und ins

Freie wollte. Nur widerwillig ließ der Doktor sich in die Höhle zurückdrängen und wollte aufbegehren, als Verloff ihm zurief:

„Ein amerikanisches Flugzeug hat eben gewassert. Wir wollen uns vorläufig nicht zeigen, sondern erst abwarten, was es vorhat.“

Das war aber durchaus nicht nach dem Geschmack von Dr. Schmidt. „Was bilden die Amerikaner sich ein?“ brauste er auf. „Wenn sie auf unserer Insel landen wollen, haben sie sich an unsere Vorschriften zu halten. Eine Landung ist nur am Nordufer gestattet, wo sich die Regierungsvertretung befindet ...“

„Wissen wir ja, Herr Ministerialrat“, versuchte ihn Verloff zu beruhigen.

„Aber die Yankee's scheinen es nicht zu wissen“, fuhr Dr. Schmidt dazwischen.

„Sie werden's wohl auch wissen“, sprach Verloff weiter. „Wenn sie trotzdem an einer Stelle landen, wo sie sich un beobachtet glauben, werden sie ihre Gründe dafür haben. Ich halte es für einen guten Zufall, daß wir gerade hier sind und ihnen auf die Finger gucken können.“

Erst nach einigem Hin und Her ließ Dr. Schmidt sich davon überzeugen, daß der Vorschlag Verloffs doch Hand und Fuß hatte. Zusammen mit den anderen wartete er im Hintergrund der Höhle ab, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

— — —
Hagemann hatte mit seiner Vermutung, daß die Yankee's gekommen waren, um zu schnüffeln, so ziemlich ins Schwarze getroffen. James Garrison hatte das dringende Verlangen, noch etwas Näheres über das Vorkommen jenes eigentümlichen Minerals zu erfahren und womöglich auch noch weitere Proben davon in seinen Besitz zu bringen. Deshalb hatte er nach dem Verlassen der ‚Berenice‘ den Kurs auf die Insel gesetzt. Daß er aber nicht die Nordküste anflug, obwohl er doch von Norden

her kam, sondern die Insel in einem weiten Bogen umging und zunächst die Südspitze ansteuerte, hatte eine verhältnismäßig harmlose Ursache. Als nämlich Mr. O'Brien hörte, daß der Flug zur Insel ging, hatte er James Garrison genau den gleichen Wunsch geäußert, den Smith brieflich Dr. Schmidt gegenüber zum Ausdruck brachte. Auch er wollte sich gern verschiedene Sachen, die er damals in der Wohnhöhle zurückgelassen hatte, wieder holen.

Einem anderen hätte Garrison den Wunsch wohl abgeschlagen. Mit O'Brien war es etwas anderes. Der wußte ... das hatte Mr. Garrison sehr bald herausgefunden ... doch mancherlei nicht Unwichtiges über das Tun und Treiben der Deutschen auf der Insel. Aber Patric O'Brien war ein irischer Starrkopf und nicht immer geneigt, Fragen, die Garrison stellte, rückhaltlos zu beantworten. Wenn der Amerikaner möglichst viel erfahren wollte, mußte er ihn bei guter Laune erhalten, und aus diesem Grunde war er bereit gewesen, dessen Bitte zu erfüllen. Die Früchte seines Entgegenkommens konnte Mr. Garrison bereits während des Fluges zu der Insel hin ernten. Nicht nur, daß der Ire ihm jetzt manche Frage beantwortete, der er vorher ausgewichen war, er erzählte dem aufhorchenden Garrison darüber hinaus auch noch Dinge, von denen der bisher keine Ahnung gehabt hatte.

Von einer mächtigen Eiskugel berichtete er, welche die Mannschaft eines zweiten Stratosphärenschiffes vor dem letzten Vulkanausbruch auf der Wiese am Nordstrand aufgebaut hatte; von einer großen Leinwandplane, von Wasserrohren und noch manchem anderen. Die Erzählung war ein wenig verworren, denn schließlich war Mr. O'Brien nur ein einfacher Motorschlosser. Aber bei dem Physiker Garrison rief sie doch gewisse Vorstellungen und Ideenverbindung hervor, die von dem wirklich Geschehenen nicht allzu weit entfernt waren. — — —

Vom Dunklen her kann man gut beobachten, was im Hellen geschieht. Von ihrem Standort in der Höhle aus sahen Dr. Schmidt und Verkoff wie ein leichtes Metallboot von dem fremden Flugzeug abstieß und sich dem Ufer näherte. Jetzt hatte es den Strand erreicht. Zwei Männer sprangen an Land, zogen es ein Stückchen auf den Sand hinauf und gingen dann in der Richtung auf die Höhle weiter. Als sie die Rasenfläche erreichten, blieb der eine ein wenig zurück, während der andere mit schnellen Schritten vorauseilte. Dr. Schmidt kniff die Augen zusammen, um schärfer zu sehen.

„Täuschen mich meine Augen oder sehe ich recht?“ flüsterte er Verkoff zu. „Das ist doch kein anderer als der Ire, der D'Brien, den wir kürzlich nach Deutschland mitgenommen haben . . . was fehlt Ihnen, Herr Verkoff?“

Er versuchte seinen Arm frei zu machen, den Verkoff plötzlich mit einem festen Griff umklammerte. „Was haben Sie denn?“

„Sehen Sie den andern, Herr Dr. Schmidt? Kennen Sie ihn nicht wieder? Das ist doch unser alter Bekannter von der Antarktis her. Na, das kann ja ein munteres Wiedersehen geben.“

Dr. Schmidt fand nicht mehr Zeit zu antworten, denn in diesem Augenblick hatte D'Brien den Eingang der Höhle erreicht. Auch er hatte sich mit einer elektrischen Lampe versehen, die er beim Eintreten aufleuchten ließ.

„Ah, Mr. D'Brien persönlich. Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?“ begrüßte ihn Georg Verkoff. Einen kurzen Moment stutzte der Ire, als er im Lichtkegel seiner Lampe plötzlich fünf Menschen vor sich erblickte, aber er fand seine Fassung schnell wieder.

„Ich bin hierhergekommen, um mir mein Eigentum zu holen“, antwortete der so seelenruhig, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre, daß jemand von den Staaten

eine Reise bis in die Südsee unternimmt, um sich ein paar verhältnismäßig wertlose Gebrauchsgegenstände zu holen.

„So?! Deswegen sind Sie hier, Mr. D'Brien?“ mischte sich Dr. Schmidt ein. „Ich habe gerade den Kram für Ihren Freund Smith zusammengepackt. Der Rest hier . . .“, auch Dr. Schmidt setzte seine Lampe in Betrieb und leuchtete damit in einen Winkel, „dürfte wohl Ihnen gehören.“

„All right, Doc!“ sagte D'Brien und machte sich daran, das wenige, was dort noch lag, zusammenzupacken. —

Inzwischen war auch James Garrison bis zu der Felswand gekommen. Eine kurze Zeit blieb er an der Feuerstelle stehen und betrachtete nachdenklich das auseinandergeworfene Reisnerholz.

„Merkwürdige Sache“, brummte Verkoff vor sich hin, „die Insel scheint auf alle, die einmal hier waren, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben. Auch unsern Freund Garrison treibt's wieder hierher. Na, wir wollen den Mister mal begrüßen.“

Garrison fuhr zusammen, als er unversehens einen leichten Schlag auf die Schulter bekam. Als er sich umwandte, schaute er in das Gesicht Verkoffs.

„Was, Mr. Garrison“, sagte Verkoff lachend, „das ist eine Überraschung, daß wir uns nach so langer Zeit gerade auf diesem Inselchen treffen müssen.“

Garrison schnappte nach Luft. Er verstand die Anspielung, die in diesen Worten lag, recht wohl. Auch jetzt noch stieg ihm bei der Erinnerung an den Streich, den Verkoff seinerzeit Bolton und ihm gespielt hatte, das Blut in die Stirn, aber er war entschlossen, sich nichts anmerken zu lassen.

„Ich hörte, daß Sie nicht mehr an der Sternwarte in Pasadena sind“, fuhr Verkoff fort. „Hoffentlich ist Ihnen inzwischen alles nach Wunsch gegangen?“

„Danke, Sir“, erwiderte Garrison kühl. „Wenn es Sie interessiert, ich bin gegenwärtig der Sekretär des Carnegie-Institutes in Minneapolis.“

Verkoff machte eine Verbeugung, von der sich schwer sagen ließ, ob sie ernst oder ironisch gemeint war.

„Meinen Glückwunsch, Mr. Garrison. Ich glaube, das ist ein feiner Job. Darf ich nebenbei erfahren, was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„Ein Mitglied unserer Südsee-Expedition hatte hier einige Sachen zurückgelassen“, begann Garrison zögernd.

„Lüg du und der Teibell!“ dachte Verkoff bei sich. „Ich verstehe, Mr. Garrison, Sie sind gekommen, um die zu holen“, fuhr er laut fort. Das Dazwischentreten von Dr. Schmidt entzoh den Amerikaner der Notwendigkeit, Verkoff zu antworten. Noch um ein beträchtliches steifer und gravitätischer als sonst trat Dr. Schmidt auf Garrison zu.

„Ist es Ihnen bekannt, Mr. Garrison“, begann er ohne jede weitere Einleitung, „daß Sie sich hier auf deutschem Gebiet befinden?“

„Yes, Mr. Doktor“, sagte Garrison und machte einen Versuch, ihm die Hand zu schütteln. Der lange Schmidt zog seine Rechte ostentativ zurück.

„Ministerialrat Dr. Schmidt, wenn ich bitten darf, Mr. Garrison“, sagte er mit einer hölzernen Verbeugung.

„Oh, ich gratuliere Ihnen zu dem schönen Titel“, sagte Garrison, der nicht recht wußte, was er aus dem Doktor machen sollte.

„Ich spreche als Vertreter der deutschen Regierung zu Ihnen“, fuhr Schmidt fort.

„All right, Sir“, sagte Garrison, gespannt, was nun weiter kommen würde, und das kam sehr schnell.

„Ist Ihnen bekannt, Mr. Garrison, daß fremden Schiffen

und Flugzeugen nur die Landung an der Nordküste erlaubt ist?“ fragte Dr. Schmidt weiter.

Garrison zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht, Sir, daß der südliche Teil Ihrer Kolonie Schaden erleidet, wenn wir uns hier ein paar Dinge, die unser Eigentum sind, abholen. Im übrigen werden wir sofort wieder starten.“

Dr. Schmidt fing an, sich zu ärgern. Er ärgerte sich, weil der Amerikaner ihm geflissentlich seinen Titel vorenthielt. Er erboste sich über die Art und Weise, wie der Yankee das Wort ‚Kolonie‘ aussprach, und er war schließlich wütend darüber, daß er ihm innerlich recht geben mußte. Aber der lange Schmidt konnte bei Gelegenheiten störrisch wie ein Waldfeser sein.

„Sie haben gegen unsere Bestimmungen verstoßen, Mr. Garrison“, fuhr er in höchstamtlichem Ton fort. „Ich erkläre hiermit Ihr Flugzeug für beschlagnahmt. Sie werden es nach dem Nordufer zu bringen haben, wo wir den Fall weiter untersuchen werden.“

Bisher hatte Georg Verkoff aus kurzer Entfernung dem Gespräch zugehört. Jetzt zog er sich zurück und winkte zwei von den Werkleuten, ihm zu folgen. Hinter einem Gebüsch ein kurzes Raunen und Flüstern zwischen den dreien. Die beiden Werkleute griffen nach ein paar Kästen, die sie mitgebracht hatten und folgten Verkoff, bis sie hinter einer Felsedeckelung aus der Sicht von Schmidt und Garrison waren.

Ein Antennendraht wurde dort in eine Baumkrone geworfen. Die Kästen wurden geöffnet. Es wurde an ihnen geschaltet, Abstimmknöpfe wurden gedreht, und dann hatte Verkoff eine Funkverbindung mit Lorenzen an der Nordküste und ließ sich seinen Freund Hein Eggerth rufen. Was nun von den beiden ins Mikrophon gesprochen wurde, das war inhaltsreich, aber nur kurz.

Nach knapp drei Minuten erschien Verkoff wieder auf der

Bildfläche, um sich den Disput zwischen Garrison und Dr. Schmidt weiter mit anzuhören.

„Protestieren können Sie drüben am Nordufer, Mr. Garrison“, erklärte der lange Schmidt eben apodiktisch. „Vorläufig bleibt Ihr Flugzeug beschlagnahmt, und Sie werden es dorthin bringen.“

„Ich weigere mich, Sir! Vergessen Sie nicht, daß Sie es mit einem amerikanischen Bürger zu tun haben“, brauste Garrison auf.

„Ich werde Ihnen eine Prisenmannschaft an Bord geben, damit Sie auch sicher hinkommen“, fuhr Schmidt unbeirrt fort.

„Unmöglich, Sir“, wehrte sich Garrison. „Mein Flugzeug kann höchstens noch eine Person an Bord nehmen. Mehr vermag es nicht zu tragen.“

„Dann werde ich Ihnen eine Person mitgeben. Den Anweisungen dieser Persönlichkeit haben Sie bis zu Ihrer Landung am Nordufer Folge zu leisten.“ Dr. Schmidt sah in seinem Eifer das hämische Lächeln nicht, das bei seinen Worten über Garrisons Züge lief, aber Verkoff bemerkte es. Noch einmal hatte er mit seinen beiden Werkleuten hinter dem Gebüsch etwas zu flüstern, dann trat er wieder zu Schmidt und Garrison.

„Herr Verkoff“, wandte sich der Doktor an ihn, „Sie werden als Regierungsbeauftragter Mr. Garrison zur Nordküste begleiten. Bis zur Landung dort steht das amerikanische Flugzeug unter Ihrem Kommando. Die Besatzung ist verpflichtet, Ihren Anweisungen ohne Widerrede Folge zu leisten.“

„Sehr wohl, Herr Ministerialrat“, sagte Verkoff und betonte den Amtstitel des Doktors dabei derartig, daß Garrison sich im stillen darüber wunderte.

„Gehen Sie jetzt an Bord und starten Sie! Ich werde mit den anderen Leuten wieder zu Fuß zurückkehren“, schloß Dr. Schmidt die Verhandlung.

„Na, denn man tau, Mister.“ Verkoff sagte es mehr zu sich als zu Garrison und ging von dem Amerikaner und von D'Brien gefolgt zum Ufer hinab. Sie machten das Boot klar und legten wenige Minuten später bei dem Flugzeug an. An der Seite von Garrison betrat Verkoff die Kabine. Garrison deutete mit einer einladenden Bewegung auf einen Sessel.

„Nehmen Sie bitte Platz, Mr. Verkoff. Darf ich Ihnen eine Erfrischung bringen lassen?“

Verkoff nickte. „Wenn Sie einen Whisky-Soda an Bord haben, wäre ich nicht abgeneigt, Mr. Garrison.“

Während ein Mann der Besatzung das Gewünschte auf den Tisch stellte, startete die Maschine bereits. Eine kurze Zeit jagte ihr Rumpf noch über die Wasserfläche dahin, dann hob er sich von ihr ab und stieg in die Luft.

„Auf Ihr Wohl, Mr. Garrison“, prostete Verkoff dem Amerikaner zu und nahm einen Schluck aus seinem Glase.

„Auf Ihr Wohl, Mr. Verkoff“, tat ihm Garrison Bescheid. „Ich freue mich, daß ich heut die Gastfreundschaft erwidern kann, die ich vor Jahren einmal in der Gegend hier an Bord von ‚St 8‘ von Ihrer Seite genießen durfte.“

Verkoff stellte sein Glas auf die Tischplatte und warf Garrison einen prüfenden Blick zu. Was hatte der im Sinn, daß er jetzt auf diese alte Geschichte zurückkam? Bisher hatten sie es doch wie in einem stillen Einvernehmen stets vermieden, davon zu sprechen, obwohl sie inzwischen öfter als einmal zusammengekommen waren.

„Ja, mein lieber Herr Verkoff“, Garrison lehnte sich bequem in seinen Sessel zurück, „die Rollen sind heute vertauscht, damals hatten Sie mich an Bord, heut sind Sie in meinem Flugzeug . . .“ Garrison brach ab und blickte nachdenklich in sein Glas.

Der lächerliche Kerl, dieser lange Doktor, hatte ihm befohlen, an der Nordküste zu landen. An und für sich lag das durchaus

in seinem Plan. O'Brien hatte bereits genaue Instruktionen von ihm bekommen, nach was für Mineralien er sich dort umsehen sollte, während er, Garrison, bei Professor Eggerth und Dr. Wille einen Besuch machte. Aber jetzt kam ihm eine andere Idee. Damals hatten Hein Eggerth und Verhoff ihn und seinen Kumpan Volton mit „St 8“ in die Südsee verschleppt und auf einer einsamen Insel abgesetzt. Jetzt bot sich die Gelegenheit zur Revanche. Nach seiner Erinnerung gab es einige hundert Kilometer südlich verschiedene unbewohnte Atolle, kleine Koralleninseln, die mit Süßwasser und einigen Kokospalmen Lebensmöglichkeit für einen einzelnen Menschen boten . . .

„Entschuldigen Sie mich für einen Augenblick, Mr. Verhoff.“ Er stand auf und begab sich in den Pilotenraum. Soweit sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sprang auch Verhoff auf, schaute abwechselnd durch die Fenster an Steuer- und an Backbord und blickte suchend zum Himmel empor. Befriedigt kehrte er auf seinen Platz zurück, nachdem er in dem wolkenlosen Blau des Firmamentes einen winzigen schimmernden Punkt entdeckt hatte.

Bisher hatte das amerikanische Flugzeug einen Kurs Nordost zu Nord verfolgt. Durch die Backbordfenster leuchtete die bereits tief am Horizont stehende Sonne hinein. Jetzt begann der Sonnenball am Himmel zu wandern, bis er nach kurzer Zeit die Scheiben der Steuerbordfenster anstrahlte. Verhoff pfiiff durch die Zähne, als er die Wandlung bemerkte, und dann kam Mr. Garrison zurück.

Nach wie vor versuchte er den lebenswürdigen Wirt zu spielen, obwohl eine gewisse Zerstretheit an ihm unverkennbar war. Der ehrenwerte Sekretär des Carnegie-Instituts befand sich in einem Zwiespalt. Einerseits malte er sich schon die kommende Szene aus. In allen Einzelheiten stellte er sich vor, wie seine Leute diesen Burschen, der ihm damals den Streich

gespielt hatte, dicht bei einem Atoll einfach über Bord in das flache Wasser werfen würden. Andererseits war er sich klar darüber, daß er sich damit die Möglichkeit, jemals wieder die deutsche Insel zu besuchen, ein für allemal verschüttete. Während er noch von Zweifeln hin- und hergerissen vor sich hingrübelte, klang die Stimme Verhoffs an sein Ohr.

„Mr. Garrison, Sie haben Befehl, nach dem Nordstrand zu gehen. Ich kann es nicht dulden, daß Sie den Kurs nach Süden setzen.“

Die Miene Garrisons änderte sich. „Sie vergessen, Mr. Verhoff, daß Sie sich an Bord eines amerikanischen Flugzeuges und außerhalb der deutschen Hoheitsgrenze befinden“, sagte er schroff. „Hier gilt nur mein Befehl.“

„Ich kann es nicht dulden, Mr. Garrison“, wiederholte Verhoff seine letzten Worte, während er wieder durch das Fenster hinausbläkte.

„Dann dulden Sie es meinetwegen nicht“, knurrte Garrison bissig. Verhoff erhob sich und ging zu einem der Fenster an Backbord. Er machte sich an dem Verschuß zu schaffen und öffnete es. Dann griff er in die Tasche, zog ein in grellen Farben gemustertes Taschentuch heraus und winkte damit ins Freie.

„Was treiben Sie da, Mr. Verhoff?“ Auch Garrison war aufgesprungen und eilte zu dem offenen Fenster. Er griff nach Verhoffs Arm, wollte ihn zurückreißen und blieb wie erstarrt stehen. Nur seine Augen bewegten sich und folgten dem, was sie soeben erblickt hatten.

Ein Stratosphärenschiff war es von der deutschen Luftflotte an der Nordküste. Eine mächtige Maschine, der gegenüber das amerikanische Flugzeug fast winzig erscheinen mußte. Nur wenig höher als dieses kam das deutsche Schiff von Norden herangebraust, und nur wenige hundert Meter war es noch hinter ihm.

Während Garrisons Blicke an dem schimmernden Bau hingen,

schaute er noch etwas anderes, das ihn erblaffen ließ. Aus der Unterseite des Rumpfes reckten sich plötzlich vier lange Greiferarme heraus; beweglich wie die Glieder eines lebendigen Wesens krümmten sie sich wie tastend hin und her, als suchten sie ein Opfer, das sie packen wollten. Unwillkürlich kam dem Amerikaner das Bild eines großen Raubvogels in den Sinn, der eine Taube verfolgt und schon die Krallen bewegt, um sie zu schlagen. Trotzdem ein schneidender Luftzug durch das geöffnete Fenster hineindrang, spürte er Schweißperlen auf seiner Stirn. Wie aus weiter Ferne vernahm er die Stimme Verkoffs.

„Wollen Sie den Kurs nach Norden setzen lassen, Mr. Garrison oder . . .“

„Oder, Herr Verkoff?“

„Sie werden von ‚St 25‘ auf Nordkurs gesetzt werden.“

Das deutsche Schiff war nicht mehr zu sehen. Es mußte sich bereits direkt über der amerikanischen Maschine befinden.

„Sie haben noch zwei Minuten Zeit, Mr. Garrison, um freiwillig zu wenden“, sagte Verkoff mit einem Blick auf die Uhr.

„Das ist Vergewaltigung! Das grenzt an Luftpiraterie!“ beehrte Garrison noch einmal auf.

„Ich empfehle Ihnen dringend, Befehl zum Wenden zu geben“, unterbrach ihn Verkoff, ohne den Blick vom Zifferblatt seiner Uhr zu lassen.

„Ich protestiere dagegen“, keuchte Garrison heiser vor Erregung. „Ich warne Sie, Herr Verkoff! Die Folgen für Sie werden sehr ernste . . .“ Er brachte den Satz nicht zu Ende. Das Flugzeug bekam einen plötzlichen Ruck, der ihn zwang, sich am Fensterrahmen festzuhalten. Der Adler hatte die Taube geschlagen. Von außen her kam ein Geräusch, wie wenn Metall auf Metall klirrt. Die vier Greifer von ‚St 25‘ hatten den Rumpf der amerikanischen Maschine gefaßt und hielten ihn mit unwiderstehlicher Kraft fest.

Schon begann sich die Sonne wieder am Horizont zu bewegen. Eben noch fielen ihre Strahlen von der Steuerbordsseite in den Raum, jetzt leuchtete sie schon wieder von der anderen Seite her. Und dann wurde die Tür vom Steuerraum aufgerissen. Erschreckt, verwirrt, fassungslos erschien der Pilot in ihrem Rahmen, wollte etwas sagen, wollte etwas fragen, brachte nur unzusammenhängende Worte hervor und bekam keine Antwort. James Garrison hatte sich in seinen Sessel fallen lassen, sein Oberkörper lag über die Tischplatte gebeugt, seinen Kopf verbarg er in den Händen. Der Pilot wollte zu ihm gehen, als Verkoff ihm entgegentrat.

„Geht alles in Ordnung, Sir“, sagte Verkoff. „Setzen Sie Ihre Motoren still; ‚St 25‘ bringt Sie zum Nordufer.“ — — —

In dem Amtshaus am Nordufer saßen Professor Eggerth und Dr. Wille zusammen. Den Stoff für ihre Besprechung gaben die Funkprüche ab, die Lorenzen vor kurzem von der Südspitze her empfangen hatte.

„Es ist töricht von Dr. Schmidt!“ sagte der Professor verdrießlich, während er ein Depeschenblatt auf den Tisch warf, „warum hat er die Yankee nicht einfach wieder ablaufen lassen? Dann wären wir sie jetzt los. So kann es noch unnötige Schereereien geben.“

Dr. Wille zuckte die Achseln.

„Der gute Schmidt ist manchmal unberechenbar“, erwiderte er zögernd. „Mag der Himmel wissen, was er sich dabei gedacht hat? Nun, wir werden es ja hören, wenn er zurückkommt.“

In diesem Augenblick kam ein Bote von Lorenzen und legte einen neuen Funkpruch vor Professor Eggerth hin. Der las ihn und krauste die Stirn.

„Da haben wir die Geschichte, Herr Dr. Wille. ‚St 25‘ hat die andere Maschine mit ihren Greifern gefaßt und bringt sie zwangsweise hierher.“

„Oh, Herr Professor“, Dr. Wille griff nach der Depesche, „mußte das sein?“

„Leider, Herr Doktor. Es ist genau so gekommen, wie ich es gefürchtet habe. Die Amerikaner haben natürlich versucht, sich nach Süden zu verdrücken und unsern Verloß Gott weiß wohin zu entführen. Das durfte selbstverständlich nicht sein; ‚St 25‘ mußte einschreiten, aber wir können Mr. Garrison in etwa zehn Minuten hier erwarten und wissen nicht genau, was Dr. Schmidt eigentlich mit ihm vorgehabt hat. Keine sehr erfreuliche Situation für uns, Herr Doktor.“

Jetzt wurde es auch Dr. Wille unbehaglich zumute. „Zwischenfälle mit anderen Staaten sind zum mindesten überflüssig, um nicht zu sagen unerwünscht“, meinte er. „Wie sollen wir uns zu dem Fall stellen, Herr Professor?“

Professor Eggertth blickte durch das nach Westen gehende Fenster. Die Sonne stand bereits dicht über dem Horizont; in wenigen Minuten würde sie ihn berühren, und kurz darauf würde die Tropennacht anbrechen.

„Ich denke, Herr Dr. Schmidt wird an der Südspitze, vielleicht in der Wohnhöhle unserer Freunde Smith und O'Brien übernachten, und sich erst morgen früh auf den Heimweg machen. Ja, das ist ganz gut so, Herr Dr. Wille, auf die Weise kann er unser Konzept nicht verderben. Ich schlage vor, daß wir Mr. Garrison freundschaftlich empfangen und das Ganze als ein bedauerliches Mißverständnis hinstellen . . .“

In Dr. Wille begann sich der Reichskommissar zu regen. „Etwa eine offizielle Entschuldigung, Herr Professor? Ich glaube, daß dafür keine Veranlassung vorliegt. Der Amerikaner hat gegen unsere Bestimmungen verstoßen, darin muß ich Herrn Dr. Schmidt recht geben.“

„Keine Entschuldigung“, beruhigte ihn der Professor, „am wenigsten eine offizielle. Mr. Garrison hat bestimmt kein ganz

reines Gewissen; er wird zufrieden sein, wenn wir die Sache bei einem Glase Wein durch ein Gentlemen-Agreement aus der Welt schaffen.“

„Sehr gut, Herr Professor“, pflichtete ihm Dr. Wille bei, „es wäre mir angenehm, wenn Sie das mit Mr. Garrison so erledigen wollten, daß ich amtlich nichts damit zu tun bekomme.“

„Gern, Herr Doktor. Ich denke, das werden wir schnell ins Lot bringen. Bedenklicher bleibt der andere Umstand, daß wir den Amerikaner und seine Leute dann aber hier haben. Sie wissen ebensogut wie ich, daß Mr. Garrison reichlich neugierig ist. Wir müssen Sorge tragen, daß er uns nicht in die Karten guckt.“

„Das wird nicht ganz einfach sein“, meinte Dr. Wille zweifelnd. „Wenn wir ihn als unsern Gast behandeln, können wir ihm nicht ständig einen Aufpasser zur Seite geben.“

Professor Eggertth lächelte. „Haben Sie noch viel von dem Uranerz gefunden?“ fragte er unvermittelt. Dr. Wille nickte.

„Oh ja, etwa anderthalb bis zwei Kubikmeter sind noch hinzugekommen. Dieser schwarze Stapel ist recht augenfällig. Mr. Garrison wird ihn bestimmt nicht übersehen, wenn wir ihn nicht noch schnell verdecken.“

Professor Eggertth schüttelte energisch den Kopf. „Aber nein, Herr Doktor! Er soll ihn sehen; er soll daran schnuppern, am liebsten wäre mir's, wenn er uns einiges davon wegeskamotierte.“

Dr. Wille machte ein bedenkliches Gesicht. „Ich weiß nicht recht, Herr Professor. Es handelt sich um ein außergewöhnlich hochwertiges Uranerz. Die Leute in USA. könnten danach Appetit auf unsere Insel bekommen. Ich deutete Ihnen bereits an, daß uns auswärtige Verwicklungen gerade jetzt unerwünscht sind.“

Professor Eggertth lachte. „Nur für die nächsten acht Tage

noch, Herr Dr. Wille, und so schnell werden keine Verwicklungen kommen, nachher . . .“

„Ja, nachher, Herr Professor? . . .“ fiel Dr. Wille fragend ein.

„Nachher, Herr Doktor . . . um einmal ein amerikanisches Sprichwort auf die Vankees anzuwenden . . . wird Mr. Garrison merken, daß der Hund unter einem falschen Baum gebellt hat.“

Das dumpfe Dröhnen der Hubschrauben von ‚St 25‘ drang in den Raum. Gefolgt von Wille eilte Professor Eggerth ins Freie. Langsam kam ‚St 25‘ heran. Dicht über dem Boden schwebte der mächtige Kumpf dahin. Zentimeter um Zentimeter sank er tiefer. Die Greifer des Stratosphärenschiffes streckten sich nach unten und gingen auseinander, während seine Hubmotoren von neuem aufbrüllten. Frei lag das amerikanische Flugboot auf dem Rasen, während ‚St 25‘ sich zu seinem Liegeplatz hin bewegte. — — —

Die kurze Dämmerung ging inzwischen in das Dunkel einer mondlosen Tropennacht über, doch schon flammten auf hohen Masten die starken Lampen auf und übergossen das Gelände vom Schachtbau bis zu den Stratosphärenschiffen hin mit einer verschwenderischen Lichtfülle. Eine Tür des amerikanischen Flugbootes wurde geöffnet. Als erster sprang Verloff auf den Rasen und eilte dem Professor und Dr. Wille entgegen.

„Mr. Garrison ist auf Höchstspannung geladen“, flüsterte er dem Professor zu. „Vorsicht bitte, damit er nicht explodiert.“

Professor Eggerth gab Wille einen Wink zurückzubleiben und ging allein weiter. Er kam eben zurecht, um Garrison beim Verlassen seiner Maschine behilflich zu sein. Der Amerikaner hätte gern darauf verzichtet, aber er kam ins Stolpern und wäre gefallen, wenn Professor Eggerth nicht mit kräftiger Hand zugegriffen hätte, und nachdem Garrison diese Hand einmal in der seinen hielt, mußte er auch wohl oder übel den Händedruck erwidern, mit dem ihn der Professor begrüßte.

So war das erste Eis gebrochen; zwar versuchte der Amerikaner, während er an Professor Eggerths Seite auf das Regierungsgebäude zuschritt, es zunächst noch, sich über Zwang und Gewalt zu beklagen, aber er gab es schnell auf, als der Deutsche ihn bat, dies Mißverständnis auf sich beruhen zu lassen und sich hier als ein willkommener Gast zu betrachten. Dr. Wille und Verloff, die ein paar Duzend Schritte zur Seite standen, konnten mit Befriedigung beobachten, wie die gereizte Stimmung des Amerikaners sich zusehends besserte.

„Das hat unser Professor mal wieder großartig gemacht, Herr Doktor“, meinte Verloff anerkennend. „Untermwegs habe ich ein paarmal gedacht, der Yankee wollte mich fressen, und jetzt plaudert er ganz gemütlich.“

„Ich denke, er wird noch gemütlicher werden, wenn wir erst zusammen beim Essen sitzen“, sagte Wille.

„Halten Sie es für richtig, daß ich mit dabei bin?“ fragte Verloff.

„Selbstverständlich, mein lieber Verloff. Sie haben ihm ja nichts getan. Nur unseren Freund Hein Eggerth, der ihn mit ‚St 25‘ in die Krallen genommen hat, wollen wir lieber im Hintergrund halten.“ — — —

Zu viert saßen sie in dem behaglichen Speiseraum um den runden Tisch. Das Essen war gut, der Wein über jedes Lob erhaben, und bald waren Dr. Wille und Mr. Garrison in ein Gespräch verwickelt, das sich in der Hauptsache um mineralogische und geologische Dinge drehte.

„Sie sitzen hier auf einem etwas gefährlichen Boden, Herr Doktor“, sagte Garrison, während er sein leeres Glas auf den Tisch zurückstellte.

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Mr. Garrison. Unsere alte Erde scheint gerade hier noch nicht ganz zur Ruhe gekommen

zu sein", erwiderte Dr. Wille. „Aber . . .“, er zügte die Achseln, „es hat seine Nachteile, aber auch seine Vorzüge.“

„Wieso Vorzüge?“ fragte Garrison neugierig. Dr. Wille nahm erst einen Schluck aus seinem Glase, bevor er zu einem kleinen Vortrag ansetzte. „Der Vulkanismus, Mr. Garrison, so un- bequem er auch gelegentlich werden kann, bringt doch aus den Eingeweiden der Erde Minerale und Erze zutage, die uns sonst stets unerreichbar bleiben würden . . .“ Der Amerikaner hing an den Lippen Willes, der gemächlich weiter sprach. „Wir vermuteten bereits etwas Derartiges, als wir uns entschlossen, die Insel für Deutschland in Besitz zu nehmen. Inzwischen haben unsere Erwartungen ihre Bestätigung gefunden.“

Dr. Wille machte eine kurze Pause, weil von draußen her der Donner einer neuen Explosion in den Raum drang.

„Was war das?“ fragte Garrison verwundert.

„Explosionen in unseren Schächten und Stollen, Mr. Garrison. Wir gehen den Stoffen, die der Vulkanismus aus der Tiefe nach oben brachte, bergmännisch zu Leibe.“

„Nicht uninteressant, Herr Doktor. Wir haben Plätze in den Staaten, wo man etwas Derartiges auch versuchen könnte. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe für das Carnegie-Institut. Ist es möglich, Ihre Arbeiten an Ort und Stelle zu besichtigen?“ Garrison schwieg und sah Wille fragend an. Der zog ein bedenkliches Gesicht. Professor Eggerth mischte sich ein.

„Ich glaube, Herr Doktor, daß dem Besuch unserer Stollen durch Mr. Garrison nichts im Wege steht. In der Tat könnte er dabei Anregungen für spätere Arbeiten in den Staaten bekommen.“

Ein wenig zögernd stimmte Dr. Wille dem Vorschlag des Professors bei, während Garrison seine Freude über die Einladung nicht verhehlte.

*

Gleich nach der Beendigung ihrer Mahlzeit brachen sie auf. Im Schein der starken Lampen war der Weg, der vom Verwaltungsgebäude zu dem Schacht führte, nicht zu verfehlen. Über schwellenden Rasen ging es zunächst; dann kam man zu den Halben, auf die das in der Tiefe geschossene Gestein gekippt wurde. Im Laufe der letzten Wochen waren hier schon recht stattliche Hügel entstanden, und immer noch rollten auf Feldbahngleisen, von Lokomotiven bewegt, lange Züge heran, die neues Gestein zu dem alten schütteten.

Mit Luchsaugen betrachtete Mr. Garrison die Halben, aber seine Erwartungen wurden enttäuscht. Was hier lag und was polternd und rasseln aus den Loren herausfiel, war ausnahmslos taubes Gestein. Der Amerikaner wußte in mineralogischen Dingen genügend Bescheid, um das zu erkennen.

Wenn die Deutschen wirklich schon etwas Wertvolles gefunden hatten, so hatten sie es jedenfalls an einer anderen Stelle untergebracht, wo es vor fremden Blicken sicher war. In der stillen Hoffnung, doch noch etwas für ihn Wissenswertes zu entdecken, ließ Garrison seine Blicke in die Runde gehen. Eine Beleuchtungsanlage an den Hängen des Vulkans fiel ihm auf; eine Reihe von Starlichtlampen zog sich etwa 100 Meter unterhalb des Berggipfels wie eine leuchtende Perlschnur entlang, und wenn das Rollen und Rasseln der Loren in seiner Nähe einmal für kurze Zeit verstummte, glaubte er von dorthier das Rattern von Bohrmaschinen zu vernehmen.

„Sie arbeiten auch dort oben am Vulkan?“ fragte er Professor Eggerth.

„Wir versuchen es überall, Mr. Garrison, wo wir nach unserer Theorie Aussicht haben, etwas für uns Wertvolles zu finden“, beantwortete ihm der Professor seine Frage. Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

„Ein etwas riskantes Unterfangen, Herr Professor. Wenn Sie

dabei auch nur einen Meter zu weit gehen, kann Ihnen die glühende Lava über den Hals kommen.“ Garrison wollte noch weiter sprechen, als etwas anderes seine Aufmerksamkeit fesselte; ein Stapel von tiefschwarzen, fettig glänzenden Gesteinsbrocken war es, der ihn stutzen ließ. Professor Eggerth sah es und beeilte sich, ihm eine Erklärung zu geben.

„Da sehen Sie schon etwas von den Schätzen der Tiefe, von denen ich Ihnen vorher bei Tische sprach. Hier haben wir ein fast chemisch reines Uranoxyd. Nach unserer Theorie mußte es in der nächsten Nähe des Kraterschlauches vorhanden sein, doch zu unserer Überraschung sind wir schon früher darauf gestoßen.“

„Aber Sie haben doch die hochwertige Pechblende von Joachimstal“, warf der Amerikaner ein.

„Trotzdem, Mr. Garrison, versprechen wir uns auch von diesem Erzvorkommen hier etwas, denn es ist noch vollwertiger als das Joachimstaler Uran.“

Garrison schwieg. In der Tat war auch das, was ihm jetzt durch den Kopf ging, für eine Mitteilung wenig geeignet. „Hoffentlich hat auch O'Brien den Stapel hier gesehen und einiges davon beiseite gebracht“, dachte er bei sich, und sein Gedankengang hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit demjenigen von Dr. Wille. „Ho! Hier hat ja schon irgendwer ganz gehörig reingegriffen“, stellte der bei sich fest, aber er zog es ebenfalls vor, sich darüber nicht laut zu äußern. Sie waren inzwischen bis zum Schacht gekommen, und wieder nahm etwas Neues die Aufmerksamkeit Garrisons in Anspruch.

„Was haben Sie denn hier?“ fragte er Professor Eggerth. „Das scheint ja eine nicht gerade kleine Betonmischmaschine zu sein.“

Der Professor zögerte mit der Antwort. Daß man hier bereits alle Vorbereitungen getroffen hatte, um den Schachtmund zur gegebenen Zeit durch einen mächtigen Betonpfropfen herme-

tisch zu verschließen, durfte er Mr. Garrison ja nicht verraten. Während er noch nach einer Ausflucht suchte, kam ihm Verhoff zu Hilfe.

„Wir müssen in der Nähe des Vulkans mit dem Auftreten von Bergdruck rechnen“, erklärte er dem Amerikaner. „Dagegen gibt es nur ein Mittel, die davon betroffenen Stollenteile möglichst schnell mit Eisenbeton auszukleiden. Für den Zweck haben wir die Anlage hier bereitgestellt.“

Die Ausrede war geschickt gewählt und wurde in einem so unverfänglichen Ton vorgebracht, daß Garrison sie gutgläubig hinnahm, obwohl er auf Grund früherer Vorkommnisse Verhoff gegenüber ein instinktives Mißtrauen hegte.

„Unsere Fördervorrichtung ist noch etwas primitiv, aber für die geringe Tiefe von 50 Metern genügt sie“, sagte Professor Eggerth entschuldigend, als sie zu viert in einen schwankenden Förderkorb kletterten. Langsam ging die Motorhaspel an. Der Korb glitt in die Tiefe und setzte nach kurzer Fahrt mit einem leichten Stoß auf.

Sie standen in einem größeren aus dem Gestein ausgesprengten Gewölbe, von dem nach entgegengesetzten Richtungen zwei Stollen ausgingen.

„Wir wollen den Stollen nach dem Vulkan zu begehen“, schlug Professor Eggerth vor.

„Ganz wie Sie meinen, Herr Professor“, sagte Garrison und schritt an seiner Seite den geräumigen und gut beleuchteten Stollen entlang, während sein Hirn fieberhaft arbeitete.

„Warum haben die Deutschen auch noch einen zweiten Stollen nach der See zu angelegt?“ fragte er sich. „Wertvolles Gestein können sie nach ihrer Theorie doch nur in der Nähe des Vulkans vermuten. Was kann es für einen Zweck haben, auch nach der anderen Richtung vorzustoßen? Sie müssen dabei unter den Seeboden kommen. Sie riskieren es, daß die See einbricht

und der ganze Stollen ersäuft. Warum setzen sie sich dieser Möglichkeit aus?

Wieder und immer wieder legte er sich diese Fragen vor, ohne eine Antwort darauf zu finden. Die Stimme Professor Eggerths riß ihn aus seinem Nachdenken.

„Sehen Sie hier, Mr. Garrison“, sagte er und deutete auf schwarze Adern in der Stollenwand. „Hier haben wir bereits das erste Uranvorkommen, obwohl die Stelle noch 100 Meter von dem Kraterschlauch entfernt ist.“

Er mußte seinen Mund dicht an Garrisons Ohr bringen, um sich verständlich zu machen, denn immer stärker wurde jetzt der Lärm der Stoßbohrmaschinen, die am Stollenende in rasendem Spiel auf das Gestein einschlämmerten. Auch die elektrische Beleuchtung hörte hier auf, aber Verhoff hatte Vorsorge getroffen. Er zog eine Handlampe aus der Tasche, bei deren Licht sie voranschritten, bis sie einige sechzig Meter weiter vor Ort standen.

Jede Unterhaltung war hier in unmittelbarer Nähe der arbeitenden Maschinen unmöglich. Nur durch Zeichen konnte man sich noch verständigen. Gespannt musterte der Amerikaner die Stollenwand, in der Hoffnung, hier noch andere Erze zu entdecken, aber er wurde enttäuscht. Nur ein taubes, ein wenig an Wimsstein erinnerndes Mineral war es, das den Fels bildete und in das die Bohrer der Maschinen sich verhältnismäßig schnell und leicht hineinfraßen.

Und dann verstummte der Lärm plötzlich mit einem Schlage. Die Bohrer wurden aus dem Gestein herausgezogen, die Maschinen auf Loren gepackt und von den Werkleuten zurückgeführt. Fast unwahrscheinlich wirkte die plötzliche Stille. Minuten verstrichen, bis das Gehör sich von dem vorhergegangenen Lärm erholte und wieder fähig wurde, auch leisere Geräusche wahrzunehmen. Immer noch glaubte Garrison ein dumpfes Brausen und Dröhnen zu vernehmen. Er hielt es zu-

nächst noch für einen Nachhall, glaubte, daß es bald verschwinden würde, aber das eigenartige Geräusch hielt an.

Verhoff beobachtete mit stillem Vergnügen, wie Garrison seinen Kopf hin und her wandte und sich fragend umsah.

„Sie können es noch besser hören, Mr. Garrison, wenn Sie das Ohr hier an die Stollenwand legen“, sagte er und zog den Amerikaner dicht an den mit Bohrlöchern besetzten Ort.

„Sehen Sie, so müssen Sie's machen, dann wird es viel deutlicher.“ Er brachte seinen Kopf dicht an eins der Bohrlöcher, und Garrison folgte seinem Beispiel. Aber erschrocken fuhr er im nächsten Augenblick zurück. Ein Brummen und Brausen war an sein Ohr gedrungen, so stark und mächtig, als ob Tausende zorniger Bienen oder Hummeln dicht hinter der Ortswand säßen.

„Was ist das, Herr Verhoff?“ stammelte er bestürzt. Verhoff lachte. „Nichts anderes als unser Vulkan, Mr. Garrison. Hier hört man die Lava schon recht deutlich brodeln und kochen, obwohl wir immer noch 20 Meter von ihr ab sind.“

Garrison blickte abwechselnd auf Verhoff und auf die Ortswand. Ein unheimliches Gefühl überkam ihn. Nur noch 20 Meter Gestein und dahinter weißglühende flüssige Lava in unendlicher Menge. Was würde geschehen, wenn die Wand dem Druck nicht standhielt? In Bruchteilen einer Sekunde mußte die flüssige Glut sich dann in den Stollen ergießen. Im Augenblick würden sie alle verbrannt und verascht sein.

James Garrison war nicht feige. Ofter als einmal hatte er in gefährlichen Lagen seinen Mann gestanden, aber jetzt packte ihn ein Grauen, das immer stärker wurde, als er nun sah, wie die Werkleute Sprengstoffpatronen heranbrachten und die Bohrlöcher damit zu laden begannen. Eine neue Sprengung? ... Eine schwere Explosion an dieser schon so schwachen Wand? ... Sein Atem ging schwer, er fühlte, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach. Weg von hier! Fort aus dieser Hölle! waren die einzigen

Gedanken, die sein Hirn noch zu fassen vermochte. Wie eine Erlösung klangen ihm die Worte Professor Eggerth's:

„Wir wollen zurückgehen, Mr. Garrison, es wird hier bald gesprengt werden.“

„Ja, gehen wir zurück, Herr Professor.“ Noch während er es sagte, wandte er sich um und begann den Weg, den sie vorher gemächlich gegangen waren, in einem Tempo zurückzuschreiten, daß die anderen Mühe hatten, ihm zu folgen.

Vergeblich versuchte ihn Professor Eggerth hier und dort auf silber- und kobalthaltige Erzadern in den Stollenwänden aufmerksam zu machen, Mr. Garrison hatte plötzlich alles Interesse an mineralogischen Gesprächen verloren. Ohne sich aufhalten zu lassen, hastete er weiter, bis sie den Füllort erreichten. Mit kaum verhehlter Ungeduld wartete er, bis der Förderkübel wieder nach unten kam und sprang als erster hinein.

„Ist Ihnen nicht wohl, Mr. Garrison?“ fragte ihn Professor Eggerth, dem sein verändertes Aussehen auffiel. Garrison antwortete erst, nachdem der Förderkorb sich wieder in Bewegung gesetzt hatte,

„Ich weiß nicht, Herr Professor . . . die dumpfe Luft im Stollen . . . ich fühle mich etwas benommen, ich denke, es wird vorübergehen.“

„Es wird der ungewohnte Luftdruck sein“, mischte Dr. Wille sich ein, „wir waren immerhin einige hundert Meter unter der Erdoberfläche. Es gibt nicht nur in der Höhe, sondern auch in der Tiefe eine Bergkrankheit.“

„Ja, ja, der Luftdruck“, murmelte Verloff vor sich hin. Er wandte sich, während er es sagte, zur Seite, damit die andern nicht das Gesicht sehen konnten, das er dabei machte.

Der Kübel hatte den Schachtmund erreicht und hielt an. In tiefen Zügen sog Garrison die frische Nachtluft ein. Er fühlte, wie das Grauen, das ihn dort unten überfallen hatte, allmählich

von ihm wich. Langsam schritt er neben Dr. Wille an den Halben entlang. Schon hatten sie wieder den halben Weg zu dem Verwaltungsgebäude zurückgelegt, als ein schwerer Donner hinter ihnen aufgrollte. Wie in einem Schallrohr zusammengehalten und verstärkt drang das Krachen der Sprengung im Schachtmund. Professor Eggerth zog seine Uhr und blickte auf das Zifferblatt.

„Auf die Minute pünktlich“, sagte er zu Garrison. „Wir kommen mit unsern Arbeiten planmäßig weiter.“

Garrison schwieg, denn allzusehr waren seine Gedanken mit anderen Möglichkeiten beschäftigt. Wenn die Wand vor Ort dort unten brach . . . und bei einer Sprengung mußte sie ja sicher einmal brechen . . . was würde dann weiter geschehen? In rasendem Strom würde sich die Lava in den Stollen ergießen, würde ihn ausfüllen, würde bis zum Schachtmund emporsteigen . . . und damit würde es noch nicht zu Ende sein. Mehr als 1000 Meter höher stand ja die flüssige Lava dort oben im Krater. Als eine riesenhafte Feuerfontäne würde sie aus dem Schachtmund herausbrechen, sich über die Umgebung ergießen und weit umher alles in ein Glutmeer verwandeln. Der Amerikaner warf einen scheuen Blick nach dem Schacht zurück, als erwarte er, daß das Gefürchtete jeden Augenblick Wirklichkeit werden könne. — — —

Am Portal des Verwaltungsgebäudes lud ihn Professor Eggerth ein, über Nacht zu bleiben, doch so verlockend er ihm auch die Fremdenzimmer in dem neuen Hause schilderte, Mr. Garrison hatte alle Lust dazu verloren. Er bat darum, sich jetzt verabschieden zu dürfen, um nach den Staaten zurückzukehren.

Der Professor zuckte die Achseln. „Wie Sie wünschen, Mr. Garrison. Ihre Maschine liegt schon wieder startbereit auf dem Wasser. Wir haben uns auch die Freiheit genommen, Ihre Treibstofftanks frisch aufzufüllen. Ich denke, Sie werden darüber nicht böse sein.“

Mr. Garrison bedankte sich lebhaft und wollte das Treiböl bezahlen.

„Aber nein, Mr. Garrison“, lehnte Professor Eggerth das Anerbieten ab. „Wir sind Ihnen doch eine kleine Genugtuung für die Unbequemlichkeiten schuldig, die unser Dr. Schmidt Ihnen verursacht hat.“

Sie waren inzwischen an den Strand gekommen. Mit Vergnügen sah der Amerikaner sein Flugzeug, das vom Ufer her von zwei Scheinwerfern angestrahlt wurde, in nicht allzu großer Entfernung auf dem Wasser liegen und erblickte am Ufer selbst ein flachgehendes Leichtmetallboot. Verkoff stieg hinein und ließ den Motor angehen.

„Wir hätten Sie gern noch länger bei uns gehabt, mein lieber Mr. Garrison“, sagte Professor Eggerth, während er dem amerikanischen Gast zum Abschied die Hand schüttelte. „Vergessen Sie bitte auch nicht, daß Sie uns jederzeit willkommen sind. Ich hoffe, daß wir Ihnen hier schon in kurzer Zeit sehr viel Neues und Interessantes zeigen können.“ Auch Dr. Wille schüttelte Garrison die Hand.

„Und wenn Sie wiederkommen“, setzte er die Rede von Professor Eggerth fort, „dann landen Sie bitte hier am Nordstrand, damit unser gemeinsamer Freund Schmidt nicht wieder in Harnisch gerät.“ Er sagte es lachend, und auch Garrison mußte lächeln, während er in das Boot stieg. Noch ein letztes Winken, und in schneller Fahrt ging es über die glatte See zu dem Flugzeug hin.

„Wird er alles glauben, was wir ihm heut erzählt haben?“ fragte Dr. Wille nachdenklich.

„Ich hoffe es“, meinte Professor Eggerth. „Und wenn er's nicht glaubt, ist es ebenso. In spätestens 48 Stunden wird hier ja doch alles ganz anders aussehen.“ — —

Die amerikanische Maschine löste sich vom Wasserspiegel, stieg auf und verschwand in der Dunkelheit. Professor Eggerth und Dr. Wille warteten am Strand, bis Verkoff mit dem Boot zurückkam. Zu dritt schlugen sie dann den Weg zum Verwaltungsgebäude ein.

„Ich glaube, Herr Professor, den Yankee find wir ein für allemal los“, meinte Verkoff.

Professor Eggerth zuckte die Achseln. „Vielleicht, vielleicht auch nicht, mein lieber Verkoff. Möglich, daß er erst einmal versucht, was er bei uns gesehen hat, in den Staaten anzuwenden. Möglich aber auch, daß er bald wiederkommt, um sich noch weiter zu informieren.“

„Ausgeschlossen, Herr Professor“, widersprach ihm Verkoff, „haben Sie nicht gemerkt, wie er es im Stollen plötzlich mit der Angst bekam?“

Professor Eggerth nickte. „Ich habe es natürlich bemerkt, Herr Verkoff, aber außerdem noch etwas anderes, was Ihnen vielleicht entgangen ist.“

„Ich wüßte nicht, was das sein sollte?“ fragte Verkoff zweifelnd.

„Die unbezwingliche Gier, Herr Verkoff, hinter unsere Geheimnisse zu kommen . . . das letzte von dem, was wir hier tun und treiben zu erspähen. Auf dem Wege bis zum Verwaltungsgebäude und in dem Haus selbst stand der Mann unverkennbar unter dem Eindruck eines Grauens, das ihn im Stollen überfallen hatte. Aber bereits auf dem Weg zum Strand hin schien er mir wieder anderen Sinnes zu werden. Ich würde mich nicht wundern, wenn er unsere Einladung für bare Münze nimmt und zurückkommt.“ — —

Während Professor Eggerth derartig die Gefühle und Absichten Garrisons zu ergründen versuchte, saß der Amerikaner in der Kabine seines Flugzeuges und ließ sich von O'Brien

Bericht erstatten. Der Ire hatte seine Zeit nicht verloren und konnte Mr. Garrison eine ganz stattliche Ausbeute auf den Tisch legen. Mit viel Glück und Geschick hatte er es verstanden, alles, was ihm mitnehmerswert erschien, unbemerkt zusammenzutragen und in das Flugzeug zu schaffen. Verschiedene Kilogramm jenes wertvollen Uranerzes konnte er auf der Tischplatte aufbauen; weiter eine ansehnliche Portion jenes anderen Minerals, das im Wasser so auffällige Quellvorgänge zeigte, und schließlich noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Erzstufen verschiedenster Art, die er in dem Halbengestein entdeckt hatte.

Je länger James Garrison sich mit den einzelnen Stücken beschäftigte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, daß die Deutschen hier mal wieder eine glänzende Idee gehabt hatten. Wie einfach hörte sich das Verfahren an, einem Vulkan einfach bergmännisch zu Leibe zu gehen, und welche großartigen Ausichten eröffnete es demjenigen, der das Unternehmen wagte. Andere Beispiele dafür kamen ihm in die Erinnerung, während er darüber nachdachte. Fand man nicht auch das kostbarste aller Minerale, den Diamanten, in solchen alten erstarrten Kraterschläuchen. Von Schätzen der Tiefe hatte Dr. Wille, dieser deutsche Gelehrte, zu ihm gesprochen, die von den vulkanischen Kräften gehoben und in greifbare Nähe gebracht würden. Wie einfach und wie überzeugend klang das. Mr. Garrison geriet schließlich sogar ins Wundern darüber, daß man nicht schon längst in den Staaten auf diesen so naheliegenden Gedanken gekommen war, und sein Entschluß festigte sich, die Mittel des Carnegie-Instituts für die Einführung des Verfahrens in seiner Heimat einzusetzen . . .

Aber? . . . jetzt nahmen die Gedanken des Amerikaners tatsächlich den Gang, den ihnen Professor Eggertsh im Gespräch mit Georg Verhoff soeben unterstellt hatte. Das Verfahren war nicht ungefährlich. Würde es nicht besser sein, erst noch mög-

lichst viel von den Deutschen zu lernen, bevor man daranging, es selber anzuwenden?

Zahllose Einzelfragen gingen ihm durch den Kopf, während er die Angelegenheit weiter durchdachte. Mit welchen Sprengstoffen und mit welchen Ladungen arbeiteten die Deutschen? Wie schützten sie sich davor, den Lavaschlauch anzustechen, während sie in seiner nächsten Nähe arbeiteten? Bis zu welchen Tiefen mußte man den vulkanischen Kräften entgegengehen? Das zu wissen, war doch notwendig, wenn anders man bei den eigenen Arbeiten nicht böse Überraschungen erleben wollte.

Und wieder kam jenes ‚Aber‘, um das seine Gedanken nun schon seit vielen Minuten kreisten . . . um das zu erfahren, würde er noch einmal auf die Insel zurückkehren müssen, die er eben fast fluchtartig verlassen hatte. Ihm war nicht wohl, als er diese Notwendigkeit ins Auge faßte. Die Möglichkeit, daß er dabei mitten in eine Ausbruchskatastrophe hineingeraten könne, erschreckte ihn.

Man müßte einen sicheren Zufluchtsort haben, wenn es wirklich zu einer Katastrophe käme, überlegte er weiter, und fast zwangsläufig kamen ihm dabei Captain Dryden und die ‚Berenice‘ in den Sinn. Wenn dies Schiff in nächster Nähe der Insel vor Anker ging, dann hatte er den Zufluchtsort, den er brauchte. In diesem Sinne beschloß er zu handeln und ließ einen Funkpruch mit neuen Anweisungen an den Captain abgehen.

Entfesselte Gewalten

Die Uhr des Verwaltungsgebäudes kündete die zehnte Abendstunde. Ihre Schläge klangen auch bis in den Raum, in dem die Deutschen noch vor nicht allzulanger Zeit mit James Garrison gespeist hatten. Der Amerikaner schwebte nun schon irgendwo in weiter Ferne über dem endlosen Weltmeer, und auf seinem Stuhl saß jetzt Hein Eggerth, der es bis zum Abflug Garrisons vorgezogen hatte, unsichtbar zu bleiben. Der Platz Willes war leer.

Professor Eggerth war dabei, mit seinem Sohn und Georg Verhoff die Dispositionen für die nächsten Arbeiten zu besprechen.

„Notiere es dir, Hein“, sagte er eben, „sobald wir eine Kolonne aus dem Stollen herausnehmen können, wollen wir den Zement aus ‚St 19‘ und ‚St 20‘ ausladen und zu der Mischmaschine hinschaffen lassen.“

„Wann wird das sein können?“ fragte sein Sohn.

„Es wird von der nächsten Meldung Dr. Willes abhängen, Hein. Er ist noch einmal in den Stollen eingefahren, um neue Ortsbestimmungen zu machen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick zurück. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir schon in dieser Nacht damit beginnen können.“

Hein Eggerth legte den Bleistift aus der Hand. „Während Ihr hier mit Mr. Garrison zu Tisch waret, habe ich die Ladungen von ‚St 19‘ und ‚St 20‘ geprüft“, begann er. „Es ist

ein erstklassiger Zement, aber warum hast du einen ausgesprochenen Heißbinder gewählt. Die Arbeit damit wird nicht einfach sein. Wenn nicht alles auf die Minute klappt, kann uns der Beton schon auf dem Wege von der Mischmaschine bis zum Schacht hart werden.“

Professor Eggerth lehnte sich in seinen Sessel zurück und verschränkte die Arme über der Brust. „Ich hatte meine Gründe dafür, mein lieber Hein“, sagte er in seiner bedachtsamen Art, „bei der Benutzung von normalem Zement würde es wenigstens acht Tage dauern, bis der Schachtverschluß genügend erhärtet wäre. Acht Tage, die uns möglicherweise nicht zur Verfügung stehen. Du hast recht, wir werden sehr schnell arbeiten müssen, dafür aber spätestens zwei Stunden nach dem Einbringen des Betons in den Schachtmund einen widerstandsfähigen Verschlußpfropfen haben. Ich verlasse mich auf dich und auch auf Sie, Herr Verhoff, daß die Betonierungsarbeiten präzise klappen.“

Georg Verhoff wollte dazu etwas sagen, als Dr. Wille in den Raum zurückkam.

„Nun, wie steht's, Herr Doktor?“ fragte Professor Eggerth. Wille war etwas außer Atem und offensichtlich erregt.

„Es war gut, daß ich die Ortsbestimmungen noch einmal genau kontrolliert habe“, begann er, „wir sind schon bis auf 12 Meter an den Lavaschlauch heran. Eben haben wir noch eine gewöhnliche Sprengung vor Ort gemacht. Sie wird noch einmal 4 Meter Gestein wegnehmen. Dann heißt es, die Bohrungen für die große Schlußsprengung herauszustellen und dann . . . ja dann wären wir ja soweit, meine Herren.“

„Wie steht es mit dem Stollen zur Seeseite?“ wollte Professor Eggerth noch wissen.

„Dieselbe Sache, wie auf der Bergseite, Herr Professor“, berichtete Dr. Wille weiter. „Auch dort kann noch heut nacht die

Ladung für die letzte Sprengung gesetzt werden, die dem Meer den Weg in den Stollen freimachen wird.“

Professor Eggerth blätterte in einer vor ihm liegenden Tabelle. „Demnach wird die Fröhschicht im Stollen nicht mehr gebraucht, Herr Doktor?“ wandte er sich an Wille. Der schüttelte den Kopf.

„Ich denke, nein, Herr Professor.“

„Sehr gut! Dann also bitte“, er sprach zu Verkoff und seinem Sohn weiter, „laßt die Morgenschicht gleich jetzt antreten und mit dem Ausladen des Zementes beginnen. Wir kommen schneller voran, als ich annahm . . .“ Er stockte . . . sprach dann weiter. „Ich möchte wissen, wo Dr. Schmidt bleibt? Weiß der Himmel, was er so lange an der Südspitze zu kramen hat?“

Er hatte den Satz noch kaum beendet, als sich die Tür aufthat. Als ob sein Stichwort gefallen wäre, erschien der lange Schmidt auf der Szene. „Wenn man vom Wolf spricht . . .“, murmelte Verkoff vor sich hin. „Gut, daß der Yankee den Doktor nicht mehr zu Gesicht bekommen hat“, raunte er Hein Eggerth zu. „Hoffentlich hat Schmidt inzwischen auch seinen Zorn auf Mr. Garrison verrauchen lassen. Ein Spaziergang von zwei Meilen soll ganz gut dafür sein.“

„Halt die Luft an, Georg“, flüsterte Hein Eggerth ihm zu.

„Guten Abend, meine Herren“, begrüßte Dr. Schmidt die Anwesenden und ließ sich in einen Sessel fallen.

„War wohl eine etwas anstrengende Landpartie?“ meinte Dr. Wille. „Sechzehn Stunden unterwegs . . . mehr als 20 Kilometer Marsch . . . ja wir sind nicht mehr die Jüngsten, Herr Kollege.“

Raum hatte Dr. Wille es gesagt, als der lange Schmidt sich mit einem Ruck wieder kerzengerade in seinem Sessel aufrichtete. Er war müde und spürte den langen Marsch in allen Knochen, aber es wurmte ihn, daß Dr. Wille es gemerkt hatte.

„Danke, es geht“, sagte er in seiner bekannten abweisenden Art, um sich dann an Professor Eggerth zu wenden. „Ich habe heut zu meiner unangenehmen Überraschung feststellen müssen, Herr Professor, daß an der Südspitze . . .“

„. . . ein fremdes Flugzeug gelandet ist, Herr Doktor“, vollendete Professor Eggerth den Satz. „Wir hörten bereits davon.“ Der lange Schmidt schüttelte unwirsch den Kopf.

„Daß sich auch an der Südspitze vulkanische Kräfte zu regen beginnen, Herr Professor.“

Die wenigen kurz hingeworfenen Worte ließen die Anwesenden aufhorchen.

„Oh, oh!“ murmelte Wille tiefsinnig vor sich hin.

„Was haben Sie festgestellt, Herr Doktor?“ fragte Professor Eggerth.

Schmidt machte es sich erst wieder in seinem Sessel bequem, bevor er seinen Bericht begann.

„Als ich den Amerikaner heut nachmittag nach dem Nordstrand expediert hatte . . .“

„Expediert habe ich ihn mit ‚St 25‘“, raunte Hein Eggerth Verkoff zu. Der Professor warf ihm einen mißbilligenden Blick zu, der ihn verstummen ließ. Dr. Schmidt fuhr fort. „Danach also begab ich mich noch einmal in die Höhle am Südkap. Ich überlegte, ob wir hier einigermaßen erträglich übernachten könnten, als ich ein dumpfes Dröhnen hörte. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß das amerikanische Flugzeug noch einmal zurückgekommen wäre, aber ich konnte schnell feststellen, daß das nicht der Fall war . . .“

„Herr Gott, macht Schmidt heut mal wieder einen langweiligen Verzähl“, dachte Hein Eggerth bei sich, aber er hütete sich seine Gedanken auszusprechen.

„Draußen war nichts zu hören“, berichtete Dr. Schmidt weiter, „aber sobald ich in die Höhle zurückkam, war das Grollen

und Dröhnen wieder da. Ich legte das Ohr an die Höhlenwand, da wurde es noch stärker vernehmbar und dann spürte ich ganz unverkennbar einen Erdbebenstoß, dem eine Reihe weiterer folgten . . ."

"Und was geschah danach?" warf Professor Eggerth ungeduldig ein.

"Ich machte schleunigst, daß ich aus der Höhle raus kam, denn der ganze Berg war in Bewegung. Ich mußte fürchten, daß sie zusammenbrach und ich eingeschlossen würde. Etwa eine Stunde lang habe ich die Erscheinung noch von draußen beobachtet. Man hätte das ganze vielleicht für ein leichtes tektonisches Beben halten können, wenn dies unheimliche aus der Tiefe kommende Geräusch nicht mit unverminderter Stärke angehalten hätte . . ."

"Hm, hm, das ist nicht gerade erfreulich, Herr Kollege, was Sie uns da berichten", meinte Dr. Wille.

"Aber leider Tatsache, Herr Doktor. Sie können es sich von Hagemann bestätigen lassen, der mit mir zusammen in der Höhle war. An ein Übernachten an der Südspitze war nicht mehr zu denken. Ich zog es vor, sofort aufzubrechen, um Ihnen Bericht zu geben."

"Da haben wir den Salat", flüsterte Verloff Hein Eggerth zu. Der schüttelte den Kopf und zog es vor, zu schweigen.

"Ja, hm!" Der Professor räusperte sich ein paarmal. "Wie beurteilen Sie die Lage, Herr Dr. Schmidt?" Der Doktor zuckte die Achseln. "Es ist unmöglich, etwas Bestimmtes vorauszusagen. Für ausgeschlossen halte ich es nicht, daß es morgen, oder auch vielleicht schon heute nacht an der Südspitze genau so losgeht, wie es vor ein paar Monaten hier am Nordstrand losgebrochen ist. Vulkanische Kräfte sind unberechenbar. Daß sie sich an der Südspitze kräftig regen, darüber besteht kein Zweifel."

Dr. Schmidt war mit seinem Bericht zu Ende. Wille warf dem Professor einen unsicheren Blick zu.

"Wollen Sie sich zu der Sache bitte äußern, Herr Dr. Wille?" fragte ihn der Professor.

"Ich fürchte", begann Wille zögernd, "daß dies unerwartete Naturereignis unsern Plan gefährden kann. Ein neuer Ausbruch an der Südspitze könnte den Druck, unter dem die Lava in dem Vulkan hier steht, in einer unerwünschten Weise verringern."

Professor Eggerth stützte den Kopf in beide Hände, nachdenklich, mehr zu sich selber als zu den anderen sprechend, begann er.

"Es könnte in der Tat der Fall sein, aber es muß nicht so sein. Es könnte auch . . . ja es könnte auch recht wohl möglich sein, daß dieser neue Vulkanismus unsern Plänen förderlich wäre . . . ja meine Herren, wir dürfen den Mut nicht sinken lassen. Jetzt werden die Stunden kostbar . . ." Er richtete sich wieder auf. "Los Hein! Vorwärts, Herr Verloff! Sofort den Zement ausladen. Scharfen Sand vom Strand her zu der Mischmaschine ankarren . . . ja meine Herren, auf die Nachtruhe werden wir heut verzichten müssen. Sie, Herr Dr. Wille, möchte ich bitten, die beiden Durchbruchsprengungen vorzubereiten."

"Das könnte ich auch machen, Herr Professor", warf Dr. Schmidt ein wenig empfindlich ein, weil er sich übergangen fühlte.

"Für uns beide bleibt noch genug anderes zu tun, Herr Doktor", beschwichtigte ihn Professor Eggerth. "Wir müssen uns um die Anlage der Zeitzündungen an den beiden Stollenden kümmern. Sie wissen, daß die beiden Schlußsprengungen zur gleichen Sekunde erfolgen müssen, wenn das Ganze glücken soll. — — —"

Der Professor behielt recht mit seiner Bemerkung, daß es mit dem Schlaf nichts werden würde. Eine arbeitsheiße Nacht kam für Werkleute und Ingenieure.

Um die dritte Morgenstunde befand sich Dr. Wille in dem zum Vulkan hinführenden Stollen vor Ort. Um ihn herum waren Werkleute beschäftigt, die Bohrmaschinen zum Abtransport aus dem Stollen bereitzumachen. Trotz des mit dieser Arbeit unvermeidlich verbundenen Lärmes war das dumpfe Brausen und Grollen aus der Tiefe deutlich vernehmbar. Viel stärker war es seit dem gestrigen Abend geworden. Lag das daran, daß jetzt nur noch eine Gesteinswand von kaum 10 Metern zwischen dem Ort und dem Lavaschlauch stand oder . . . waren die Gewalten der Tiefe überhaupt stärker am Arbeiten? Hing es mit jenen anderen Vorkommnissen an der Südspitze der Insel zusammen, von denen Schmidt berichtet hatte? Das waren Fragen, die Dr. Wille beschäftigten, während er das Einbringen der Ladungen für die letzte große Schlußsprengung überwachte.

Anders ging es dabei zu, als bei den früheren für den einfachen Stollenvortrieb gesetzten Schüssen. Nicht einfache Bohrlöcher hatte man diesmal in das Gestein vorgetrieben, sondern geräumige Sprengkammern aus dem Fels herausgearbeitet, in die nun Sprengelatine im Gewicht nicht mehr von Kilogrammen, sondern von Tonnen eingebracht wurde. Eine gewaltige Ladung, die nach der Rechnung die noch vor Ort stehende Wand im Augenblick der Detonation bis zu dem Lavaschlauch hin aufreißen und zerschmettern mußte.

Fest vollgepackt waren die Kammern mit dem Sprengstoff, Zündkapseln wurden aufgesetzt, die Leitungen von innen her herausgeführt und locker an der Stollenwand verlegt. Dann rollten die ersten Loren mit dem frisch gemischten Beton heran, und in Windeseile wurden die Kammerausgänge nach dem Ort

zu dicht verschlossen. Fast noch unter den letzten glättenden Kellenstrichen erstarrte die eben noch plastische Masse zu hartem Fels.

Ebenso wie hier ging es auch vor Ort an der Seeseite zu. Noch eine gute Stunde, bevor die Sonne den neuen Tag heraufbrachte, waren alle Ladungen für die Schlußsprengungen fertig. Vier Kabel wurden durch den Schacht nach oben geführt und über Tage weitergeleitet, während die Werkleute im Schachtmund bereits die Holzverschalung für den Verschluß zu wölben begannen. Und als der Sonnenball dann im Osten über die Kämme hinaufkam, als die nächtliche Dunkelheit in wenigen Minuten der vollen Tageshelle wich, da wurde schon vom Schachtrand her eine Lorenladung Beton nach der anderen auf dies Zimmerwerk gestürzt. Lore um Lore, bis ein 20 Meter langer Betonpfropf den Schacht nach oben verschloß.

Dr. Wille stand dabei, ein Schriftstück mit Berechnungen in der Hand. Längst hatte er es aufgegeben, die unermüdlich heranrollenden Loren zu zählen. Nur die Berechnung und ihr Ergebnis interessierten ihn noch. Immer wieder überflog er die Zahlen, die auf dem Papier standen, und die Schlußfolgerungen, welche die Ingenieure, die dies Projekt ausarbeiteten, daraus gezogen hatten. Mochten die vulkanischen Kräfte auch über jedes Maß anwachsen, niemals würde es ihnen gelingen, diesen zwanzigmal mit dem gewachsenen Fels der Umgebung verzahnten Betonklotz herauszureißen, ihn etwa wie ein Projektil aus dem Schacht zum Firmament emporzuschleudern. Viel eher schon würde der Lavadruck . . . oder der Dampfdruck . . . oder der Druck aufquellenden Gesteins dann die ganze Umgebung des Schachtes mit emporreißen müssen.

Als die letzte Lore ausgekippt worden war, verließ Dr. Wille den Platz mit dem Bewußtsein, daß er für seinen Teil gute Arbeit geleistet hätte. Aber er fühlte auch, was er getan hatte,

verspürte einen kräftigen Appetit, mußte plötzlich an einen gutgedeckten Kaffeetisch denken und machte sich auf den Weg zum Verwaltungsgebäude.

Als er näher kam, fielen seine Blicke auf einen Funkmast, der dort am letzten Abend noch nicht gestanden hatte. Ein großer Tisch war daneben aufgestellt, Kästen und kastenartige Geräte bedeckten seine Platte, in denen er unschwer Verstärker und eine Empfangsapparatur für Herzische Wellen erkannte. Darüber gebeugt beobachtete der lange Schmidt die Uhr in der Hand das Spiel einer kleinen Lampe, die in regelmäßigen Abständen aufleuchtete und wieder erlosch.

Wille sah Dr. Schmidt zu einem Telefon greifen, von dem eine behelfsmäßige Leitung nach 'St 25' führte. Er bezwang seinen Kaffeedurst und trat heran, um sich zu erkundigen, doch bevor er etwas sagen konnte, kam ihm der lange Schmidt schon mit einer Frage zuvor.

„Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Herr Doktor?“

„Alles klar zum Gefecht, Herr Kollege. Wie steht es bei Ihnen?“

„Es klappt tabellos. So oft der Professor von 'St 25' die Sprengdepesche funkt, leuchtet die Lampe auf.“ Er reichte Wille das Telefon hin. „Wollen Sie Professor Eggerth vielleicht auch über Ihre Arbeit berichten?“

Wille nickte und griff nach dem Telefon, das Schmidt ihm hinhielt. „Hallo, Herr Professor Eggerth“, rief er in das Mikrophon. „Der Schacht ist abgeschlossen. Die Leute führen jetzt die Zündkabel vom Stollen und vom Krater bis zum Empfänger neben dem neuen Funkmast hin.“

Was der Professor antwortete, konnte Schmidt nicht hören, erst wieder die Antwort Willes vernahm er.

„Selbstverständlich, Herr Professor! Die Kabelenden sind zuverlässig verschlossen. Das wäre ja nicht auszudenken, wenn

vorzeitig Strom auf die Ladungen käme. Sehr recht, wir treffen uns im Verwaltungsgebäude am Kaffeetisch.“ — — —

Im Funkraum von 'St 25' schob Professor Eggerth einen Schutzkasten über eine elektrische Apparatur, sicherte ihn durch ein Vorhängeschloß und verwahrte den Schlüssel sorgfältig in seiner Geldtasche.

„So, mein lieber Lorenzen“, wandte er sich dann an den Funker, „alles, was auf dem Tisch hier steht, ist tabu. Sie hasten mir dafür, daß niemand herankommt. Vergessen Sie es nicht, die Kabine abzuschließen, wenn Sie herausgehen.“

„Herr Professor können sich auf mich verlassen“, versicherte Lorenzen, „ich werde hier keinen reinlassen.“ — — —

In dem kleinen Speiseraum des Verwaltungsgebäudes fanden sich allmählich alle die Männer zusammen, die während der Nacht auf verschiedenen Posten verantwortungsvolle Arbeit geleistet hatten. Als Professor Eggerth in das Zimmer trat, saß Dr. Wille bereits mit Hein Eggerth vor einem extra starken Mokka, und kurz nach dem Professor kamen auch Dr. Schmidt und Georg Verkoff.

Die durchwachte Nacht war allen anzumerken, aber nicht so sehr in Form einer Ermüdung, als in einer gewissen fieberhaften Erregtheit machte sie sich fühlbar. Wußten doch alle, daß man sich jetzt schnell dem dramatischen Schluß des in wochenlanger Arbeit vorbereiteten Unternehmens näherte; daß vielleicht in wenigen Stunden schon auf dem jetzt noch so friedlich daliegenden Eiland entfesselte Naturgewalten von unberechenbarer Größe gegeneinander kämpfen würden.

Professor Eggerth breitete einen Arbeitsplan vor sich aus und begann wie ein Regisseur die Rollen für das, was nun weiter gespielt werden sollte, zu verteilen.

„Wie weit bist du, Hein?“ fragte er seinen Sohn.

„Alles programmäßig erledigt, Vater. Die Ladungen oben

am Krater sind zum Zünden fertig, die Kabel bis zum Funkmast geführt. Die Geräte, soweit es vorgesehen war, in den Schiffen verstaut. Alle Leute der Flotte frühstücken jetzt, sollen sich dann ausschlafen.“

„Wie steht's mit Ihnen, Verkoff?“ fragte der Professor weiter.

„Alle wertvollen Maschinen an Bord gebracht, Herr Professor. Verwaltungsgebäude zum größten Teil ausgeräumt. Alle Mannschaften sind ebenfalls an Bord, haben bis auf weiteres Freischicht.“

„Gut, Herrschaften.“ Professor Eggerth sah erst auf die Uhr und dann auf seinen Arbeitsplan. „Es ist acht Uhr dreißig, um neun Uhr starten alle Schiffe bis auf ‚St 25‘ nach Deutschland. Ihr beiden bleibt hier und kommt später mit auf ‚St 25‘. Wir drei“, er wandte sich an Wille und Schmidt, „machen um neun Uhr die Schaltung zu den Zündkabeln fertig. Um zehn Uhr gehen wir alle an Bord von ‚St 25‘.“ — — —

Dröhnend setzte mit dem neunten Glodenschlag auf dem Liegeplatz der Flotte das Propellerspiel ein. Eins der mächtigen Schiffe nach dem anderen löste sich vom Boden und stieg in die Höhe. Eben noch eine Reihe schimmernder Metallbauten, dann schnell kleiner werdend gleich die Flotte eben nur noch einer Kette ziehender Wildgänse und wurde schließlich zu einem Strich flimmernder Punkte, der nach Nordosten hin im Blau des Firmamentes verschwand.

Und dann kam die letzte Arbeit. Die Schaltung am Funkmast war zu machen, die Verbindung mit dem Empfangsgerät, den von den Sprengladungen bis hierher geführten Kabeln und einer starken neben dem Mast aufgebauten Sammelbatterie herzustellen. Der lange Schmidt schob Dr. Wille zurück.

„Lassen Sie mich das lieber machen“, meinte er dabei. „Eine Fehlschaltung jetzt, und wir haben die schönsten Ausichten für eine sofortige Himmelfahrt.“

Bereitwillig fügte sich Wille diesmal der Aufforderung Schmidts. Er fühlte selbst, daß seine Hände zitterten. Ruhig, gelassen und hölzern wie immer, schloß der lange Schmidt die letzten Drähte an, durch welche Batterie und Zündkabel in Verbindung kamen. Nur noch ein feines Relais unterbrach den Stromkreis. Schlug seine schwache Zunge um 2 Millimeter aus der Ruhestellung in die Kontaktstellung über, dann war dem Strom der Weg durch die Kabel hindurch freigegeben, hinab in die Tiefe des Stollens zu den Sprengladungen und hinauf zum Krater zu anderen Ladungen, die dessen Wand ringförmig umgaben.

„So! Das wäre auch getan“, sagte Professor Eggerth, nachdem Dr. Schmidt die letzte Schraube festgezogen hatte, „jetzt wollen wir zu ‚St 25‘ gehen.“

Langsam schritten sie über den schwellenden Rasen auf den Liegeplatz zu, auf dem jetzt nur noch der Bau von ‚St 25‘ in den Strahlen der Morgensonne glänzte, als Dr. Wille stehen blieb und zurückschaute.

„Kommen Sie, Herr Doktor. Wir haben keine Zeit zu verlieren“, suchte ihn Professor Eggerth zu ermuntern.

„Nur eine Minute, Herr Professor.“ Wille eilte wieder zurück, bis zu dem Mast vor dem Verwaltungsgebäude, von dessen Spitze sich die deutsche Flagge in einer leichten Brise blähte. Sie sahen, wie er sich an den Leinen zu schaffen machte und das Fahnentuch langsam herunterkam. Er löste es von der Schnur, faltete es zusammen und lief dann zu den anderen, die ihn ungeduldig erwarteten.

„Warum haben Sie das Tuch von der Stange genommen?“ fragte Professor Eggerth. Er mußte die Frage wiederholen, bevor er eine Antwort erhielt. Dr. Wille schien in Gedanken versunken und bewegt zu sein.

„Es ist das Symbol unseres Landes ... unseres Volkes“,

sagte er, während er das Tuch fester an sich preßte. „Wir wissen nicht, was hier geschehen wird. Die Flagge könnte dabei zu Schaden kommen, vielleicht zerfetzt, beschmutzt oder verbrannt werden. Es ist meine Pflicht, sie davor zu bewahren.“

„Sie haben recht, Herr Doktor“, war alles, was Professor Eggertß darauf erwiderte.

Wenige Minuten später sprangen auch die Motoren von ‚St 25‘ an und hoben das Stratosphärenschiff in den Äther. Einsam und verlassen lag das Eiland wieder im endlosen Ozean. Nur ein paar Bauten zeugten davon, daß Menschen auf ihm gewelt und geschafft hatten.

Es war ein sehr langer und ungemein kräftiger Fluch, den Captain Dryden vom Stapel ließ, als er den neuen Junkspruch Garrisons erhielt. Wieder einmal den Kurs wenden, noch einmal zu dieser dreimal verwünschten Insel zurückkehren, auf der es nach der Meinung des Captains wirklich nichts Vernünftiges zu holen gab. Von allen guten Geistern schien der sonst sehr ehrenwerte Sekretär des Carnegie-Instituts verlassen zu sein, der ihm das zumutete.

Eine kurze Weile dachte Captain Dryden an offene Auflehnung, aber schnell ließ er den Gedanken wieder fahren, denn allzu sehr war er auf die finanzielle Unterstützung des Instituts angewiesen, und James Garrison war der Mann, aus dessen Händen sie ihm zufloß. Ihn erzürnen hieß sich selber mutwillig eine reichlich fließende Geldquelle verstopfen. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als den Empfang des Radiogramms zu bestätigen und den Bug der ‚Berenice‘ wieder nach Süden zu richten. Captain Dryden tat es und ging in seine Kabine, um seinen Ärger in einigen Gläsern Whisky zu ertränken.

Er war nicht lange bei dieser Beschäftigung, als schon wieder ein neuer Junkspruch einlief, der ihn kategorisch anwies, jedes

Stück Leinwand zu setzen und außerdem auch noch den Motor mit voller Kraft laufen zu lassen. Ein weiteres Hin- und Herfunken folgte danach. Der Captain hielt es für angebracht, sofort die Sonderkosten, die diese neue Fahrt verursachen würde, anzumelden. Er war überrascht, als Mr. Garrison ihm alle Forderungen glatt bewilligte und nochmals schnellstmögliche Fahrt verlangte.

„Mag der Teufel wissen, was der verrückte Kerl auf der verdammten Insel verloren hat?“ fluchte Captain Dryden vor sich hin, während die ‚Berenice‘ mit höchster Motorkraft große Fahrt auf Südkurs machte. Ein guter Nordwind kam dabei zu Hilfe; straffgespannt standen die Pardunen, und prall gefüllt waren die Segel. Eine hohe Bugwelle warf die ‚Berenice‘ vor sich auf, während ihr Rumpf im Takte der Motorzylinder vibrierte. Bis auf 20 Knoten kam das Schiff dabei, und trotz allem Ärger sah Captain Dryden doch mit stiller Freude, was das Log anzeigte. ‚Es wird gehörig Treibstoff kosten, aber das Institut wird alles bezahlen‘, tröstete er sich, während er seinen Liegestuhl auf dem Achterdeck wieder aufsuchte.

Und dann kam anderes Motorgeräusch auf. Das Flugzeug Garrisons kam heran, kreiste über der ‚Berenice‘, ließ neue Anweisungen aus seiner Antenne spritzen und ging auf das Wasser nieder. Neue Flüche fielen aus Captain Drydens Mund, als er Garrisons Anweisungen ausführen ließ. Die ‚Berenice‘ mußte abstoppen, und ein Deckrahn wurde ausgeschwungen, der das Flugzeug aus dem Wasser hob und auf dem Achterdeck absetzte. Gerade im letzten Augenblick noch konnte der Captain seinen bequemen Stuhl vor dem Zerdrücktwerden retten. Mit dem dolce far niente auf dem Achterdeck war es vorbei, solange die massige Maschine Garrisons den Platz für sich beanspruchte. Doch das war nun nicht zu ändern, und der Captain entschloß sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Darf ich fragen, Mr. Garrison“, sagte er nach einer kurzen Begrüßung, „warum wir so schnell nach der deutschen Insel zurück müssen?“

Garrison hielt es nicht für zweckmäßig, seine Karten vor dem Captain aufzudecken.

„Ich wurde von den Deutschen sehr herzlich eingeladen“, sagte er ausweichend, „es gibt mancherlei auch für uns Wichtiges auf der Insel zu sehen. Deshalb hielt ich es für richtig, die Einladung anzunehmen.“

Captain Dryden wußte nichts von jenem anderen Besuch, den Garrison soeben erst der Insel abgestattet hatte und nahm an, daß diese deutsche Einladung, von der Garrison sprach, durch Funkspruch erfolgt sei.

„Aber mußte die ‚Berenice‘ deswegen noch einmal die Insel ansteuern? Sie hätten sie im Flugzeug schneller erreicht“, fragte er vorsichtig. Garrison mußte vor sich selber zugeben, daß die Frage berechtigt war und suchte nach einer passenden Ausflucht.

„Ich hielt es der Würde unseres Landes für angemessener, mit einem repräsentativen Schiff, wie die ‚Berenice‘ es ist, bei den Deutschen zu erscheinen, als mit einem einfachen Flugzeug. Es wirkt besser; es hebt unser Ansehen. Ich denke, Sie werden es verstehen . . .“

Er brauchte nicht weiter zu sprechen, das Lob, das er der ‚Berenice‘ spendete, ging dem Captain glatt ein.

„All right, Sir“, pflichtete er Garrison bei, „unsere ‚Berenice‘ ist ein stattliches Schiff, das dem Sternbanner keine Unehre macht. Wir können uns überall mit ihr sehen lassen. Nur ein bißchen mehr Farbe wäre wünschenswert. Wenn ich Ihre Absichten vierundzwanzig Stunden früher gekannt hätte, hätte ich noch manches neu malen lassen können . . . Farbe, Mr. Garrison . . . wir sind etwas knapp damit an Bord. Es wäre kein Fehler, wenn ich die Vorräte bald ergänzen könnte.“

James Garrison merkte den Kurs, den Captain Dryden steuerte.

„Wir können später darüber reden, Captain“, wick er aus, „vorläufig muß es auch so gehen . . .“

„Land voraus!“ klang ein Ruf von der Kommandobrücke her in seine letzten Worte.

„Kommen Sie mit auf die Brücke, Captain“, forderte er Dryden auf. „Wir haben die Insel schon in Sicht.“

„Schade!“ dachte der Captain bei sich, während er Garrison auf die Brücke folgte. Diesmal war die Gelegenheit, noch einen Extraposten für einen neuen Anstrich seines Schiffes herauszuholen, verpaßt.

In den Strahlen der Frühsonne hob sich im Süden die Silhouette der Insel über die Rinne, stieg höher empor und wurde immer deutlicher, je näher die ‚Berenice‘ herankam.

Geraume Zeit schaute Garrison durch sein Glas, dann setzte er es kopfschüttelnd ab.

„Sehen Sie etwas Besonderes?“ fragte Dryden.

„Ich vermisse die deutsche Flagge“, erwiderte Garrison, während er ihm das Glas hinreichte.

„In der Tat, Sir, der Flaggstod ist leer“, bestätigte ihm der Captain seine Beobachtung. „Wundert mich bei den Deutschen. Geht doch sonst alles nach der Uhr bei ihnen. Bei Sonnenaufgang hissen und bei Sonnenuntergang einholen der Flagge. Anders habe ich’s nie bei ihnen gesehen.“

Er hätte sich noch weiter über seine Erfahrungen mit den Deutschen verbreitet, wenn die Navigation der ‚Berenice‘ jetzt nicht seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Von früheren Fahrten wußte er, daß auf Seekarten hier kein Verlaß war. Jetzt hieß es ständig loten und die Geschwindigkeit des Schiffes verringern, sobald das Lot Grund erreichte. Stück um Stück wurden die Segel gerefft, nur noch mit gedrosseltem

Motor laufend schob sich die ‚Berenice‘ in langsamer Fahrt näher an das Land heran. Schnell folgten sich die Rufe der am Bug stehenden Lotgäste, immer kleinere Zahlen schrien sie zur Brücke hinauf. Noch reichlich drei Kilometer war das Schiff vom Ufer entfernt, als auf ein Kommando Captain Drydens die Ankerkette rasselnd aus der Klüse lief. Die Grenze, bis zu der die ‚Berenice‘ sich vorwagen durfte, ohne eine Bodenberührung zu riskieren, war erreicht.

James Garrison brannte darauf, schnell an Land zu kommen, aber Captain Dryden schüttelte den Kopf, als er ihn ersuchte, die Motorpinasse zu Wasser zu lassen.

„Ausgeschlossen, Sir!“ lehnte er das Ansinnen ab, „bin schon selber mal damit aufgeschrammt. Sie müssen das Dingi nehmen. Es ist die einzige Möglichkeit, mit trockenen Schuhen bis ans Ufer zu kommen.“

James Garrison war über diese Auskunft nicht sonderlich erfreut. Das Dingi war ein leichtes, sehr flachgehendes Ruderboot, das höchstens sechs Personen aufnehmen konnte. Er selbst hatte wenig Lust zu den Riemen zu greifen und die lange Strecke zu rudern. So entschloß er sich, D’Orien mitzunehmen und erbat sich von der Schiffsmannschaft noch Jeffris und Robertson dazu. Nach kurzem Hin und Her stellte Dryden sie ihm zur Verfügung; mit etwas langen Gesichtern legten die Genannten auf den Befehl des Captains die Riemen in die Dollen, während Garrison den Platz am Steuer einnahm.

„Hoffentlich haben Sie nicht zu schwer geladen, Mr. Garrison“, rief ihm Dryden nach, als das Boot von der ‚Berenice‘ abließ und Kurs auf das Land zu nahm. Der Captain stand an der Reling und blickte ihm nach. Er sah, wie es, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, vorankam, jetzt schon mehrere hundert Meter, und bald einen Kilometer von der ‚Berenice‘ entfernt war.

‚Bin neugierig, ob die trocken hinkommen werden‘, dachte er gerade, als er angerufen wurde.

„Please, Captain!“ Er wandte sich um. Vor ihm stand ein Matrose und reichte ihm einen eben eingegangenen Funkpruch. Captain Dryden las ihn einmal, zweimal und noch ein drittes Mal und griff sich dann an die Stirn.

‚Rufen Sie Ihr Boot zurück! Entfernen Sie sich mit Ihrem Schiff sofort aus der Nähe der Insel! Gefahr im Verzug! St 25.‘

‚St 25?‘ Captain Dryden besann sich. Das war dies deutsche Stratosphärenschiff, das schon einmal seine Pinasse in den Krallen hatte. . . . Rufen Sie Ihr Boot zurück . . . leicht gesagt, aber schwer getan. Wie sollte er das Dingi zurückrufen, das jetzt schon gut zwei Kilometer entfernt war. Einen Versuch wenigstens wollte er machen und rief einen seiner Leute heran, der in der USA.-Flotte als Winker ausgebildet worden war. Gab ihm den Auftrag, durch Flaggensignale das Boot zurückzurufen, obwohl er sich selber davon wenig versprach. Die drei Mann an den Riemen, die das Schiff in ihrem Blickfeld hatten, würden die Signale vielleicht . . . selbst das war unsicher . . . bemerken, aber verstehen würden sie sie kaum, und selbst wenn sie sie verstanden, blieb es noch mehr als zweifelhaft, ob Garrison darauf reagieren und wirklich umkehren würde. — — —

‚St 25‘ kreiste in 15 Kilometer Höhe in der Stratosphäre. Im Funkraum stand Professor Eggerth vor einem Sender, in der Linken seine Taschenuhr, die Rechte an einem Schalthebel. Seine Blicke folgten dem Gang des Sekundenzeigers. Noch eine halbe Minute, dann wollte er den Schalter umlegen. Ein winziger Elektromotor würde anlaufen, ein Kontaktrad würde sich drehen und in einem bestimmten Rhythmus eine Reihe kurzer und langer Stromstöße auf den Sender geben. Im gleichen Rhythmus würden Wellenzüge aus der Antenne von ‚St 25‘ in den Äther fliegen und auf die Empfangsanlage

wirken, die von dem Stratosphärenschiff aus kaum noch erkennbar dort unten auf der Insel stand. Relais würden dort auf die Stromstöße ansprechen, würden zu arbeiten und zu schalten beginnen und würden schließlich dem Batteriestrom den Weg zu den Sprengladungen frei geben ...

„Fünzig Sekunden ... einundfünfzig Sekunden ... zweiundfünfzig ...“ zählte Professor Eggerth vor sich hin, als Lorenzen ihn anrief.

„Herr Professor, da unten sind Menschen! ... Ein Schiff, ein Boot fährt zur Insel.“

Der Professor zog die Rechte von dem Schalter zurück und blickte in die Richtung, die Lorenzen ihm wies. Er griff zu seinem Glas, um sich besser zu vergewissern und erkannte die ‚Berenice‘, sah ein Ruderboot, das jetzt schon den halben Weg vom Schiff bis zum Ufer zurückgelegt hatte. Eine Sekunde später hämmerte seine Hand auf der Morsetaste und jagte jenen Funkpruch aus der Antenne, der gleich darauf Captain Dryden aus seiner beschaulichen Stellung an der Reling der ‚Berenice‘ aufscheuchen sollte.

Durch sein scharfes Glas verfolgte Professor Eggerth weiter, was sich zwei Meilen unter ‚St 25‘ abspielte. Er konnte sehen, wie von der ‚Berenice‘ aus ein Matrose mit zwei Winterflaggen Signale gab und mußte dann das gleiche feststellen wie Captain Dryden. Die Besatzung des Ruderbootes bemerkte diese Signale nicht oder kümmerte sich doch zum mindesten nicht darum. Mit unverminderter Fahrt verfolgte das Boot seinen Kurs und war jetzt schon dicht am Ufer.

Und dann mußte der Funker Lorenzen sich schwer über Professor Eggerth wundern. Er glaubte erst, seinen Sinnen nicht trauen zu dürfen, als er den Professor zornig mit dem Fuß aufstampfen sah und deutlich die Worte vernahm. „Der Teufel soll die Dankees holen.“

Einen solchen Ausbruch hatte er während der zehn Jahre, die er nun schon mit Professor Eggerth zusammen arbeitete, noch niemals vernommen. Er wollte seinerseits etwas dazu sagen, aber da hatte der Professor bereits den Funkraum verlassen und war hinüber in den Kommandorraum geeilt.

Georg Verkoff saß hier am Steuer. Die Navigation von ‚St 25‘ nahm ihn kaum in Anspruch, denn das Schiff zog in mäßiger Fahrt weite Kreise. Die Blicke Verkoffs gingen abwechselnd zu einer Uhr an der Apparatenwand und zu der Insel in der Tiefe. Soviel er darüber wußte, mußte die Sprengdepeche schon seit Minuten aus der Antenne von ‚St 25‘ heraus sein und erwartungsvoll harrete er der Dinge, die sich danach auf der Insel ereignen sollten. Er blickte auf, als Professor Eggerth hineinkam und ihm zurief.

„Sturzflug auf die Insel!“ Er merkte das Staunen Verkoffs und fügte erklärend hinzu. „Wir können noch nicht sprengen, die Amerikaner treiben sich wieder bei der Insel herum. Wir müssen sie erst wegzagen.“

Der Anweisung Professor Eggerths entsprechend stellte Verkoff die Steuerung ein. In jähem Sturzflug schoß ‚St 25‘ wie ein Meteor aus seiner Höhe nach unten. — — —

Das Boot der ‚Berenice‘ stieß scharrend auf das sandige Ufer, mit einem Saß war Garrison draußen. Er bedeutete Jeffris und Robertson, bei dem Boot zu bleiben und schritt nur von O'Brien gefolgt auf die Wiese zu. Merkwürdig öde und verlassen kam ihm hier alles vor. Daß die Flagge nicht gehißt war, hatten sie schon von Bord der ‚Berenice‘ aus festgestellt, aber jetzt sah er erst, daß kein Stratosphärenschiff mehr auf dem Liegeplatz ruhte. Auch der Schacht, neben dem bei seinem letzten Besuch reges Treiben herrschte, lag einsam und trug auch kein Fördergestell mehr. Weit und breit war nichts Lebendiges zu sehen.

Garrison befahl O'Brien zurückzubleiben und machte sich auf den Weg zum Verwaltungsgebäude, um festzustellen, was eigentlich los war. Nur eine kurze Weile blickte ihm O'Brien nach, dann wandte er sich nach der Seite hin, wo nur wenige Meter entfernt ein Funkmast stand. Eine elektrische Apparatur, die dort aufgebaut stand, erregte sein Interesse. Mit einer Empfangsanlage schien das etwas zu tun zu haben, was er hier erblickte. Dafür sprachen die Verstärkerröhren und die Abstimmköpfe. Aber dann wurde der Ire doch wieder in seiner Meinung schwankend, denn er sah auch noch eine lange Reihe von Relais, deren Zusammenhang mit einem Empfänger oder Sender er sich nicht recht vorstellen konnte. Neugierig trat er näher an den Tisch heran und beugte sich über die blinkenden Apparate. Nur in automatischen Telefonzentralen hatte er bisher etwas Ähnliches gesehen. Während er sich noch fragte, was wohl die Deutschen hier mit dieser Apparatur bezwecken konnten, ließ er die Finger seiner Rechten spielerisch darüber hingleiten, betastete die Magnetwicklungen und berührte jetzt eine Relaiszunge. Unter dem schwachen Druck seiner Fingerkuppe gab die feine Metall-Lamelle ein wenig nach. Im gleichen Augenblick schlug ein scharfes Knacken an sein Ohr. Ein kräftiges Starkstromrelais, von der feinen Zunge jenes anderen gesteuert, hatte ebenfalls angesprochen. Erschrocken zog er die Hand zurück, verharrte einen Augenblick regungslos und dann weiteten sich seine Augen.

Eben noch stand der Vulkankegel scharf und klar gegen den tiefblauen Himmel. Jetzt ging ein Zucken durch das Gesteinmassiv. Für einen Moment schien sich der oberste Teil des Berges von seiner Unterlage loslösen zu wollen. Dann stürzte der kreisförmige Kraterrand von allen Seiten her nach innen ein, im Laufe weniger Sekunden verlor der Vulkan 200 Meter von seiner Höhe. Mehrere Millionen Kubikmeter Fels waren

durch die gleichzeitige Explosion von hundert schweren Sprengladungen in Bewegung gesetzt und auf den Lavasee im Kraterinneren geworfen worden.

Noch stand O'Brien wie zu einer Statue erstarrt, als der Donner der Explosionen ihn erreichte, ein scharfes Krachen zuerst, ein langes Rollen und Grollen danach, das ihn zwang, sich die Ohren zuzuhalten. — — —

Auch Captain Dryden sah von der ‚Berenice‘ aus die Spitze des Vulkans in sich zusammenbrechen, aber er sah außerdem noch etwas anderes, was dem Iren entging, weil er mit dem Rücken nach der See zugewandt stand. Der Captain sah etwa 500 Meter von der Küste entfernt plötzlich aus der Wasserfläche einen riesigen Strudel emporanschleusen. Wie von einer unwiderstehlichen Kraft gepackt, wurde das Meer dort an die hundert Meter hoch in die Höhe geschleudert. Einen Moment schienen seine Fluten über der Ausbruchsstelle in der Luft zu schweben, dann stürzten sie dumpf brausend, laut aufplätschend zurück, beim Niederfallen eine mächtige Welle erzeugend, die nach allen Seiten über die eben noch fast spiegelglatte Seefläche lief. Sich überschlagend brandete sie gegen das Ufer der Insel. Auch die ‚Berenice‘ wurde von ihr getroffen und zerrte bald schlingern, bald stampfend, an ihrer Ankerkette.

Dem Captain kam das Radiogramm von ‚St 25‘ wieder in die Erinnerung. ‚Gefahr im Verzug‘ hatte das Stratosphärenschiff gefunkt. Er hielt es nicht für angebracht, sein Schiff noch weiter manövrierunfähig vor Anker liegen zu lassen. Schon ging auf sein Kommando eine Deckwinde an und holte den Anker ein, während gleichzeitig der Motor der ‚Berenice‘ ansprang. Das Schiff bekam Fahrt und entfernte sich langsam weiter von der Insel.

Hätte Captain Dryden von anderen Erwägungen unbeschwert seinem eigensten Gefühl folgen können, er wäre mit voller

Maschinenkraft davongefahren, bis diese unheimliche Insel außer Sicht war. Aber James Garrison war ja dort noch an Land, der Sekretär des Carnegie-Instituts, den Captain Dryden aus mehr als einem Grund nicht im Stich lassen durfte. So gab er schon nach kurzer Fahrt den Befehl wieder beizudrehen, um aus einer, wie er glaubte, sicheren Entfernung zu beobachten, was weiter geschehen würde. — — —

James Garrison hatte die Tür zum Verwaltungsgebäude unverschlossen gefunden und war in das Haus eingetreten. Er stuzte, als er aus dem Vorflur in den Empfangsraum kam. Wo er vor kurzem noch Bilder an den Wänden, Teppiche auf dem Estrich und schwere Sessel gesehen hatte, war alles kahl und leer. Noch stand er kopfschüttelnd in dem ausgeräumten Saal, unschlüssig, ob er weitergehen oder wieder umkehren solle, als ein donnerndes Getöse ihn erschreckte ... ein Gewitter?! Aus heiterem Himmel und in solcher Stärke? Er eilte zu einem Fenster und sah eben noch die letzten Reste des Kraterkranzes zusammenstürzen; im nächsten Moment wußte er, daß es sich hier um eine Sprengung handelte. Er hatte ja selbst bei seinem letzten Besuch die Bohrmaschinen dort oben an der Bergwand gesehen, aber was die Deutschen eigentlich mit ihren Arbeiten bezwecken mochten, war ihm nicht klar.

Nur dessen glaubte er jetzt sicher zu sein, daß sie die Insel verlassen hatten, und daß es für ihn vorteilhaft wäre, ihrem Beispiel zu folgen.

Während er sich der Tür zuwandte, hatte er ein Gefühl, als ob der Boden unter ihm wankte. Ein Erdbeben?! Ausgeschlossen war es auf diesem vulkanischen Boden nicht.

„Aus ins Freie! Sich nicht unter den Trümmern eines einstürzenden Hauses begraben lassen!“ waren die Gedanken, die ihn beherrschten, während er mit unsicheren Schritten dem Ausgang zustrebte.

Immer stärker wurde in den wenigen Sekunden, die er dafür benötigte, die Bewegung des Fußbodens. Schon klappten hier und dort Risse in dem Estrich, schon zeigten sich Sprünge in den Wänden des massiven Betonbaues. Er atmete erleichtert auf, als er durch die Tür, die er bei seinem Eintritt halb offen gelassen hatte, wieder ins Freie kam. Die schlimmste Gefahr schien damit überwunden zu sein.

Er blieb stehen und schaute sich um. Der Vulkan dort drüben war vollkommen ruhig. Selbst die leichte Rauchwolke, die früher über ihm schwebte, war nach dem Einsturz des oberen Kratersteiles verschwunden. Es machte den Eindruck, als ob die durch die Sprengung in den Kessel geschleuderten riesenhaften Gesteinsmassen den vulkanischen Kräften der Tiefe jeden Ausweg nach oben hermetisch abriegelten.

Starr und unbewegt reckte sich der Vulkankegel in die Höhe, aber um so bewegter war die Rasenfläche, auf der James Garrison stand. So stark wogte sie jetzt hin und her, daß er Mühe hatte, sich auf den Füßen zu halten. In Wellenform liefen die Erdstöße über sie hin, daß sie fast einem vom Winde bewegten See glich. Hier und dort vermochte der Boden der Bewegung nicht zu folgen und riß in Spalten auseinander. Jetzt bildete sich ein Riß vor seinen Füßen und zwang ihn, sich mit einem Sprung in Sicherheit zu bringen. Erschreckend wurde ihm klar, daß er auch hier draußen bedroht war.

So gut es auf dem bebenden Boden möglich war, setzte er sich in Lauf und strebte der Uferstelle zu, an der sein Boot lag. Hielt jäh wieder inne, als er sah, wie auch dort alles verändert war. Taumelte dann weiter, bis er sein Ziel erreicht und brockenweise von seinen verstörten Leuten Jeffris und Robertson erfuhr, was sich hier ereignet hatte.

Eine schwere Flutwelle war gegen das Ufer gerollt, hatte das Boot, in dem die beiden saßen, in die Höhe gehoben,

50 Meter landeinwärts mit sich genommen und dann, während die Woge sich selbst überschlug und zurückbrandete, mit dem Kiel nach oben auf den Boden geschleudert. Wie durch ein Wunder waren Jeffris und Robertson ohne ernstliche Verletzungen davongekommen. Bis auf die Haut durchnäßt, standen sie neben dem ledgeschlagenen Boot, als Garrison zu ihnen kam. Jede Möglichkeit, mit diesem Wrack zur ‚Berenice‘ zurückzukehren, war ausgeschlossen.

Im Nebel verloren

Im Sturzflug kam ‚St 25‘ nach unten. In wenigen Minuten erreichte es die tieferen dichten Luftschichten, stand jetzt 3000 . . . jetzt nur noch 1500 Meter über der See, als Verkoff auf einen Wink des Professors in die Steuerung griff und den Kurs des Stratosphärenschiffes wieder in die Horizontale brachte. Weite Kreise ziehend glitt es in mäßiger Fahrt der See noch näher entgegen, während Professor Eggerth die Amerikaner nicht aus den Augen ließ. Er sah sie landen, sah James Garrison auf das Verwaltungsgebäude zu gehen, und seine Stirn runzelte sich, als er bemerkte, daß O’Brien sich an den elektrischen Geräten neben dem Funkmast zu schaffen machte.

„Narr verdammt!“ Kurz und hart stieß er die Worte heraus und packte Verkoff so fest am Arm, daß den der Griff schmerzte.

„Was ist, Herr Professor? Habe ich einen Fehler gemacht?“

„Nicht Sie, Verkoff. Den Narren da unten meine ich. Sehen Sie, wie er mit täppischen Fingern an den Zündrelais spielt.“

Georg Verkoff schaute nach unten und wurde blaß. „Bei Gott, Herr Professor . . . das kann schlimm werden! Was können wir tun?“

„Nichts, Verkoff. Es ist zu spät.“ Während Professor Eggerth die Worte noch sprach, war das Unheil schon geschehen. Sie sahen von ‚St 25‘ aus den Krater einstürzen. Im Augenblick war die glühende Lavafläche verdunkelt und verschwunden. Sie sahen auf dem Seespiegel einen Wasserausbruch, sahen eine

Flutwelle weit über den Nordstrand hinauflaufen und erschauten aus ihrer Höhe auch noch etwas anderes. Ein Schüttern und Beben ging durch die Bergnase an der Südspitze der Insel. Für eine Minute schien es, als wolle die Kuppe dort in sich zusammenstürzen, dann klappte sie von unterirdischen Gewalten aufgerissen weit auseinander. Erst rötlich, dann grellweiß leuchtete es aus der Wunde auf, die vulkanische Kräfte hier in den Leib der Insel rissen, stieg empor, überflutete die Felstrümmer und floß als breiter Lavaström das Ufer hinab, der See entgegen.

Ein neues Kommando des Professors, eine Steuerbewegung Verkoffs. „St 25“ begann zu steigen und schraubte sich mit voller Maschinenkraft wieder in die Höhe. Doch so schnell das Stratosphärenschiff auch flog, die Dampfmassen, die jetzt von der Südspitze der Insel emporwirbelten, waren noch schneller. Erst dunstig, dann nebelig wurde die Atmosphäre um „St 25“.

„Schöne Milchsuppe, in die wir hier geraten“, meinte Verkoff.

„Für uns nicht schlimm, mein lieber Verkoff“, sagte Professor Eggert. „Wir werden in ein paar Minuten wieder rauskommen, aber ich fürchte für Garrison und seine Leute. Unser neugieriger Freund hat sich diesmal etwas eingebrocht, an dem er zu kauen haben dürfte. Für die nächsten Stunden sehe ich keine Möglichkeit, ihm zu Hilfe zu kommen. Wir würden unnütz unser Schiff gefährden.“

„Könnte man es nicht vielleicht doch versuchen, Herr Professor?“ wandte Verkoff ein. „Wenn man mit größter Vorsicht hinunterginge, das Echolot und die Hubschrauben benutzte . . .“

Professor Eggert schüttelte den Kopf. „Es wäre zwecklos, Herr Verkoff. Wir wollen in die Stratosphäre gehen und die weitere Entwicklung der Dinge aus einer sicheren Entfernung ansehen.“ — — —

Dr. Wille und der lange Schmidt hatten sich, als „St 25“ die Insel verließ, zu einem wissenschaftlichen Disput in Willes

Kabine zurückgezogen; Dr. Schmidt hatte allerlei auf dem Herzen und wußte keinen besseren als seinen alten Freund und Gegner Wille, um seine mannigfachen Bedenken auszupacken. Raum hatten sie am Fenster, durch das sie einen guten Blick auf den Vulkan hatten, Platz genommen, als Schmidt auch schon loslegte.

„Hoffentlich sprengt Professor Eggert nicht zu früh. Ich fürchte das Schlimmste, wenn die Sache losgeht, bevor wir sicher in der Stratosphäre sind.“

Wille versuchte ihn zu beschwichtigen. „Ich kann Ihre Befürchtungen nicht teilen, Herr Kollege. Nach allem, was Herr Professor Eggert mir gestern noch mitteilte, wird die Angelegenheit ziemlich friedlich verlaufen. Nach dem Geschmack des Professors vielleicht sogar zu friedlich . . .“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Schmidt dazwischen.

„Ich . . . oder richtiger gesagt, der Professor meinte . . .“, begann Dr. Wille bedächtig, „daß die unterirdischen Kräfte nicht hinreichen könnten, um eine Landbewegung in dem von ihm gewünschten Umfang hervorzurufen. In seinen Ausführungen behandelte er die so unvermutet an der Südspitze der Insel aufgetretenen Erscheinungen gewissermaßen als ein natürliches Sicherheitsventil. Soweit war er auch ganz einverstanden damit, aber er äußerte die Befürchtung, daß dies Ventil vielleicht zu groß sein könnte. Er rechnet mit der Möglichkeit, daß die unterirdischen Kräfte, die bei dem Zusammentreffen des Ozeans mit dem Magma des Erdinneren frei werden, an der Südspitze einen so bequemen Ausgang ins Freie finden, daß sie dort wirkungslos verpuffen könnten, während die Lage am Nordstrand sich nur wenig verändert.“

Der lange Schmidt hielt sich die Ohren zu, als wolle er Wille nicht weiter anhören. „Vollkommen unbegreiflich ist mir diese Ansicht“, brach er los, als Wille schwieg. „Weiß der Professor

denn nicht, wie es damals zuging, als Dzean und Magma unter dem Mont Pelée zusammenstießen. Der ganze Berg flog in die Luft. Die halbe Insel flog mit. In einer Minute kamen dreißigtausend Menschen ums Leben. Bis zu einer Höhe von 100 Kilometern wurden Unmengen vulkanischer Asche in die Stratosphäre geworfen. Jahrelang kreisten die Staubwolken um unsern Erdball. . .“

„Da lagen die Verhältnisse wesentlich anders“, warf Wille ein und wollte noch mehr sagen, aber der lange Schmidt ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Sie lagen durchaus nicht anders“, widersprach er ihm. „Dort wie hier kommen glutflüssiges Magma und der Dzean zusammen. Ich wette mit Ihnen um was Sie wollen, Herr Dr. Wille. Auch hier wird der Teufel los sein, wenn es geschieht. Hoffentlich sind wir dann weit genug weg vom Schuß.“

Wille hatte während der letzten Worte von Schmidt seine Uhr gezogen. „Wir wollen uns nicht um des Kaisers Bart streiten, Herr Kollege“, begann er in seiner versöhnlichen Art. „In einer Minute wird Professor Eggertsh sprengen. Dann werden wir schnell wissen, wer von uns recht hat.“ Eine jähe Änderung der Schiffsbewegung zwang ihn, sich fester in seinen Sessel zu setzen. „St 25“ ging im Sturzflug nach unten.

„Was ist das? Ist der Professor toll geworden?“ stieß Schmidt hervor, während seine Blicke zwischen dem Höhenzeiger in der Kabine und dem Fenster hin und her gingen. . . „Nur noch 3000 . . . nur noch 1500 Meter . . . unbegreiflich . . . unverantwortlich! . . . Jetzt hat er gesprengt!“

Sie sahen den Vulkan zusammenstürzen, sahen auch den schweren Lavaausbruch an der Südspitze und spürten gleich darauf, wie „St 25“ wieder seinen Kurs änderte und mit höchster Maschinenkraft der Stratosphäre zustrebte.

„Das ist heller Wahnsinn! Das heißt mit der Gefahr spielen!“

schrie Dr. Schmidt erbittert, während dichte Nebelschwaden das Schiff einzuhüllen begannen.

„Kommen Sie, Herr Doktor!“ Er sprang auf. „Wir wollen zu Professor Eggertsh gehen. Ich muß wissen, was geschehen ist.“ — — —

Captain Dryden hatte den Anker aufholen lassen, als die ‚Berenice‘ von der Flutwelle erreicht und beträchtlich hin und her geschüttelt wurde. Während das Schiff sich ein paar Kilometer vom Land entfernte, stand er auf der Brücke und hielt Ausschau nach der Insel. Er verwünschte den Leichtsinn Garrisons, der ihn und sein Schiff in dieses Abenteuer hineingehehrt hatte, und fluchte in allen Tonarten auf die Deutschen, die auf einem so gefährlichen Boden noch halbschreiende Experimente machten, und kam dabei zu einem festen Entschluß. Sobald wie möglich wollte er es versuchen, mit der Pinasse an die Insel heranzukommen; dann aber würde er ein Machtwort sprechen. Dann sollte Mr. Garrison ihn kennenlernen und einen Begriff von der Befehlsgewalt eines Kapitäns bekommen. Mit Gewalt würde er den Mann nötigenfalls an Bord holen und machen, daß er so schnell wie möglich von dieser verhexten Gegend loskäme. Mochte Garrison auch hundertmal Sekretär des Carnegie-Instituts sein, hier ging es um die Sicherheit des Schiffes und seiner Besatzung, und Mr. Dryden hatte nicht Lust, sein Kapitänspatent wegen der spleenigen Einfälle eines anderen loszuwerden.

Er griff zum Fernglas, um nach Garrison und seinen Leuten Ausschau zu halten, bekam jetzt das Dingi ins Blickfeld und sah zu seinem Schrecken, daß es kieloben auf dem festen Land lag. Er sah weiter James Garrison merkwürdig taumelnd und unsicher auf das Boot zuschreiten. Dann trübte sich das Bild. Er nahm das Glas von den Augen und bemerkte eine Nebelwand, die von Süden hier wie ein breiter Schleier heranwehte. Sein

früherer Besuch kam ihm dabei in die Erinnerung, bei dem die ganze Insel und auch noch die See in ihrer Nähe in undurchdringlichem Nebel und Dampf lag. Sollte sich das jetzt wiederholen?

„Vorsicht ist der bessere Teil der Tapferkeit“, dachte Captain Dryden und griff zum Maschinentelegraphen. In hoher Kraft wirbelten die Motoren die Schrauben durch das Wasser. In voller Fahrt suchte die „Berenice“ vor dem herankommenden Nebel davonzulaufen. Noch einmal wandte er sich zurück, um einen Blick nach dem Eiland zu werfen, als ein schweres Scharren und Schüttern durch den Schiffsrumpf ging. So stark war der Stoß, der die Fahrt der „Berenice“ jäh abbremsste, daß Captain Dryden gestürzt wäre, wenn er nicht im letzten Moment die Kelling zu packen bekommen hätte. Die „Berenice“ war schwer auf Grund gerannt.

Aber wie war das möglich? ging es dem Captain durch den Kopf. Vor wenigen Stunden hatte sein Schiff an der gleichen Stelle mehr als 20 Faden Wassertiefe unter sich. Fassungslos starrte er auf die See und sah etwas, das seinen Herzschlag stocken ließ. Hier und dort . . . teils in der Nähe der „Berenice“, zum Teil auch weit von ihr entfernt hoben sich Sandbänke und Felszacken aus der Flut.

Ein Rauschen drang stark und immer stärker an sein Ohr. Während das Schiff hoffnungslos festlag, strömte die See vom Land her in schnellem Fluß an seinem Rumpf vorbei und bildete am Heck eine Stauwelle, die hin und wieder Brecher über das Achterdeck warf.

An ein Wattengebiet mußte Captain Dryden denken, aus dem die See bei Ebbe in ähnlicher Weise abströmt. Und wie dort bei fallendem Seespiegel sich erst kleine Bänke bilden, immer größer werden und schließlich zusammenfließen, bis das ganze Wattengebiet trockenes Land geworden ist, so geschah es auch hier, mit

dem einen Unterschied nur, daß sich hier nicht der Meerespiegel senkte, sondern daß der ganze Seegrund sich gleichmäßig hob. Schon bekam die „Berenice“ leichte Schlagseite und legte sich etwas nach Steuerbord über; und dann war es geschehen. Nur noch in einigen wenigen Rinnen und Prielen strömte das Wasser seewärts, während von der Insel her mit Windeseile das Land heranwuchs, immer weiter über jene Stelle hinaus, an der die „Berenice“ noch vor kurzem frei im Ozean schwamm. Nur noch sandigen, hier und dort von Fels und Korallen unterbrochenen ehemaligen Seeboden sah Captain Dryden, wohin er auch den Blick richtete. Trockenen Fußes hätte er jetzt zu der Insel hingehen können, trockenen Fußes hätten auch Garrison und seine Leute zu dem Schiff zurückkehren können . . . wenn sich jetzt nicht von Minute zu Minute immer dichter werdende endlose Nebelschwaden über das gestrandete Schiff und seine Umgebung gelegt hätten. — — —

Die Kräfte der Tiefe, die Professor Eggerth durch seinen kühnen Versuch entfesselte, leisteten das, was er von ihnen erwartete. Auf viele Meilen hin hoben sie den Seeboden um die Insel herum um Hunderte von Metern. Langsam, aber unwiderstehlich wirkte sich der ungeheure Druck aus, den das bei der Verbindung mit dem Seewasser aufquellende und sein Volumen vervielfachende Magma auf die über ihm liegenden Gesteinsschichten ausübte.

Viele Stunden verstrichen darüber. In Stratosphärenhöhe beobachtete Professor Eggerth von „St 25“ aus, daß sich alles fast über sein Erwarten hinaus so vollzog, wie er es in vielen Tagen und Nächten geplant hatte. Neues Land stieg um die Insel herum aus der Tiefe und verhundertfachte . . . vertausendfachte schließlich ihr Areal. Wie ein Sicherheitsventil arbeitete dabei der neue Vulkan an der Südspitze. Immer neue unendliche Lavamassen warf er aus, sobald der Druck in der Tiefe über ein

gewisses Maß anstieg. In breiter Front ergoß sich der glühende Strom dort in die See, ließ sie aufflochen, verzischen, versprühen und entsandte ungeheure Dampfmassen in die Atmosphäre. Bis auch dort sich das Land soweit gehoben hatte, daß die glutflüssigen Massen die See nicht mehr erreichten, sondern vorher zum Stillstand und zum Erstarren kamen.

Da hörte die Dampfbildung auf, aber schwer und massig lagerten die Nebelmengen, die bereits entstanden waren, wie eine undurchdringliche Wollenbank über der Insel und ihrer Umgebung. Sie verdeckten die gestrandete ‚Berenice‘, und sie hüllten auch James Garrison mit seinen drei Leuten wie in ein dichtes Tuch ein.

Für das Schiff Captain Drydens und seine Besatzung bestand im Augenblick keine Gefahr. Wohl verhinderte der Nebel jede Aussicht, aber man konnte in ihm atmen und leben, und konnte in den Räumen des gut verproviantierten Schiffes in Ruhe abwarten, bis er sich einmal verzogen haben würde. Schlimmer sah es für Garrison und seine Leute aus. Sie waren so, wie sie gingen und standen, an Land gefahren und dort auf ein leeres Nest gestoßen. Wenn es vielleicht Tage oder gar Wochen dauern sollte, bis die nebligen Schwaden sich wieder verzogen, dann konnte die Gefahr des Verschmachtens für sie akut werden. — — —

Captain Dryden hielt es für zwecklos, länger auf der Brücke des Schiffes zu bleiben. Von widerstreitenden Gedanken und Empfindungen hin- und hergerissen, begab er sich unter Deck und ging in seine Kabine. Hier war die Luft noch ziemlich klar, und beim Licht der elektrischen Lampen konnte er die Dinge in dem nicht allzu großen Raum mit einiger Deutlichkeit erkennen. In einen Sessel hingeworfen versuchte er, die Bilanz aus den Ereignissen zu ziehen, die während der letzten Stunden so elementar über ihn und sein Schiff hereingebrochen waren.

Die ‚Berenice‘ war verloren, darüber gab es keinen Zweifel mehr. Schon jetzt war sie eigentlich kein Schiff mehr und würde nie wieder eines werden können, denn viele Kilometer, ja vielleicht Meilen trennten sie vom Meer. Das hatte Captain Dryden noch sehen können, bevor der Nebel kam.

Alles was der Captain an Vermögen besaß, hatte er für die Erwerbung und Instandhaltung der ‚Berenice‘ aufgewendet. Wurde der Schaden ihm nicht ersetzt, dann war er ein Bettler. Es blieb die andere Frage, wer für den Verlust aufzukommen hatte. Das Schiff war versichert, und Captain Dryden hatte darauf gehalten, seine Prämien stets rechtzeitig zu zahlen. Auf einen Verlust des Schiffes durch Feuer, Sturm oder Strandung lautete die Police. Bei dem Gedanken daran kamen dem Captain aufs neue Zweifel. War das, was die ‚Berenice‘ betroffen hatte, noch eine Strandung im gebräuchlichen Sinne des Wortes? Würde die Versicherungsgesellschaft nicht vielleicht Schwierigkeiten machen? Ausflüchte suchen, von einem Elementarereignis sprechen, für das die Police nicht gälte. Dem Captain wurde bei dem Gedanken unbehaglich, und erst bei einem Soda-Whisky fand er seine Ruhe wieder.

Wenn die Gesellschaft sich weigerte, dann würde er sich an Mr. Garrison als den Bevollmächtigten des Carnegie-Instituts halten. Auf dessen Weisung war er hierhergekommen, und das Institut besaß genügende Mittel, um ihm den Preis für ein neues Schiff spielend ausbezahlen. Es würde freilich kaum ohne Prozeß abgehen, und es würde viel davon abhängen, welche von den beiden streitenden Parteien sich in den Staaten die besseren Rechtsanwälte kaufen konnte.

Als Captain Dryden mit seinen Überlegungen so weit gekommen war, hielt er es für angebracht, sich einen zweiten Soda-Whisky zu mischen, und während er ihn zu sich nahm, überdachte er die dritte Möglichkeit, die deutsche Regierung für den

Schaden haftbar zu machen. Sehr aussichtsreich erschien ihm die Idee nicht, aber es blieb der letzte Ausweg, wenn alles andere versagte; während er noch darüber nachgrübelte, trat ein Funkergast in die Kabine und brachte ihm ein eben aufgenommenes Radiogramm. Die Depesche kam von ‚St 25‘. Professor Eggert hat um Auskunft über die Lage auf der ‚Berenice‘. Captain Dryden ließ den Funker gleich warten und schrieb seine Antwort nieder: ‚Hoffnungslos gestrandet. Im Augenblick keine Gefahr. Hilfe erwünscht‘.

Während der Bote mit der Antwort in den Funkerraum zurückeilte, sinnierte Dryden weiter . . . die Deutschen meldeten sich . . . fragten nach dem Zustand des Schiffes . . . konnte das nicht als das Zeichen eines schlechten Gewissens gelten . . . vielleicht waren die Ausichten, sich wegen des Schadenersatzes an sie zu wenden, doch nicht zu unterschätzen. Noch während er die Möglichkeit überlegte, kam schon wieder eine Antwort von ‚St 25‘ auf seinen eigenen Funkerspruch: ‚Nebel geht sehr langsam zurück. Schätzen auf einige Tage, bevor wir Hilfe bringen können. Wie steht es um Garrison und seine Leute?‘

Mit einem Fluch zerknitterte Captain Dryden das Papier. Schöne Ausichten, tagelang in der Mehlsuppe sitzen zu müssen . . . Garrison und seine Leute?

‚Wir wissen nichts über ihr Schicksal. Sahen sie zuletzt neben ihrem gekenterten Boot am Strand stehen‘, ließ er an ‚St 25‘ zurückfunken. Eine große Wut auf Garrison überkam ihn, während er den Text seiner Antwort dem Funkergast übergab. Wie sorgenfrei könnte er jetzt mit seinem guten Schiff in der Südsee kreuzen, wenn dieser Mensch ihn nicht in das Unheil hineinkommandiert hätte.

Nur ausgleichende Gerechtigkeit war's, wenn der jetzt auf der gottverfluchten Insel im Nebel steckte. Hoffentlich würde das Schicksal ihm dort Zeit und Gelegenheit geben, alle seine Sün-

den zu bereuen. Mit diesem wenig christlichen Wunsch im Herzen ging Captain Dryden daran, sich einen dritten Whisky-Soda zurechtzumachen. — — —

James Garrison stand neben dem gekenterten Boot und blickte auf die See hinaus, als der Nebel kam. Eine kurze Weile konnte er noch die Silhouette der ‚Berenice‘ erkennen, dann begann sie in der dunstigen Luft zu verschwimmen, und dann lag es dicht wie Watte um ihn und seine beiden Gefährten.

Er hatte noch gesehen, daß die ‚Berenice‘ den Anker auf hatte und unter Motorkraft Fahrt machte; daß sie gleich danach auf Grund rannte, hatte er nicht mehr bemerken können; so war er der Meinung, daß Captain Dryden sein Schiff vor der heranziehenden Wolkensbank auf die hohe See in Sicherheit brachte, und es war ihm klar, daß von der ‚Berenice‘ her für die nächste Zeit kaum Hilfe zu erwarten war.

„Hallo, Jeffris! Robertson!“ Er rief seine Leute an, deren Gestalten er nur noch undeutlich erkannte, obwohl sie kaum fünf Meter von ihm entfernt standen.

„Hallo, Sir!“ kam die Antwort von beiden zurück. „Sie wünschen, Sir?“

„Kommen Sie näher heran! Wir dürfen uns nicht aus den Augen verlieren. Bleiben Sie dicht bei mir! Wo steckt O'Brien?“

„O'Brien, Sir? Ich meine, ich habe ihn zuletzt vor dem Funkmast stehen sehen.“ Die Antwort kam von Robertson und klang unsicher.

‚Am Funkmast?‘ Das konnte stimmen. Garrison erinnerte sich, daß O'Brien nach ihrer Landung dort stehen blieb, während er selbst zum Verwaltungsgebäude ging. Der Funkmast? Schätzungsweise mußte der etwa 200 Meter von hier entfernt sein. Garrison griff in seine Brusttasche und holte eine kleine Planskizze heraus, die er sich bei seinem vorletzten Besuch in

unbeobachteten Minuten aufgezeichnet hatte. Obwohl nur flüchtig hingeworfen, enthielt sie doch alles Wesentliche und dazu auch die Entfernungen, die der findige Amerikaner durch Abschreiten und Schrittezählen recht genau ermittelt hatte. Er betrachtete den Plan.

Dort, am weitesten nach Osten, lag das Maschinenhaus neben dem Bach. Dann kam das Verwaltungsgebäude und noch weiter nach Westen zu der Liegeplatz der deutschen Stratosphärenflotte. Der Funkmast war nicht eingetragen, denn er war damals noch nicht vorhanden. Garrison entsann sich, daß er ziemlich genau in der Mitte zwischen dem Verwaltungsgebäude und dem Liegeplatz stehen mußte und markierte den Punkt auf seiner Skizze, und dann tat er etwas Ähnliches wie Captain Dryden, er machte auch eine Inventur: er untersuchte seine Taschen. Allzuviel war es nicht, was er dabei entdeckte. Erstens ein gutes Chronometer; es war ja selbstverständlich, daß der ehemalige Astronom der Pasadena-Sternwarte sich von diesem Instrument niemals trennte. Ein Taschenmesser und ein Schlüsselbund wurden als einstweilen zwecklos wieder eingesteckt, aber danach stieß seine Hand auf einen Taschenkompaß, den er durch einen glücklichen Zufall bei sich hatte. Die nordweisende Magnetnadel war in dem undurchdringlichen Nebelmeer hier von größtem Wert, konnte vielleicht die Rettung bringen.

Garrison breitete seine Planskizze auf den Planen des Bootes aus und orientierte sie nach dem Kompaß. Dann visierte er den Punkt, an dem der Funkmast stehen mußte, und stellte den Winkel zur Südnordrichtung fest, unter dem er gehen mußte, wenn er von seinem jetzigen Standpunkt aus zu dem Mast gelangen wollte. Jeffris und Robertson betrachteten seine Vorbereitungen mit einem Gemisch von Neugier und Hochachtung, aber sie wurden unruhig, als er ihnen seine Absicht mitteilte, nach D'Brien suchen zu wollen. Auf keinen Fall wollten sie hier

allein in der undurchdringlichen Nebelsuppe zurückbleiben und verlangten, ihn begleiten zu dürfen.

„Meinetwegen! Es ist vielleicht auch besser so“, gab Garrison nach kurzem Überlegen ihrem Begehren nach. Schon wollten sie sich zum Gehen anschicken, als Jeffris mit einem anderen Vorschlag kam.

„Könnten wir nicht erst einmal nach D'Brien rufen?“ fragte er Garrison. Der zuckte die Achseln.

„Versuchen könnt ihr's, Boys, aber ich fürchte, es wird nicht viel Zweck haben. Der Nebel brems't die Schallwellen stark ab . . . es kann auch einen irreführenden Widerhall geben . . .“ Er wollte noch weiteres sagen, als die beiden anderen schon aus vollem Halse losbrüllten.

„Hallo, D'Brien! Hallo! . . . hallo! . . . D'Brien!“ klang es wechselweise aus ihren Kehlen. Sie strengten ihre Stimmbänder auf das äußerste an, aber vergeblich lauschten sie in kurzen Ruhepausen auf eine Antwort. Nur ein dumpfes Echo ihrer eigenen Rufe klang aus der weißen Wand, die sie umgab, zurück. Ein Echo, das überdies noch von allen Seiten her zu kommen schien.

„Hört auf, Boys! Ihr schreit euch unnütz heiser“, stoppte Garrison ihre Bemühungen ab. „Wenn er noch bei dem Mast ist, werden wir ihn auch so finden.“

„Wenn er aber von dort weggegangen ist?“ fragte Robertson.

„Dann mag der Himmel ihm helfen. Wir können nicht mehr für ihn tun“, sagte Garrison, während er, den Kompaß flach vor sich in der Hand haltend, voranzuschreiten begann. Es war ein leichteres Gehen als noch vor kurzem, denn der Boden war inzwischen wieder zur Ruhe gekommen. Jenes Beben und Schwanken, das Garrison damals taumeln ließ, hatte aufgehört. Daß der ganze Grund sich immer noch langsam aber stetig hob, war kaum zu spüren.

Nach alter Gewohnheit seine Schritte zählend und sorgfältig die Richtung, die er auf dem Kompaßgehäuse markiert hatte, innehaltend, ging Garrison über Sand und Rasen, dicht von den beiden anderen gefolgt. Zahlen flüsterte er vor sich hin, während er einen Fuß vor den anderen setzte. „198 ... 199 ... 200 ...“ Jetzt wurde die Sache kritisch. Nach seiner Meinung mußte der Mast in nächster Nähe sein. Ging er noch weiter, so riskierte er es, daran vorbei ins Ungewisse zu laufen.

Sie waren stehengeblieben und starrten nach allen Seiten in den Nebel. Unerbittlich und undurchsichtig umgab die weiße Wand sie von allen Seiten. Sie riefen noch einmal, in der Hoffnung, daß der Widerhall ihnen das Ziel verraten könnte, doch gleichmäßig kam der Schall von allen Seiten zurück.

„Wir wollen noch zehn Schritte weiter gehen“, entschied Garrison. Langsam setzten sie sich wieder in Bewegung. „201 ... 202 ... 203 ... 204 ...“ zählte Garrison, als Jeffris plötzlich „Halt!“ rief.

„Was ist, Jeffris? Warum rufen Sie Halt?“

„Hier liegt ein Kabel, Mr. Garrison. Ich bin mit dem Fuß dagegen gestoßen, sonst hätte ich's in dem Grase nicht gesehen.“

Garrison trat an Jeffris Seite, bückte sich und bekam einen etwa fingerstarken isolierten Draht zu fassen.

„Wohin mag das Ding führen?“ sagte Jeffris mehr zu sich selbst als zu den anderen.

„Natürlich zu dem Funkmast“, meinte Robertson. „Wir brauchen dem Kabel nur nachzugehen und kommen sicher hin.“

„Also gehen wir schon!“ drängte Jeffris.

„Stop, my boy“, bremste Garrison seinen Latendrang und zog wieder seinen Plan zu Rute. Ungeduldig warteten seine Gefährten, was weiter werden würde. Erst nach längerem Überlegen kam Garrison zu einem Entschluß.

„Ich glaube, wir müssen dem Kabel nach rechts folgen, aber

... für alle Fälle ...“ Er zog sein Taschentuch heraus und knotete es um den Leitungsdraht. „Für alle Fälle wollen wir uns die Stelle hier, an der wir auf das Kabel gestoßen sind, markieren. Es gibt uns auf jeden Fall die Möglichkeit, von hier aus den Weg zu unserem Boot zurückzufinden.“

„Pah! Der lecke Kahn, was soll uns der noch nützen?“ meinte Jeffris mit einem Achselzucken.

„Das kann man im voraus nicht wissen“, sagte Garrison nachdenklich. Eine Erinnerung war ihm bei den Worten an ein anderes von ihm selbst gezimmertes Boot gekommen, auf dem er vor Jahren schon einmal diese Insel hier verlassen hatte. Die Möglichkeit, daß sich etwas Ähnliches unter anderen Umständen noch einmal wiederholen könnte, schoß ihm durch den Sinn. Er begann langsam voranzuschreiten, während er den Draht wie ein Leitseil durch seine Finger gleiten ließ und automatisch wieder seine Schritte zählte.

„... 49 ... 50 ... 51 ...“ Besorgnis befiel ihn. Sollte er sich so sehr geirrt haben, als er vorher vom Boot aus die Richtung auf den Funkmast festlegte. Hätten sie dem Kabel vielleicht doch besser nach links als nach rechts folgen sollen? Bis zum hundertsten Schritt wollte er noch weiter gehen, ehe er neue Entschlüsse faßte.

„... 60 ... 61 ...“ Da sah er vor sich etwas Dunkles in der weißen Wand. „... 65 ... 66 ...“, da war es deutlicher zu erkennen. „67 ... 68 ...“ Da standen sie vor einem Tisch mit elektrischen Geräten, und neben dem Tisch sahen sie das Fachwerk des Funkmastes, das sich schon kurz über ihren Häuptern im Nebel verlor.

„Da wären wir glücklich angekommen“, rief Jeffris und warf sich in das Gras.

„Wo steckt O'Brien?“ fragte Robertson und begann im nächsten Augenblick schon wieder den Namen des Trens in den

Nebel hinauszuschreien. Widerhall kam von allen Seiten. Einmal stuzten sie. Da klang etwas auf, was vielleicht ein Ruf des Gesuchten sein könnte, aber sie wurden wieder unsicher, als die Töne sich nicht wiederholten.

Während Robertson und Jeffris abwechselnd ihre Kehlen anstregten, hatte Garrison seine Planskizze auf den Tisch ausgebreitet und den Kompaß daraufgesetzt. Mit Gewalt suchte er sich zur Ruhe zu zwingen und mühte sich, so genau wie möglich auf dem Plan die Wege, die sie gegangen und die Winkel, die sie dabei gemacht hatten, einzutragen. Er war sich dessen bewußt, daß ihre Sicherheit, ja vielleicht ihre Rettung, in dieser schlimmen Lage von diesem Stückchen Papier abhinge.

Längst waren Jeffris und Robertson des zwecklosen Rufens müde geworden, als Garrison mit seinen Rechnungen, Messungen und neuen Eintragungen endlich fertig war.

„Was wollen wir jetzt machen, Sir?“ fragte Jeffris.

„Erst mal sehen, was wir hier haben, Jeffris.“ Garrison machte sich daran, die Apparatur auf dem Tisch gründlich zu untersuchen. Mit den Relais war er schnell durch, sie interessierten ihn nur wenig, aber der große Empfänger, der zwischen diese und den Mast geschaltet war, fesselte ihn um so stärker, und die Batterie untersuchte er ebenfalls sehr genau. Gewiß! . . . das hier war ein Empfangsapparat, aber nach einer Untersuchung der Röhren hielt Garrison es nicht für ausgeschlossen, ihn so umzuschalten, daß er auch als Sender arbeiten konnte. Daß es keine leichte Aufgabe sein würde, war ihm klar, aber er sah wenigstens eine entfernte Möglichkeit, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, wenn der katastrophale Nebel noch lange über der Insel lasten sollte.

„Was wollen wir jetzt unternehmen?“ wiederholte Jeffris seine Frage, als Garrison mit seinen Untersuchungen zu Ende war.

„Ich muß sagen, ich fühle nachgerade, daß ich einen Magen habe“, gab Robertson seine Meinung kund. „Wenn sich's machen ließe, würde ich jetzt gern zum Lunch gehen.“

Er blickte Garrison an, erwartungsvoll, was der wohl dazu sagen würde. James Garrison schwieg; er hielt es nicht für zweckmäßig, seine Gedanken auszusprechen. „Ihr werdet noch froh sein, wenn ihr einen Schluck Wasser habt und überglücklich, wenn ein unwahrscheinlicher Zufall euch einen Brotfruchtbaum finden läßt! Die Lust auf einen Lunch läßt euch vergehen, Boys!“

„Hunger habe ich noch nicht“, äußerte sich Jeffris, „aber die Kehle ist mir von dem Rufen verflucht trocken geworden. Ich hätte gern was zum Trinken.“

Auch Jeffris wartete vergeblich auf eine Antwort. Garrison war wieder in tiefes Sinnen versunken. Er preßte die Rechte gegen die Stirn und starrte auf die Planskizze in seiner Linken, während er angestrengt kombinierte und überlegte.

„Wo läuft der Draht nach der anderen Seite hin?“ war die Frage, um die sich seine Gedanken drehten. Daß die Leitung mit den Sprengungen der Deutschen zusammenhing, hatte er aus der Verbindung mit den Relais auf dem Tisch schnell erkannt. Also mußte sie notwendigerweise zu den Sprengstellen führen. Wo war gesprengt worden? Einmal sicher oben am Krater, außerdem aber wohl auch in dem Stollen. Um zu diesen Orten zu gelangen, mußte die Leitung den Bach neben dem Maschinenhaus überschreiten. Ergo mußte man zu dem Bach gelangen, wenn man ihr folgte.

„All right, Gentlemen!“ Es waren die ersten Worte, die Garrison nach langen Minuten des Schweigens wieder sprach. „Wir wollen dem Draht nach der anderen Seite folgen und sehen, wohin er uns führt.“ Wieder setzte sich der kleine Trupp in Bewegung und folgte dem Kabel wie einem Leitseil durch

den dichten Nebel. Schon war die Stelle wieder erreicht, an der Garrison sein Taschentuch festgeknotet hatte. Jeffris wollte es abbinden; Garrison befahl ihm, es daran zu lassen, und der Marsch ging weiter.

„563 . . . 564 . . .“ zählte Garrison aus alter Gewohnheit seine Schritte, als er plötzlich haltmachte. Ein in dem Rasen breit ausgetretener Pfad kreuzte den Draht. Er sah eine neue Möglichkeit. Dem Draht weiter zu folgen, hieß zwar sicher an den Bach gelangen, aber weiter auch nichts. Der Pfad hier hingegen? . . . Er erinnerte sich bei seinem letzten Besuch auf solch einem ausgetretenen Weg zum Verwaltungsgebäude gekommen zu sein. . . ein Entschluß mußte gefaßt werden. Auf dem Pfad würde er aller Voraussicht nach zu dem Verwaltungsgebäude gelangen. . . hatte es einen Zweck, dorthin zu gehen? Eine Einsturzgefahr war jetzt nicht mehr zu befürchten, und das Haus würde ihnen für die Nacht ein erträgliches Obdach bieten. Würde es sich sonst noch irgendwie lohnen?

Große Hoffnung hatte er nicht, denn die beiden Räume, in denen er noch vor einigen Stunden geweilt hatte, waren fast restlos ausgeräumt gewesen, aber in seiner augenblicklichen Lage durfte er nichts unversucht lassen. Wenn die Deutschen auch nur eine Brotkruste in dem Gebäude zurückgelassen hatten, würde es für ihn und seine Gefährten schon einen Gewinn bedeuten.

„Wir folgen dem Pfad hier, Boys“, entschied er sich, „aber gebt mir mal einer von euch ein Taschentuch. Der Punkt hier muß auch markiert werden.“

Jeffris gab ein großes rotes Sacktuch her, das Garrison fest um den Draht knotete; dann ging ihr Marsch weiter. Wesentlich langsamer jetzt als vorher, denn es war schwieriger, dem an manchen Stellen undeutlich werdenden Weg zu folgen als dem Rabel, das man sich beim Gehen einfach durch die Finger gleiten lassen konnte. Eine gute Viertelstunde gebrauchten sie, bis aus

dem milchigen Dunst etwas Massiges vor ihnen auftauchte, das sich nach einigen weiteren Schritten als das Verwaltungsgebäude erwies.

„Hier sieht's ja ganz manierlich aus“, sagten Jeffris und Robertson gleichzeitig, während Garrison die Eingangstür öffnete, aber ihre Gesichter wurden lang, als sie in die kalten Räume kamen. Gespenstisch hallten ihre Schritte auf dem steinernen Estrich, während sie unter der Führung von Garrison über einen langen Korridor weiter gingen. Jeffris öffnete dabei ein paar Seitentüren. Sie führten in Räume, die zu Bürozweden gedient hatten, wie einige Regale und Tische verrieten.

„Alles haben die Deutschen doch nicht mitgenommen“, brummte er mit einem Blick darauf vor sich hin und beeilte sich, den anderen wieder zu folgen.

James Garrison suchte zuerst einmal den Weg zu jenem Gemach, in dem er vor einigen Tagen noch mit Professor Eggert zu Abend gegessen hatte und fand glücklich dorthin. Auch hier war vieles fortgeschafft, aber wenigstens Tische und Sessel waren noch vorhanden. Erschöpft von den Anstrengungen dieses so ereignisreichen Tages ließ er sich auf einem Sessel nieder, und seine beiden Gefährten folgten seinem Beispiel.

„Ja, Boys“, begann er nach kurzer Rast, „hier hat es noch vor einigen Tagen ein gutes Supper gegeben. Was meint ihr, was man daraus schließen könnte?“

„Daß eine Küche in der Nähe sein muß, Sir“, sagte Robertson. „Und vermutlich auch eine Speisekammer“, fügte Jeffris hinzu.

„Richtig! Nach diesen beiden nützlichen Orten müssen wir also suchen.“

„Suchen wir!“ sagten Jeffris und Robertson wie aus einem Munde und sprangen von ihren Stühlen auf.

„Aber mit Verstand und Vorsicht!“ zügelte Garrison ihren

Latendrang. „Unter allen Umständen müssen wir zusammenbleiben. Erst wollen wir sehen, wohin es durch die Tür hier weiter geht.“ Er öffnete sie und kam über einen schmalen Flur zu einer Treppe, die nach unten führte.

„Hier scheint's in den Keller zu gehen“, meinte er, „wäre nicht ausgeschlossen, daß wir da unten etwas Brauchbares finden.“

Er hatte den Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt, als er wieder stehenblieb. Ein Geräusch war von unten her hinaufgedrungen. Wie ein kurzes Klappern oder Rattern hatte sich's angehört. Jetzt war es wieder still.

Garrison wandte sich nach seinen beiden Begleitern um. Flüsternd fragte er, ob sie es auch gehört hätten. Ebenso leise bejahten sie seine Frage. Hin und her wurde zwischen den dreien geraunt, was es wohl sein mochte, als das Geräusch für ein paar Sekunden von neuem vernehmbar wurde.

„Ein Mensch? . . . Vielleicht mehrere Menschen müssen da unten sein“, sagte Garrison.

„Vielleicht auch Tiere, Sir?, meinte Jeffris. „Das kurze Rattern. Ich mußte dabei an eine Klapperschlange denken.“

Garrison schüttelte den Kopf. „Nonsens, Jeffris, soviel ich weiß, gibt's auf der Insel keine Schlangen.“

„Wir könnten mal rufen“, schlug Robertson vor. „Wenn es Menschen sind, werden sie wohl antworten.“

Garrison winkte ab. „Lieber nicht, Robertson. Wir wollen leise hinuntergehen . . . dicht zusammenbleiben . . . auf der Hut sein, wenn es doch ein Tier ist.“

Vorsichtig stiegen sie Stufe für Stufe die Treppe hinab und kamen auf einen fast dunklen Gang. Nur aus einer halb geöffneten Tür, die einige Meter vom Fuß der Treppe entfernt war, kam ein schwacher Lichtschein . . . kam jetzt auch wieder ein Geräusch. Vorsichtig, nur auf den Fußspitzen gehend, schlichen sie sich näher heran. Als erster warf Garrison einen Blick

durch den Türspalt und fuhr erstaunt zurück. Robertson benutzte sein Zurückweichen, um sich an ihm vorbei vorwärts zu drängen. Im nächsten Moment brach es laut von dessen Lippen:

„By Jove, da sitzt er beim Lunch!“ Mit einem Ruck stieß Robertson die Tür ganz auf, zu dritt stürmten sie in den Raum, um sich das Wunder aus der Nähe zu besehen. Da saß O'Brien, den sie irgendwo draußen im Nebel verirrt und verloren wähnten, an einem Tisch; eine Reihe von Tellern mit allerlei Eßbarem darauf stand vor ihm. In der Hand hielt er ein volles Glas Bier, das er wohl gerade zum Munde führen wollte, als der Ausruf Robertsons ihn störte.

„O'Brien! Mann! Wie kommen Sie hierher?“ Garrison stieß die Frage hervor. O'Brien gewann seine irische Ruhe wieder, als er Garrison sah und dessen Stimme hörte. Erst nachdem er einen kräftigen Schluck aus seinem Glas genommen hatte, bequemte er sich zu einer Antwort.

„Auf meinen beiden Füßen, Sir. Stand beim Funkmast, besah mir da den elektrischen Kram, kann sein, daß ich mit den Fingern ran gekommen bin. Auf einmal fing's da an zu klappern, und im nächsten Moment ging der Krach los. Als ich den Nebel aufkommen sah, rannte ich, was ich konnte, auf das Haus los; bin gerade noch zur rechten Zeit reingekommen; beschloß, hier abzuwarten . . .“

„Mann, O'Brien! . . .“ Garrison schüttelte den Kopf. „Bei so einem Erdbeben gehen Sie in ein Haus? Sie haben Glück gehabt, daß es Ihnen nicht über dem Kopf zusammengefallen ist.“

Der Ire lachte. „Ah bah, Sir! Ich bin gleich in den Keller gekrochen; der ist solide gebaut, der fällt so leicht nicht ein, und was Vernünftiges zum Essen und zum Trinken habe ich hier auch entdeckt.“

„Was zum Trinken!“ unterbrach ihn Jefferson. „Ich habe einen Mordsdurst, O'Brien.“

Der Ire schenkte sein Glas aus einer angebrochenen Bierflasche wieder voll und hielt es ihm hin. Jeffris leerte es auf einen Zug. „Das tat gut“, sagte er nach einem tiefen Atemzug, „aber . . . ist zwar sonst nicht mein Geschmack, O'Brien . . . aber frisches Wasser wäre mir jetzt beinahe noch lieber.“

O'Brien schüttelte den Kopf. „Tut mir leid, Jeffris; damit kann ich nicht dienen. Der Leitungshahn gibt kein Wasser. Nehme an, daß das Rohr bei der Teufelei zerbrochen ist. Müssen uns vorläufig mit Bier behelfen. Ist ja genug davon vorhanden.“ Er stand auf und öffnete die Tür zu einem Nebenraum, und durch einen Blick konnte sich Jeffris überzeugen, daß sie hier wirklich auf die von ihm vermutete Speisekammer gestoßen waren. Auch Garrison sah es, und eine Sorge fiel von ihm ab. Die Gefahr, zu verschmachten oder zu verhungern, war angeichts der Vorräte, die sich seinem Auge hier boten, nicht mehr zu fürchten. Man würde in einem erträglichen Zufluchtsort in Ruhe abwarten können, bis die schwere Nebelbank sich wieder aufgelöst hätte.

Daß die Wasserleitung Schaden gelitten hatte, war freilich störend, über kurz oder lang würde man doch einen Vorstoß zu dem Bach hin unternehmen müssen . . . er sah auf seine Uhr . . . Nur noch eine halbe Stunde bis zum Sonnenuntergang. Für heute war's zu spät dazu. In kurzer Zeit würde die Dunkelheit einbrechen. Er ging zu dem Lichtschalter an der Tür und betätigte ihn. Die Deckenlampe blieb dunkel.

O'Brien sah es und nickte. „Die elektrische Leitung ist auch zerrissen, Sir, habe mich schon vorher davon überzeugt. Werden im Dunklen kampieren müssen.“

Dreißig Minuten verstreichen schnell, wenn man sich aus zusammengesuchten Decken und Rissen ein Nachtlager herrichten und außerdem noch zu Abend essen soll. Dämmerung brach

bereits herein, als sie sich zum Essen niederlegten. Im Dunkeln mußten sie die letzten Bissen zu sich nehmen, und im Dunkeln tasteten sie sich danach zu ihren Ruhestätten hin.

*

Wie Wattenland zur Ebbezeit sah Captain Dryden den Seeboden um sein Schiff herum noch trocken werden, bevor der schwere milchige Nebel kam, der sich wie ein Leichentuch über die Insel und ihre Umgebung legte und jede Sicht unmöglich machte. So konnte der Captain nichts mehr von dem beobachteten, was weiter geschah, und spürte nichts von den unterirdischen Kräften, die den Seeboden und mit ihm auch die ‚Berenice‘ um mehr als hundert Meter in die Höhe wuchteten.

Ein anderes Bild aber boten die Dinge von ‚St 25‘ aus, das in klarem Sonnenschein in Stratosphärenhöhe über der Insel schwebte. Viel deutlicher war von hier zu erschauen, wie der neue Vulkan an der Südspitze der Insel seinen Schlund auftrat und unendliche Lavamassen in die See strömen ließ, während der Ozean von dem Nordstrand plötzlich zurückzuweichen begann. Durch die Fenster des Kommandoraumes sahen Professor Eggerth, Wille und Schmidt, wie die ‚Berenice‘ auf dem Trockenen lag und sich leicht überneigte.

„Ich fürchte, sie wird kentern“, sagte Dr. Wille gerade, als der Nebel herankam und das Schiff ihren Blicken entzog. Wie eine gewaltige Haube lagerte er über der Insel, wuchs über sie hinaus und bedeckte auch das Meer auf Kilometer hin. Stunden hindurch brodelten von der Südspitze der Insel her, wo der Lavaström mit der See zusammentraf, unaufhörlich neue Dampfmassen empor, bis der Weg zum Wasser für den feurigen Fluß zu weit wurde. Der Augenblick kam, in dem die Lava den Ozean nicht mehr erreichte, sondern schon vorher erstarrte. Da hörte das Wachstum der Nebelbank auf. Wie eine schim-

mernde schneeige Halbkugel lag sie im Licht der Tropensonne auf dem Azurschild des Ozeans, doch nur für eine kurze Weile blieb das Bild unverändert.

Dann begann das Blau der See sich an den Rändern des weißen Gebildes zu verfärben, verwandelte sich in tiefes Smaragdgrün, ging schließlich in helles Gelb über. Neues Land kam auf, wo vor kurzem noch die See wogte. Immer weiter lief die Verfärbung, immer größer wurde die Fläche, die gehoben von dem Druck des quellenden Magmas aus der Tiefe auftauchte. Schon betrug sie ein Mehrfaches der Wolkenbank und immer noch wuchs sie weiter.

Schweigend verfolgten die drei Männer im Kommandoraum von „St 25“ das wunderbare Schauspiel, während die Stunden darüber verrannen. Schon stand die Sonne tief im Westen, als die Bewegung langsamer wurde, als das Blau des Ozeans anfang, sich gegen das vordringende Gelb zu behaupten. Da griff Professor Eggerth zum Theodoliten, visierte, maß Winkel und begann zu rechnen. Vorgebeugt über das Papier, auf dem er schrieb, verfolgten Schmidt und Wille die Zahlen, die aus seiner Feder kamen, stuzten, wollten etwas dagegen einwenden. Professor Eggerth sah es, und ein Lächeln ging über sein Gesicht, während er zu sprechen begann.

„Doch, meine Herren! Es ist so, wenn es Ihnen auch vielleicht noch unglaublich erscheint. Das Ergebnis unseres Experimentes hat unsere Erwartungen noch übertroffen. Das Areal unserer Insel hat sich vertausendfacht.“

„Vertausendfacht?! Undenkbar, Herr Professor!“ Dr. Schmidt brachte die Worte scharf und knapp heraus, während Wille zweifelnd den Kopf schüttelte.

„Meinetwegen undenkbar, aber trotzdem Tatsache, Herr Doktor.“ Professor Eggerth deutete auf einige Zahlen seiner Rechnung. „Sehen Sie hier! Die Insel war vorher etwa 10 Kilo-

meter lang und am Nordstrand 3 Kilometer breit. Hier stehen die neuen Maße. 300 Kilometer beträgt die Länge jetzt und 100 Kilometer die Breite im Norden. Ihr Reich ist gewachsen, Herr Kommissar“, wandte er sich weitersprechend an Dr. Wille. „Nicht über 15, sondern über 15000 Quadratkilometer sind Sie jetzt Herr und Gebieter. Unser Versuch hat sich doch gelohnt.“

Dr. Wille fuhr sich über die Stirn, als wolle er lästige Gedanken verjagen. Langsam, als müsse er die Worte zusammensuchen, begann er zu reden.

„Wenn es nur so bleibt . . . ich fürchte, es wird nicht von langer Dauer sein. Die Dampfspannung, die das Land aus der Tiefe hob, wird wieder nachlassen und dann . . . dann wird es wieder in der See versinken . . . schneller vielleicht noch, als es emporgestiegen ist . . . es wäre nicht das erstemal, daß sich etwas Derartiges ereignete. Wir haben es in den Cordilleren erlebt, daß über Nacht ein 1000 Meter hoher Berg aus dem Boden wuchs und am Abend schon wieder verschwunden war . . .“

„Ich weiß es, Herr Doktor“, unterbrach ihn Professor Eggerth. „Wie eine schwankende zitternde Blase hob sich in jener grauenvollen Nacht, von der Sie sprechen, der vulkanische Grund, um mehr als 1000 Meter, und so schnell fast, wie eine Seifenblase verschwindet, sank er wieder in sich zusammen, sobald die hochgespannten Dämpfe, die das Phänomen verursachten, sich einen Ausweg ins Freie gebahnt hatten. Aber hier ist es etwas anderes. Unser frischgewonnenes Land ruht nicht auf einem Dampfkeissen, sondern auf solidem Gestein, das aus der Vermählung des Weltmeeres mit dem Magma neu entstand. Es wird nicht wieder in die Tiefe sinken. Im Licht und in der Wärme dieses gefegneten Himmelsstrichs wird es sich schnell begrünen und bald, Herr Dr. Wille, wird Ihr neues Reich ein fruchtbares Paradies sein.“

Der Professor griff wieder zum Theodoliten und begann aufs neue zu visieren und zu rechnen. Seine Stirn krauste sich, als er das Ergebnis niederschrieb. „Die Wolkenbank steht fast unverändert, meine Herren“, sagte er, während er den Bleistift beiseite legte, „ich fürchte, wir werden uns auf eine Geduldprobe gefaßt machen müssen. Es kann noch lange dauern, bis die Insel wieder nebelfrei wird. Im Augenblick hat es keinen Zweck, länger in der Luft zu bleiben. Wir wollen unseren Treibstoff sparen und lieber wassern.“ Er griff zum Telefon, gab einen Befehl in den Pilotenstand, und in weiten Schleifen ging ‚St 25‘ nach unten. Während das Schiff noch seine Kreise zog, kam ein Bote von Lorenzen in den Kommandoraum und legte eine Anzahl von Funkprüchen vor Professor Eggert hin. Der las sie, nickte dazu und gab die Blätter dann an Dr. Wille.

„Sehen Sie, Herr Doktor“, meinte er dazu, „unser Sicherheitsventil an der Südspitze hat sich doch recht nützlich ausgewirkt. Die vulkanischen Erscheinungen auf den japanischen Inseln und in den Nordillern waren nur unbedeutend. Unser erstes kleines Experiment mit der Eisbombe hat sich dort seinerzeit viel stärker bemerkbar gemacht.“

„In der Tat, Herr Professor.“ Dr. Wille gab ihm die Depeschen zurück. „Nach unsern damaligen Erfahrungen hätte ich diesmal dort viel stärkere Ausbrüche erwartet. Sie schreiben das Ausbleiben dieser Erscheinungen dem Umstand zu, daß das Magma hier durch den neuen Vulkan eine Entlastung hatte?“

„Ich bin überzeugt, daß es der Grund dafür ist“, sagte Professor Eggert. Mit wachsendem Mißfallen hatte Dr. Schmidt das Gespräch der beiden anderen verfolgt. Jetzt konnte er nicht länger an sich halten und mischte sich in ihre Unterhaltung. Energisch setzte er der von Professor Eggert und Dr. Wille vertretenen Theorie, die einen Zusammenhang des gesamten Magmas annimmt, jene andere gegenüber, die ihn verneint.

Da Wille seinem streitbaren Kollegen die Antwort nicht schuldig blieb, waren die beiden sehr schnell in den schönsten wissenschaftlichen Streit verwickelt.

Der Professor ließ sie einstweilen gewähren. Er war an ein Fenster getreten und blickte nach Westen hinaus, wo der Sonnenball wie eine kupferrote Scheibe dicht über der Kimm hing. Jetzt berührte er sie und begann in der Flut zu versinken, während der Rumpf von ‚St 25‘ sich breit und massig auf den Wasserspiegel legte. Einen Augenblick später verstummte der Lärm der Motoren. Eine im ersten Moment fast unwahrscheinliche Stille herrschte in dem Raum, nur unterbrochen von den Reden und Gegenreden, mit denen Schmidt und Wille ihre auseinandergehenden Meinungen verfochten.

Professor Eggert wußte, daß ein Ende dieser Debatte sobald nicht abzusehen war, wenn er nicht eingriffe. „Meine Herren“, mischte er sich in ihren Disput, „lassen wir jetzt die Theorie beiseite! Kümmern wir uns ein wenig um die Praxis...“

„Praxis?! Was meinen Sie damit, Herr Professor?“ fragte der lange Schmidt.

„Das Schicksal der vier Amerikaner auf der Insel macht mir Sorge, meine Herren. Wir wissen, daß sie dort vom Nebel überrascht wurden und werden etwas zu ihrer Rettung unternehmen müssen...“ Während er die letzten Worte sprach, brach bereits die Tropennacht herein.

„In der Dunkelheit ist nichts zu machen“, sagte Dr. Schmidt kategorisch.

„Es wird auch bei Tage nicht leicht sein, Herr Doktor“, fuhr Professor Eggert fort. „Wir wollen die Stunden der Dunkelheit benutzen, um Vorbereitungen zu treffen.“

„Wie soll man sie in dem Nebel finden?“ sagte Wille mit einem Achselzucken. „Man kann in dem Dunst nicht fünf Schritte weit sehen.“

„Unsere Augen können es nicht, Herr Dr. Wille, aber die photographische Platte wird es vielleicht können, wenn wir mit infrarotem Licht arbeiten“, verbesserte ihn der Professor.

„Infrarotaufnahmen! In der Tat, Herr Professor, sie könnten uns zeigen, was unseren Augen in dem Nebel verborgen bleibt“, pflichtete ihm Dr. Wille bei, und auch Dr. Schmidt nickte zustimmend.

„Meines Wissens haben wir mehrere Satz infrarotempfindlicher Filme an Bord“, meinte er, „man könnte es versuchen, mit diesem Material Aufnahmen zu machen. Wenn wir Glück haben, könnten wir die Vermissten dabei auf die Platte bekommen. Ob es uns wirklich gelingen wird, ist eine andere Frage. Die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen.“

„Die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen“, wiederholte Professor Eggerth die letzten Worte von Dr. Schmidt. „Ich habe deshalb eine andere Möglichkeit in Erwägung gezogen . . .“

Und nun begann der Professor seinen beiden Zuhörern einen neuen Plan zu entwickeln. Erst ungläubig und abweisend, dann immer mehr überzeugt und gefesselt, hörten sie ihn an und schwiegen nachdenklich, als Professor Eggerth geendet hatte.

„Nun, was meinen Sie dazu?“ Er richtete die Frage an Dr. Wille.

„Großartig, Herr Professor, aber haben wir auch die Mittel dafür an Bord?“

„Das meiste, Herr Dr. Wille. Einiges werden wir freilich behelfsmäßig vorbereiten müssen, aber wir haben ja die ganze Nacht vor uns.“

„Wir wollen keine Zeit verlieren“, mischte sich Dr. Schmidt ein. „Wenn wir bis Sonnenaufgang fertig werden wollen, müssen wir uns dranhalten. Es wäre empfehlenswert, wenn wir schon morgen früh mit unseren Nachforschungen beginnen könnten.“

*

Zwölf Stunden dauert die Nacht in den Tropen, eine lange Zeit für Leute, die gewohnt sind, mit sieben Stunden Schlaf auszukommen. Schon bald nach Mitternacht waren Garrison und seine Gefährten wieder munter und wälzten sich ungeduldig auf ihren Lagerstätten hin und her, sehnsüchtig den Anbruch des neuen Tages erwartend. Mit dem Erzählen von allerlei Schnurren und Geschichten suchten sie sich die Zeit zu vertreiben, aber die Stunden schlichen dabei nur langsam dahin. Immer wieder mußte ihnen Garrison von den Leuchtziffern seines Chronometers die Zeit ansagen und mit Erleichterung vernahmen sie es, als er ihnen die fünfte Morgenstunde ankündete.

„Noch einmal sechzig Minuten, dann kommt die Sonne wieder“, meinte O'Brien.

„Einen Mordsdurst habe ich nach dem Bier von gestern abend“, stöhnte Jeffris, „ein Königreich für einen Krug frischen Wassers.“

„Wir werden uns auf die Suche nach dem Bach machen, sobald es hell wird“, suchte ihn Garrison zu vertrösten und begann bei sich zu überlegen, wie diese Expedition am besten zu bewerkstelligen wäre. Zwei Möglichkeiten gingen ihm durch den Sinn.

Man konnte vom Verwaltungsgebäude den alten Pfad zurück gehen, bis man wieder auf das Rabel traf und dann diesem folgen. Mit Sicherheit mußte man dabei den Bach finden, aber ungewiß blieb die Stelle, an der man auf ihn stieß. Einfacher schien ihm die zweite Möglichkeit, vom Verwaltungsgebäude aus direkt auf das Maschinenhaus zu zumarschieren. Er würde sich dabei von Anfang an auf seinen Kompaß verlassen müssen, aber dafür war der Weg, so wie er ihn in der Erinnerung hatte, nur kurz, und dann hatte man auch den Vorteil, gleich im Maschinenhaus zu sein. Vielleicht würden sich dort ein Motor und eine Dynamo in Betrieb bringen lassen.

Man würde wieder Licht haben. Je länger Garrison es überlegte, um so verlockender schien ihm die Idee, denn eine zweite Nacht im Dunkeln wollte er nicht noch einmal durchmachen; er hatte von der ersten reichlich genug Lebensmittel waren, wie er sich überzeugt hatte, für wenigstens eine Woche vorhanden. Wenn sie dazu noch frisches Wasser und Licht hatten, dann ließ sich das Leben trotz allem Dunst und Nebel ertragen.

Als James Garrison in seinen Überlegungen soweit gekommen war, fiel der erste Lichtschein in den Raum, ein neuer Tag brach an. „Schöner sind wir alle zusammen in den letzten vier- undzwanzig Stunden nicht geworden“, konstatierte Garrison bei sich, als er in die Gesichter seiner Gefährten blickte. Ungewaschen, ungekämmt und unrasiert machten sie einen etwas verwilderten Eindruck, während ihre Augen wie in einem leichten Fieber glänzten.

„Wann gehen wir zum Wasser?“ fragte Jeffris.

„Erst ordentlich frühstücken, Boys!“ befahl Garrison. Das war einfacher gesagt als getan, denn zu einem Tee oder Kaffee, nach dem sich alle sehnten, fehlten Wasser und Feuer. Wohl oder übel mußten sie noch einmal zu den Biervorräten ihre Zuflucht nehmen und sich dazu mit kalten Konserven begnügen, da der elektrische Herd ebensowenig funktionierte wie das elektrische Licht.

Während dies bivatmäßige Frühstück eingenommen wurde, studierte Garrison seine Planskizze. Nach seinen Aufzeichnungen betrug die Entfernung vom Verwaltungsgebäude bis zum Maschinenhaus nur 300 Meter. Er glaubte, sein Ziel mit Hilfe des Kompasses sicher erreichen zu können und begann zum Aufbruch zu drängen. Die Frage, was sie auf den Weg mitnehmen sollten, war schnell geklärt. Proviant, um nötigenfalls bis zum Abend durchhalten zu können und außerdem ein paar Gefäße, um das ersehnte Wasser damit schöpfen zu können. Garrisons

Chronometer wies die siebente Morgenstunde, als sie sich auf den Weg machten.

Noch immer lastete der Nebel unverändert auf dem Gelände, und ihr Marsch ging ebenso vor sich wie am vergangenen Tage, nur daß sie diesmal nicht drei, sondern ihrer vier waren. Wieder nahm Garrison die Spitze, den Kompaß in der flachen Hand vor sich haltend, nachdem er seine Gefährten aufgefordert hatte, in nächster Nähe bei ihm zu bleiben. Den Blick starr auf die Kompassscheibe gerichtet, auf der er einen Winkel markiert hatte, begann er auszusprechen und dabei nach alter Gewohnheit seine Schritte zu zählen.

Über unberührten Rasen führte ihr Weg zunächst, doch nach kaum hundert Schritten stießen sie auf einen ausgetretenen Pfad, der ziemlich genau die von Garrison ermittelte Richtung hatte, und sie beschloßen, ihm weiter zu folgen. Die Vermutung, daß er zum Maschinenhaus führte, erwies sich als zutreffend. Nicht allzulange währte es, und aus dem milchigen Dunst tauchten die Umrisse eines Gebäudes auf, das nur das Maschinenhaus sein konnte.

„Das Haus hätten wir, den Bach werden wir auch gleich haben“, triumphtierte Garrison beim ersten Anblick, aber seine Laune sank beträchtlich, als sie vor dem Bau standen. Viel schlimmer als das Verwaltungsgebäude war das Maschinenhaus von dem Erdbeben mitgenommen worden. Seine Mauern zeigten, obwohl sie in Stampfbeton ausgeführt waren, schwere Risse. Ein Teil des Dachstuhles war eingestürzt, ein anderer Teil hing derart herab, daß er ebenfalls jeden Augenblick niederbrechen konnte. Es schien nicht geraten, den Bau zu betreten, und mit einem bitteren Gefühl sah Garrison die Hoffnung auf elektrisches Licht und helle Nächte entschwinden.

„Gehen wir erst mal zu dem Bach!“ entschied er sich. Der Weg dorthin war nicht zu verfehlen. Sie brauchten nur um das Haus

herumzugehen, das man ja seinerzeit unmittelbar neben dem Wasserlauf errichtet hatte, um Kühlwasser für die Motoren zu haben. Einstweilen konnte James Garrison seinen Kompaß einstecken; die Umfassungsmauern des Gebäudes gaben einen zuverlässigen Wegweiser ab.

Nun hatten sie die andere Seite des Hauses erreicht und mußten eine zweite herbe Enttäuschung erleben. Zwar die Rinne, in welcher der Bach früher floß, war noch vorhanden, aber kein Tropfen Wasser befand sich darin. Über die Ursache war sich ein so wissenschaftlich geschulter Kopf wie James Garrison schnell klar. Das Erdbeben hatte hier, wie ja schon der Zustand des Maschinenhauses verriet, mit besonderer Stärke gewüthet. Zweifellos hatte es dabei Bodenbewegungen und Niveauveränderungen bewirkt, durch die der vom Innern der Insel her zum Ufer strömende Bach zu einem andern Lauf gezwungen worden war.

An der Stichhaltigkeit dieser Erklärung war kaum zu zweifeln, aber sie schaffte die bedenkliche Tatsache nicht aus der Welt, daß ihnen das lebenswichtige Element, das Wasser, fehlte. Wasser, nach dem sie alle sich jetzt schon sehnten und nach dem sie vierundzwanzig Stunden später sicher noch viel stärker dürsten würden. Über den Ernst ihrer Lage gab sich Garrison keiner Täuschung hin. Wasser mußte gefunden werden, und zwar bald.

Während seine Gefährten an dem leeren Rinnsal hockten und mißmutig auf die mitgebrachten Gefäße starrten, überlegte er. Der Bach kam von dem Hochland im Innern der Insel her. Irgendwo unterwegs hatte er sein altes Bett verlassen. Die Stelle, an der das geschehen war, mußte man aber notgedrungen treffen, wenn man seinem alten Lauf landeinwärts folgte. Vielleicht kam man dabei bald zum Ziel, vielleicht konnte es ein langer Marsch ins Ungewisse werden, doch auf jeden Fall mußte es gewagt werden. Mit einigen energischen Worten riß er seine

mutlosen Gefährten zusammen und erklärte ihnen, was er vor hatte. Dann setzte sich die kleine Kolonne wieder in Bewegung und folgte dem alten Bachbett.

Der Weg war nicht zu verfehlen, aber er war reichlich un bequem. Nicht mehr über eine ebene Wiese, sondern über Stock und Stein mußten sie den Windungen des alten Wasserlaufes folgen und sehr bald begann das Gelände auch zu steigen. Sie sprachen wenig, während sie sich Schritt für Schritt durch den Nebel weiter tasteten. Jeder von ihnen hing seinen eigenen Gedanken nach, und bei jedem Schritt, den sie vorwärts kamen, wuchsen die Sorgen Garrisons. Vielmehr als seine Gefährten beunruhigte ihn die starke Steigung, die sie zu überwinden hatten. Die Befürchtung, daß der Bach durch die starken Bodenverschiebungen ganz zum Versiegen gekommen sein könnte, begann ihn zu quälen und wuchs mit jedem Schritt, den sie weiter bergauf machen mußten. Er hütete sich, den andern ein Wort von seinen Besorgnissen zu verraten, während er schon zu grübeln begann, was sie in diesem schlimmsten Fall unternehmen könnten.

Während er so zwischen Besorgnis und Hoffnung schwankend weiter ging, verspürte er, daß die Steigung allmählich schwächer wurde. Eine kurze Strecke nur noch, und das alte Bachbett, in dem sie sich Schritt für Schritt vorwärts arbeiteten, verlief in der Waagerechten, und dann begann es sogar wieder zu fallen. Garrison verhielt den Schritt, als er es merkte, er brauchte Zeit, um das, was hier geschehen war, voll zu erfassen, und nur langsam formte sich in seinem Geiste ein Bild der Geschehnisse.

Eine Bodenwelle hatten die unterirdischen Kräfte während des Bebens hier quer zu der Richtung des Baches emporgehoben. Es war ohne weiteres einleuchtend, daß dessen Lauf dadurch gehemmt werden mußte. Aber welchen andern Weg mochte es sich nun gesucht haben? Das war die Frage, die James

Garrison bewegte, während er wieder auszusprechen begann. Langsam und vorsichtig, wie der von allerlei Felsgeröll bedeckte Boden des Bachbettes es erforderte, setzte er einen Fuß vor den anderen. Immer noch ging der Weg bergab. Von neuem überfiel ihn Sorge, ob und wann sie wohl auf das lebenspendende Raß stoßen würden. In Gedanken versunken machte er einen weiteren Schritt und trat in klares Wasser. Soweit seine Blicke den Nebel zu durchdringen vermochten, war das Bachbett vor ihm mit Wasser gefüllt.

„Wasser!“ Das kurze Wort von seinen Lippen wirkte belebend auf seine Gefährten. Sie stürzten hinzu, schöpften in die mitgebrachten Gefäße und tranken in vollen Zügen. James Garrison ließ sie gewähren, ohne ein Wort zu sprechen, während es in seinem Hirn arbeitete. Das Wasser floß nicht mehr. Es stand hier ruhig in dem alten Bett. Natürlich! So mußte es ja auch sein, schloß es ihm durch den Sinn. Diese Bodenwelle mußte ja auf den Wasserlauf ebenso wirken wie eine Talsperre. Ein Stausee mußte sich hinter ihr bilden ... war diese Schlußfolgerung richtig ... war sie falsch? ... Eine Untersuchung mußte es ihm zeigen.

Das Bachbett war hier etwa einen Meter tief in das Gelände eingeschnitten. Er rief den anderen zu, an der Stelle zu bleiben, an der sie waren, stieg selbst die Böschung zur Rechten empor und folgte neben ihr dem alten Bachlauf. Schon nach kaum dreißig Schritten stieß er auch hier auf Wasser. Vorsichtig tastete er sich eine Strecke weit an der Uferlinie entlang und fand seine frühere Vermutung bestätigt. In weitem Umfang mußte das ganze Gelände hinter der Bodenwelle überschwemmt sein. Es hatte keinen Zweck für ihn, dem Ufer des neuentstandenen Stausees noch weiter zu folgen. So machte er wieder kehrt und ging zu dem Bachlauf zurück, wo seine Gefährten ungeduldig auf ihn warteten.

Ein kurzer Blick zeigte ihm, daß die Stimmung der drei während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit bedenklich gesunken war. O'Brien und Robertson hatten sich der Länge lang hingeworfen und starrten schweigend auf das Wasser vor ihnen. Jeffris aber lief unruhig auf und ab und redete dabei laut vor sich hin.

Den Nebel verwünschte er. Von hellem Sonnenschein und blauem Himmel phantasierte er dazwischen. Es war ungereimtes und sinnloses Zeug, was er in wahllosem Durcheinander über seine Lippen brachte, aber mit Schrecken erfaßte Garrison daraus, daß Jeffris dicht vor einem Nervenzusammenbruch stand. Dieser trostlose milchige Nebel! Garrison spürte es nur allzusehr an sich selber, wie er das Gemüt bedrückte und die Sinne verwirrte. Erst seit vierundzwanzig Stunden steckten sie in der Wolkenbank, und doch schien's ihm eine Ewigkeit her zu sein, daß er zum letztenmal strahlende Sonne und blauen Himmel gesehen hatte.

Er erinnerte sich an das, was er über Vorkommnisse in der englischen Hauptstadt während solcher Nebeltage gelesen hatte. Geistesverwirrung, Spleen ... Selbstmorde waren regelmäßige Folgeerscheinungen, wenn der gefürchtete Nebel London einhüllte. Sollte es hier ebenso gehen? ... Würden sie am Ende einer nach dem anderen die Nerven verlieren? ... Schließlich halb toll in die Irre laufen ... Zugrunde gehen? Er zermartete sich den Kopf, wie er die Gefahr abwenden könnte ... Arbeit! Irgendeine Beschäftigung, die sie ablenkte ... es war das einzige Mittel, das ihm im Augenblick zur Verfügung stand. Ganz allmählich formte sich ein Plan in seinem Hirn. In Einzelheiten begann er ihn zu überdenken, nur hin und wieder durch die krankhaften Ausbrüche von Jeffris gestört.

Die Morgensonne, deren Strahlen die Nebelbank über der Insel nur mit einem fahlen milchigen Licht durchdringen konnte, ließ den Rumpf von ‚St 25‘ in tausend Reflexen erglänzen, als das Stratosphärenschiff sich vom Seespiegel emporhob und in geringer Höhe mit langsamer Fahrt die Insel ansteuerte. Ein kurzer Flug nur, dann stieß es in den Nebel hinein und jede Sicht hörte auf; mit den Mitteln des Blindfluges mußte weiter navigiert werden.

Im Pilotenraum saßen Georg Verhoff und Hein Eggerth an der Steuerung. Im Kommandoraum beobachteten Professor Eggerth, Wille und Schmidt den Gang der Instrumente.

„Es ist ein Zufall, wenn wir sie finden . . . aber ich glaube an solche Zufälle nicht“, sagte Dr. Wille mutlos.

„Man muß es versuchen“, gab Dr. Schmidt wortkarg wie immer seine Meinung kund.

Professor Eggerth ließ seine Blicke abwechselnd zwischen dem Fahrtmesser und dem Höhenzeiger hin und her gehen. 300 Meter Höhe zeigte der letztere an.

„In diesem Augenblick passieren wir die ehemalige Uferlinie“, konstatierte Dr. Schmidt. Der Professor nickte und drückte auf einen Knopf. Ein Knall wie von einem Schuß wurde hörbar. Im gleichen Moment begann der Zeiger des Echolotes über die Skala zu laufen und blieb stehen, als er die Fünfundzwanzig erreicht hatte. Wie gebannt starrten Schmidt und Wille auf das Instrument. 300 Meter zeigte der Höhenmesser und nur 50 Meter lag nach der Angabe des Echolotes das Land unter ihnen. Um 250 Meter mußte sich der Boden hier gehoben haben.

Professor Eggerth gab durch das Telefon einen Befehl in den Pilotenstand. Die Hubschrauben wirbelten um ihre Achsen. Schon hing das Schiff an ihnen, während die Horizontalpropeller stillgesetzt wurden. Langsam sank ‚St 25‘ nach unten, bis es mit einem leichten Stoß aufsetzte.

Eine Tür wurde geöffnet, eine leichte Metalltreppe ausgesteckt. Als erster verließ der Professor das Schiff, gefolgt von Wille.

„Trostlos!“ murmelte Dr. Wille vor sich hin, als er über die Stufen der Treppe in den dichten Nebel hinabschritt.

„Immer dicht beim Schiff bleiben, Herr Doktor“, ermahnt ihn Professor Eggerth. „Wir dürfen uns nicht aus den Augen verlieren.“

„Ich werde mich hüten, in die Milchsuppe hineinzulaufen“, sagte Wille und blieb am unteren Ende der Treppe stehen. Nur undeutlich konnte er von dort sehen, wie zwei Gestalten aus dem Rumpf des Schiffes hinaustraten und etwas Massiges mit sich schleppten. Erst als sie näher kamen, erkannte er Verhoff und Hein Eggerth, die eine große photographische Kamera und ein Stativ heranbrachten und aufstellten. Hinter den beiden kam Dr. Schmidt die Treppe herab, unter seinem rechten Arm trug er behutsam wie einen Schatz den Fluoreszenzschirm, den sie in der verflochtenen Nacht nach den Anweisungen des Professors in stundenlanger Arbeit hergestellt hatten. Eine Platte, welcher die wunderbare Fähigkeit eignete, unter dem Einfluß der ultraroten Strahlen ebenso aufzuleuchten wie die in der Röntgentechnik benutzten Schirme unter der Einwirkung der Röntgenstrahlen. Er schob sie an Stelle der Mattglascheibe in die Kamera. Während der Professor an dem Objektiv und der Blende des Apparates Einstellungen vornahm, warf der lange Schmidt sich ein schwarzes Tuch über den Kopf und betrachtete gespannt die Fluoreszenzcheibe. Nur ein undeutliches Funkeln und Schimmern war darauf zu bemerken. Keine Spur von festen Umrissen und irgendwelchen Einzelheiten eines Bildes ließ sich erkennen.

„Es funktioniert nicht, Herr Professor“, rief er mißmutig, während er sich das Tuch wieder vom Kopf riß.

„Geduld alter Freund!“ meinte Professor Eggerth lachend. „Ganz so schnell geht es nicht.“ Während er es sagte, hängte er eine Vorfassscheibe vor das Objektiv. Dunkel, ja fast schwarz sah diese Scheibe aus; jedes sichtbare Licht mußte sie von der Kamera fernhalten, und damit hatte es auch seine Richtigkeit; es war ein Filter, das nur infrarote Strahlen zu dem Objektiv ließ, alle Strahlen kürzerer Wellenlänge aber, die das menschliche Auge als Licht empfindet, absperrte.

„Nun versuchen Sie es noch einmal!“ ermunterte der Professor Dr. Schmidt. Der steckte den Kopf von neuem unter das Tuch. Es dauerte eine Minute, bis seine Augen sich an die Dunkelheit angepaßt hatten, dann aber erkannte er deutlich die Einzelheiten des Bildes, das von der Objektivlinse auf der Fluoreszenzscheibe entworfen wurde.

Freilich war es sehr lichtschwach, und auch mit der Tatsache, daß es verkehrt, das heißt mit dem Kopf nach unten auf der Scheibe erschien, mußte er sich erst abfinden. Dann aber erkannte er die Umrisse des Verwaltungsgebäudes, das von ihrem gegenwärtigen Standort reichlich 300 Meter entfernt war. Durch den Nebel hindurch, der für das menschliche Auge schon in nächster Nähe alles verschwimmen ließ, brachten die langwelligen ultraroten Strahlen ein scharfes Bild des so weit entfernten Hauses bis in die Kamera. Die Minuten verstrichen, ohne daß Dr. Schmidt ein Wort über das sprach, was er unter seinem Tuch beobachtete. Aber nun begann er die Kamera auf dem Stativ ein wenig hin und her zu drehen, um andere Teile der Umgebung durch das Objektiv hindurch auf die Fluoreszenzscheibe zu bekommen. Professor Eggerth sah es und ein Lächeln lief über seine Züge. Schweigend stieg er die Treppe wieder hinauf, trat in das Schiff und sprach ein paar Worte mit seinem Sohn und Georg Verkoff.

„Jawohl, Herr Professor, wird sofort gemacht“, sagte Verkoff.

Während der Professor das Schiff verließ, schoben Verkoff und Hein Eggerth einen der großen Scheinwerfer, die ‚St 25‘ an Bord führte, bis an die offene Schiffstür heran. Ein Kabel wurde in eine Dose gesteckt und ein Strom von hundert Ampere ging in den Scheinwerfer. Ein Klappern und Zischen verriet, daß das Lampenwerk in ihm in Betrieb war, aber anders als sonst arbeitete er heute. Sonst sandte er einen grellen mächtigen Lichtbalken aus, der auf eine geographische Meile hin jede angestrahlte Stelle tageshell erleuchtete; jetzt kam auch nicht die Spur eines Lichtschimmers aus seinem Gehäuse.

Der Grund dafür war unschwer zu erkennen. Nicht mehr klares Spiegelglas bildete den Abschluß seines Gehäuses, sondern eine Platte, die anscheinend aus dem gleichen dunklen Material bestand wie die Vorfassscheibe vor dem Objektiv der Kamera. Nur ein infrarotes Strahlenbündel vermochte der Scheinwerfer noch ins Freie zu senden, während alles sichtbare Licht zurückgehalten wurde.

Hein Eggerth stieg die Treppe zur Hälfte hinab. So konnte er trotz des Nebels einigermaßen den Scheinwerfer oben in der Türöffnung und die Kamera unten erkennen. Mit dem rechten Arm deutete er Verkoff die Richtung an, in welche Dr. Schmidt unten die Kamera gerade drehte, und Verkoff richtete den Scheinwerfer danach.

„Ah!, was ist das?!“ Der Ausruf kam unter dem schwarzen Tuch her aus dem Munde von Schmidt. In dem gleichen Augenblick, in dem die Richtung des Scheinwerfers mit derjenigen der Kamera zusammenfiel, in dem beide Apparate das gleiche Ziel anvisierten, leuchtete das bisher lichtschwache Bild auf der Fluoreszenzscheibe so hell und klar auf, daß der Doktor für einen Moment die Augen schließen mußte. So scharf zeichneten sich jetzt alle Einzelheiten des Verwaltungsgebäudes auf der Scheibe ab, als ob er es in vollem Sonnenschein betrachtete.

„Wundervoll! Erstaunlich!“ Dr. Schmidt sprach die Worte unter seinem Tuch, während er die Kamera ein wenig drehte. Da wurde das Bild wieder dunkel, doch nur einen Moment blieb es so. Dann hatte Georg Verhoff auch den Scheinwerfer in die neue Richtung gebracht, und von neuem leuchtete es hell auf der Scheibe. Das Maschinenhaus, das fast einen Kilometer entfernt war, sah Dr. Schmidt jetzt. Sah weiter auch, die Zerstörungen daran, die geborstene Mauern und das eingestürzte Dach. Sah es und murmelte Worte der Überraschung und des Bedauerns vor sich hin.

Bis jetzt hatte Professor Eggerth den langen Doktor geduldig gewähren lassen, und reichlich eine Viertelstunde war darüber vergangen. Nun aber hielt er nicht länger an sich.

„Was ist, Herr Dr. Schmidt? Haben Sie klare Sicht?“ fragte er ihn.

„Ganz vorzüglich, Herr Professor!“ antwortete Schmidt, schob das Tuch beiseite und erschrak. „Mein Gott, was ist das?“ Er wischte sich über die Augen und schüttelte den Kopf. „Ach so . . . Ach ja der Nebel! Ich hatte ihn vergessen, als ich auf die Fluoreszenzscheibe sah. Kommen Sie, Herr Professor. Überzeugen Sie sich, wie Ihre Anordnung arbeitet. Jetzt glaube ich selbst, daß eine Möglichkeit besteht, unsere Vermißten zu finden.“

Während Dr. Schmidt es sagte, war der Professor an die Kamera getreten und betrachtete das Bild, das ihr Objektiv auf die Scheibe warf. So hell und kräftig war es jetzt unter der Wirkung des Scheinwerfers, daß er es kaum noch nötig hatte, das schwarze Tuch zu Hilfe zu nehmen.

„Es ist gut“, meinte er nach wenigen Sekunden, „das kann uns wohl weiter helfen . . . aber . . .“

„Was ist da noch für ein Aber!“ fragte Dr. Schmidt.

„Ein großes Aber, mein lieber Herr Doktor. Wenn man sie finden will, muß man sie suchen.“

Dr. Schmidt warf ihm einen erstaunten Blick zu. Was gab der gute Professor plötzlich für Gemeinplätze zum besten; das war doch selbstverständlich, daß man nach den Vermißten suchen mußte. Professor Eggerth fing den Blick Schmidts auf und sprach weiter.

„Ich habe einmal vor Jahren einen recht nützlichen Spruch gelesen: ‚Suche nicht mit den Beinen, sondern mit dem Kopf!‘ Verstehen Sie, was das heißen will, Herr Doktor?“

Dr. Schmidt nickte. „Ein sehr verständiger Ratschlag. Überlegen wir uns also, wo wir die Vermißten ungefähr vermuten dürfen, bevor wir uns daran machen, das Gelände nach ihnen abzuleuchten.“ Bisher hatte Dr. Wille dem Gespräch der anderen schweigend zugehört. Jetzt mischte er sich ein.

„Ich glaube, meine Herren, wir werden am ehesten zum Ziele kommen, wenn wir uns selbst in die Lage Garrisons versetzen. Er ist Wissenschaftler und gewöhnt, logisch zu denken. Wir dürfen also annehmen, daß er ebenso gehandelt hat wie wir es in seiner Lage tun würden.“

„Ihr Vorschlag ist plausibel, Herr Doktor“, stimmte Professor Eggerth ihm bei. „Was würden Sie nun beispielsweise unternehmen haben?“

„Ja, was hätte ich getan?“ sagte Dr. Wille überlegend. „Ich hätte vielleicht . . .“

„Ich hätte jedenfalls versucht, aus dem Nebel unter Dach und Fach zu kommen“, fiel ihm Dr. Schmidt in die Rede. „Ich hätte auf jede nur mögliche Weise versucht, das Verwaltungsgebäude zu erreichen. Wenn es Garrison gelang . . . ich weiß natürlich nicht, ob es ihm gelungen ist . . . dann fand er dort eine Unterkunft und Lebensmittel und war einstweilen wenigstens geborgen.“

„Ihr Vorschlag läßt sich hören, Herr Kollege“, sagte Wille. „Wie denken Sie darüber, Herr Professor.“

„Ich bin damit einverstanden“, stimmte der Professor zu, „untersuchen wir also zunächst das Verwaltungsgebäude.“

„Ja . . . wie kommen wir durch den verheulenen Nebel dorthin?“ fragte Schmidt.

„Mit ‚St 25‘ selbstverständlich, meine Herren“, sagte Professor Eggerth.

Dr. Wille zog die Stirn in nachdenkliche Falten. „Ein Blindflug so dicht über dem Erdboden . . . die Sache ist nicht ganz ungefährlich . . .“

„Sie vergessen die infrarote Strahlung, Herr Dr. Wille“, unterbrach ihn Professor Eggerth. „Wir stellen unsere Apparatur in den Pilotenraum und können dann ohne weiteres nach Sicht steuern. Bitte, Herr Verkoff, veranlassen Sie, daß alles dorthin geschafft wird.“ — — —

Fünf Minuten später stieg ‚St 25‘ an seinen Hubschrauben hängend auf 50 Meter Höhe empor, dann begann einer seiner Horizontalpropeller zu spielen, und in langsamster Fahrt schwebte das Schiff dahin.

Im Pilotenraum hatten Hein Eggerth und Verkoff die Photokamera und den Scheinwerfer aufgebaut. Auch hatten sie die Verschraubungen des mittleren großen Bugfensters gelöst und es geöffnet, da das starke Kristallglas für infrarote Strahlen wenig durchlässig war.

In dem Scheinwerfer arbeitete der elektrische Strom, vor der Fluoreszenzscheibe der Kamera stand Professor Eggerth und nach seinen Rufen steuerte Verkoff das Schiff. Die Navigation war nicht schwierig, denn in plastischer Deutlichkeit stand das Bild des Verwaltungsgebäudes auf der Fluoreszenzscheibe.

„Einen Strich nach Steuerbord!“ kommandierte der Professor, „Horizontalpropeller stillsetzen!“ befahl er eine Minute später. „Schiff absinken lassen! Landen!“ kam gleich danach ein

drittes Kommando. Ein leichter Stoß und ‚St 25‘ lag unmittelbar vor dem Verwaltungsgebäude auf dem Rasen.

Zu fünft betraten sie das Haus unter der Führung des Professors.

„Schlimme Risse in den Wänden“, meinte Dr. Wille zu Schmidt, als sie über den Flur gingen.

„Im Maschinenhaus sieht es noch viel toller aus“, erwiderte ihm Schmidt.

„Hier hat der Magistrat gefegt“, sagte Hein Eggerth zu Verkoff, während sie durch leere Räume weiter schritten. „Viel Freude wird Mr. Garrison hier nicht gehabt haben. Sieht übrigens nicht danach aus, als ob er hier gewesen wäre.“

„Abwarten und Tee trinken, Hein“, verwies ihn sein Vater und betrat die Treppe, die zu den Kellerräumen führte. Nach wenigen Schritten kamen sie in die Küche.

„Ah, also doch! Hier haben wir ja das Nachtlager von Granada“, meinte Verkoff zu Hein Eggerth. In der Tat war es unverkennbar, daß hier Leute gewesen waren. Geöffnete Konservendbüchsen und leere Bierflaschen legten Zeugnis dafür ab, und Decken und Kissen verrieten, daß die Besucher hier auch übernachtet hatten. Aber jetzt war niemand mehr da.

„Das Nest ist leer, die Vögel sind ausgeflogen“, raunte Hein Eggerth seinem Freunde Verkoff zu.

„Ja, wo sind sie geblieben?“ fragte Dr. Wille den Professor. Der warf einen Blick auf die Bierflaschen, ging dann zur Wasserleitung und drehte den Hahn auf.

„Ach so!“ Er sagte es, während er den Hahn wieder schloß. „Sie haben kein Wasser. Sie sind auf der Suche nach Wasser gegangen. Wir müssen Sie am Bach bei dem Maschinenhaus suchen.“

„Hoffentlich werden wir sie dort finden“, meinte Dr. Wille zweifelnd.

„Ich habe deswegen keine Sorge mehr“, beruhigte ihn Professor Eggert. „Es wäre anders, wenn wir hier keine Spuren von ihnen gefunden hätten. Dann müßten wir fürchten, daß sie draußen irgendwo im Nebel umherirren, und es könnte ein langes und vielleicht erfolgloses Suchen geben. Aber jetzt sieht die Sache ganz anders aus. Ich bin überzeugt, daß wir sie bald entdecken werden.“ — — —

Kurz danach stieg ‚St 25‘ wieder empor und nahm Kurs auf das Maschinenhaus. Ebenso wie vorher stand Professor Eggert vor der Fluoreszenzscheibe, doch diesmal beschränkte er sich nicht darauf, das Ziel ihres Fluges anzustrahlen, sondern suchte mit Kamera und Scheinwerfer die ganze Umgebung ab.

„Das Maschinenhaus sieht müßig aus, wir werden es von Grund auf neu bauen müssen“, wandte sich Dr. Schmidt an ihn.

„Vermutlich an einer ganz anderen Stelle, Herr Doktor“, erwiderte ihm der Herr Professor. „Ich sehe weiter landeinwärts eine starke Bodenwelle, die zweifellos durch die vulkanischen Kräfte emporgehoben wurde. Soweit ich es von hier beurteilen kann, muß sie den Bachlauf abgeriegelt haben. Ich fürchte, Mr. Garrison sucht vergebens nach Wasser.“

Er rief seinem Sohn ein Kommando zu. Schneller wirbelten danach die Hubschrauben um ihre Achsen. Langsam stieg ‚St 25‘ höher. Weiter dehnte sich das Gelände, das Professor Eggert anstrahlen und beobachten konnte.

„Es ist, wie ich’s vermutete, meine Herren.“ Er wandte sich an Wille und Schmidt. „Betrachten Sie das Bild auf der Scheibe. Hinter der Bodenwelle hat sich ein großer Stausee gebildet. Wir werden später mit unserm neuen Maschinenhaus wohl landeinwärts wandern müssen.“

„Wo sollen wir jetzt die Amerikaner suchen?“ unterbrach ihn Dr. Schmidt.

„Am Wasser, Herr Doktor. Garrison wird sich mit seinen Be-

gleitern bis zum Maschinenhaus durchgeschlagen haben. Er hat das Bachbett dort wasserleer gefunden. Was wird er dann logischerweise weiter getan haben?“

„Er wird dem Bachlauf landeinwärts gefolgt sein“, sagten Wille und Schmidt wie aus einem Mund. Professor Eggert nickte.

„Richtig! Nur so und nicht anders kann es gewesen sein. Also werden wir es ebenso machen.“

*

James Garrison riß sich mit Gewalt zusammen. „Hallo, Boys“, rief er seine Gefährten an. „Mit bloßem Nichtstun und Lamentieren kommen wir nicht weiter. Wir müssen raus aus dem Elend! Wasser haben wir jetzt Gott sei Dank, wenn es auch unbequem weit abliegt. Aber Licht brauchen wir noch . . .“

„Licht! Sonne! Blauer Himmel!“ schrie Jeffris dazwischen. „Ich werde wahnsinnig in dem verdammten Dunst! Berrückt werde ich, Sir! Bin es schon beinahe! . . .“

Garrison gab ihm einen schweren Schlag auf die Schulter, daß er zusammenknickte.

„Mann! Benehmt Euch nicht wie ein altes Weib!“ schrie er ihn an und wollte noch mehr sagen, als ein fernes Geräusch vernehmbar wurde. Suchend wandte er den Kopf nach allen Seiten und hielt die Hände wie Schalltrichter an die Ohren, um festzustellen, woher der dröhnende Klang kam. Auch Robertson und D’Brien waren aufgesprungen. Im Augenblick war alle Lethargie von ihnen abgefallen. Aufgeregt sprudelten sie Worte und abgerissene Sätze heraus.

„Motoren! Propeller!“ rief Robertson.

„Die Deutschen? Das Stratosphärenschiff! Rettung!“ schrie D’Brien dazwischen.

„Sie müssen blind fliegen . . . es wäre ein Wunder, wenn sie

uns finden“, murmelte Garrison vor sich hin, lauschte dann wieder suchend, während ein Hoffnungsschimmer über seine Züge glitt, denn viel stärker war das Geräusch inzwischen geworden. Schon klang es so, als ob das Schiff in der Nähe wäre.

„Man müßte ihnen ein Zeichen geben . . . rufen . . .“ sinnierte Garrison für sich weiter und gab den Gedanken im nächsten Augenblick wieder auf. Die Deutschen würden es nicht hören. Der Motorenlärm ihres Schiffes würde ja doch jeden Ruf überdröhnen und ersticken. Während er es noch überdachte, sah er Jeffris plötzlich aufspringen und die Böschung emporsteigen. Mit einem wilden Schrei stürzte er in der Richtung, aus der das Geräusch zu kommen schien, davon und war schon in der nächsten Sekunde verschwunden . . . unsichtbar geworden, von dem Nebel verschluckt.

James Garrison machte eine Bewegung, als ob er ihm nachzueilen, ihn zurückholen wolle. Gab es im nächsten Moment wieder auf und ließ die Arme mutlos sinken.

„Verloren! Rettungslos im Nebel verloren“, flüsterte er und schloß die Augen. Ihn, der durch seine Energie und unerschütterliche Ruhe die anderen solange aufrechtgehalten hatte, wollte jetzt Verzweiflung überkommen. Die Deutschen würden ihn und seine Gefährten in dem gräulichen Nebel nicht finden . . . würden die Suche bald als zwecklos aufgeben . . . würden mit ihrem Schiff dorthin zurückkehren, wo die Sonne strahlte, und ein klarer Himmel blaute . . . Er und seine Gefährten würden hier zurückbleiben müssen . . . verlassen . . . vergessen . . . verloren, wenn kein Wunder geschah . . . Übermächtig stark war inzwischen das Dröhnen der Hubschrauben von ‚St 25‘ geworden. So gewaltig brüllten die Motoren des Stratosphärenschiffes, daß die lauten Rufe seiner Gefährten davon fast übertönt wurden. Was hatten die? Was schrieten die? Klang es nicht fast wie Freudenruf?

James Garrison öffnete die Augen wieder und fuhr sich zweifelnd mit der Hand darüber. Das Bild blieb, es ließ sich nicht wegwischen. Kaum drei Meter von ihm entfernt, setzte ‚St 25‘, bis jetzt noch von seinen Hubschrauben gehalten, sicher neben der Böschung des Bachlaufes auf. Schon öffnete sich eine Tür, schon streckte sich eine Stiege heraus. James Garrison sah, wie O'Brien und Robertson sie emporstürzten. Langsam folgte er ihnen.

Er sah Professor Eggerth auf sich zukommen, wollte in überquellendem Gefühl etwas sagen und vermochte nur unzusammenhängende Worte zu stammeln. Er griff die Hand, die der Professor ihm entgegenstreckte und drückte sie stumm. Metallisch klang es hinter ihm auf. Die Stiege wurde wieder eingezogen, die Tür geschlossen. Gleich darauf setzte das donnernde Spiel der Hubschrauben wieder ein. ‚St 25‘ hob sich vom Boden ab.

„Gerettet!“ jubelte O'Brien.

„Geborgen!“ jauchzte Robertson.

Tief aufatmend schauten die beiden sich um. Wohl war auch im Inneren des Stratosphärenschiffes die Luft dunstig, aber doch nicht zu vergleichen mit dem schweren Nebel draußen. Bis in die letzten Winkel vermochte das Licht der elektrischen Lampen den Raum zu erhellen. Nach einer Zeit, die ihnen unendlich schien, war die weiße Binde, die so lange vor ihren Augen gelegen hatte, von ihnen genommen.

„Wir werden die Sonne wiedersehen“, rief O'Brien.

„Und blauen Himmel und blaues Meer“, fügte Robertson hinzu.

„Einer von uns fehlt noch“, sagte Garrison.

„Er rannte in den Nebel hinein. Wir sahen ihn laufen . . .“ bestätigte der Professor die Worte des Amerikaners.

„Sie sahen ihn?“ Staunen . . . Ungläubigkeit klang aus den

Worten Garrisons. Professor Eggerth ergriff seinen Arm. „Kommen Sie mit nach vorn in den Pilotenraum, Mr. Garrison.“

Widerstandslos ließ sich James Garrison von ihm führen, kam mit ihm in den Raum und geriet von neuem ins Staunen. Da stand Dr. Schmidt vor der Mattscheibe einer großen Kamera, betrachtete ein leuchtendes Bild, das die Scheibe ihm zeigte und gab Befehle, nach denen Verloff die Steuerung von ‚St 25‘ betätigte.

„Haben Sie ihn entdeckt, Herr Doktor?“ fragte Professor Eggerth.

Dr. Schmidt wandte sich um und nickte ihm kurz zu. „Ich habe ihn auf der Platte, Herr Professor. Zweimal ist er gestürzt . . . hat sich wieder aufgerafft . . . läuft wie ein Toller . . . jetzt eben fällt er wieder . . . diesmal bleibt er liegen . . .“

Professor Eggerth zog Garrison zu der Kamera hin, und wieder glaubte der Amerikaner seinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Das Land, das draußen in undurchdringlichem Nebel lag, zeichnete sich hier in allen Einzelheiten auf der Kamerascheibe ab. Jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein konnte er deutlich unterscheiden. Im Hintergrund zeigte das Bild den neuen Stausee. Nicht allzu weit von dessen Ufern entfernt erkannte Garrison eine menschliche Gestalt, die seitlich hingestreckt lag und vergebliche Bemühungen machte, um wieder auf die Beine zu kommen.

Dr. Schmidt griff nach dem Objektiv der Kamera und stellte etwas daran. Da zeigte die Scheibe einen kleinen Ausschnitt des früheren Bildes in einem größeren Maßstab, und jetzt vermochte Garrison in dem Gestürzten deutlich Jeffris zu erkennen. Er lag auf dem Rücken und starrte wild um sich. Immer größer und klarer wurde das Bild, während ‚St 25‘ sich langsam vorwärts schob. Fast greifbar nahe schien die Gestalt von Jeffris jetzt zu

sein, schob sich dann auf der Platte nach rechts und war plötzlich über deren Rand verschwunden. Noch ehe Garrison etwas sagen . . . etwas fragen konnte, ging eine leichte Erschütterung durch das Schiff. ‚St 25‘ war gelandet.

Drei Minuten später gingen seine Hubschrauben schon wieder an, während ein Klirren von Metall auf Metall verriet, daß seine Besatzung am Werke war, alle Öffnungen luftdicht zu verschrauben; und dann kam Hein Eggerth aus dem Mittelraum zurück, wechselte ein paar Worte mit seinem Vater und wandte sich danach an Garrison.

„Ihr vierter Mann ist noch bewusstlos, aber soviel wir in der Eile feststellen konnten, nicht verletzt. Ich denke, er wird sich bald erholen.“

„Kann ich ihn sehen?“ fragte Garrison.

„Bitte sehr.“ Hein Eggerth machte eine einladende Handbewegung und ging zusammen mit dem Amerikaner in den Mittelraum.

Dort hatte man Jeffris auf einen Divan gebettet. O'Brien und Robertson waren um ihn beschäftigt, rieben ihm die Schläfen mit Brandy und versuchten, ihm auch etwas von dem scharfen Getränk einzulassen; doch vorläufig hatten ihre Bemühungen noch keinen Erfolg. Jeffris lag apathisch da und stieß nur bisweilen einen Seufzer aus. James Garrison warf Hein Eggerth einen fragenden Blick zu.

„Kein Grund zur Besorgnis“, meinte der leichtthin, „in zehn Minuten wird die Sache schon ganz anders aussehen.“ Er deutete auf den Höhenzeiger, während er weiter sprach: „1000 Meter, Sir. Noch einmal tausend, und wir haben's geschafft.“

In weiten Kurven schraubte sich ‚St 25‘ weiter empor, und ebenso ständig bewegte sich der Zeiger des Höhenmessers über die Skala hin. Als er die Zahl 1600 erreichte, wurde das milchige Weiß vor den Scheiben draußen lichter. Als er über die 2000

glitt, riß es auf. Lichtes Blau schimmerte dazwischen. Im nächsten Moment fiel helles Sonnenlicht in den Raum.

Ein Schwindelgefühl überkam Garrison, als er das Tagesgestirn wieder erblickte. Er mußte sich setzen. Bedeckte die Augen für Sekunden mit den Händen und atmete in tiefen Zügen die klare dunstfreie Luft, die von den mächtigen Kompressoren des Stratosphärenschiffes in den Raum geworfen wurde. Wie ein wüster Traum lagen die letzten 24 Stunden hinter ihm, als er die Augen wieder öffnete. Sonne! Eine klare weite Sicht über die endlose See, auf der, jetzt schon tief unter ihnen, wie ein Wattebausch, die Nebelbank lag. Wie eine wundertätige Arznei wirkte das auf ihn, wirkte ebenso auf O'Brien und Robertson. Schien sich jetzt auch auf Jeffris auszuwirken.

Ein Zucken lief über dessen verstörte Züge. Er öffnete die Augen, blinzelte, schloß sie wie geblendet gleich wieder und stöhnte laut auf. Hein Eggerth paßte den richtigen Moment ab. Er richtete ihn halb auf und goß ihm eine tüchtige Dosis Brandy zwischen die Lippen. Jeffris schluckte, hustete und erwachte aus seiner Ohnmacht. Mit weitgeöffneten Augen schaute er sich um und sah das volle Sonnenlicht in tausend Reflexen auf den Metallwänden des Raumes spielen. Wie befreit atmete er auf.

„Sonne! Licht! . . . kein Nebel mehr.“ Abgerissen kamen die ersten Worte aus seinem Munde, doch bald begann er zusammenhängend zu sprechen . . . zu fragen, zu antworten. Auch der letzte der vier in den Nebel Verschlagenen war im Begriff, die Folgen dieses Abenteurers zu überwinden. — — —

Im Kommandoraum von ‚St 25‘ breitete Professor Eggerth inzwischen eine Karte auf dem Tisch aus. Sie zeigte die Umrisse der ehemaligen Insel, und um diese herum das neue Land, das von dem durch die Sprengung entfesselten vulkanischen Kräften aus der Tiefe der See emporgehoben worden war.

„Ich glaube, Herr Professor, daß wir mit dem Erfolg unserer Arbeit zufrieden sein können“, sagte Dr. Wille.

„Ich glaube es auch, Herr Doktor“, pflichtete ihm Professor Eggerth bei, während er zu einem Schrank ging und ein aus Stäben, Zahnrädern und Rollen bestehendes Instrument herausnahm. Es war ein Planimeter, das er jetzt auf die Karte setzte. Sorgfältig umfuhr er mit dem einen Arm des Apparates die Grenzlinie des neuen Landes und las dann von der Indikatorscheibe des Planimeters eine Zahl ab.

„14860 Quadratkilometer, Herr Doktor, wir haben das alte Areal durch unser Experiment vertausendfacht. Wir verfügen jetzt über 265 Quadratmeilen, die in einem Jahr fruchtbarster Boden sein können. Genügend Land, Herr Doktor, für Hunderttausende.“

Dr. Wille notierte sich die Zahlen, die Professor Eggerth ihm soeben genannt hatte und meinte danach:

„Nun wäre es wohl Zeit, unsern Erfolg nach Berlin zu funken. Herr Schröder wird vermutlich schon ungeduldig auf eine Nachricht von uns warten.“

Dr. Schmidt hatte während des Gespräches der beiden abwechselnd auf die Karte und durch das Fenster hinaus auf das neue Land tief unter dem Stratosphärenschiff geblickt, hatte zuletzt einen Theodoliten zur Hand genommen und zu visieren und zu rechnen begonnen.

„Noch eine kurze Weile, meine Herren!“ mischte er sich jetzt in die Unterredung. „Auf eine halbe Stunde kommt es schließlich nicht an. Ich möchte die neue Uferlinie noch einmal überprüfen. Nichts gegen Ihre Feststellungen, Herr Professor“, wandte er sich an Professor Eggerth, der ihn befremdet ansah. „Ich bezweifle die Exaktheit Ihrer Messungen keinen Augenblick, aber ich rechne mit der Möglichkeit, daß es dort unten während der letzten Stunden noch Veränderungen gegeben haben kann.“

Dr. Wille wandte sich lachend an Professor Eggerth. „Sehen Sie, Herr Professor, da haben wir mal wieder unsern alten gewissenhaften Schmidt. Er will sicher gehen, daß die Zahlen, die wir nach Berlin funken, auch bis auf das Lüpfelchen stimmen.“

Professor Eggerth gab achselzuckend nach. „Meinetwegen, Herr Doktor, obwohl ich nicht glaube, daß die Uferlinie sich noch verändert hat. Ich möchte Sie aber bitten, bei der Gelegenheit auch gleich die Umrißlinie der Nebelbank nachzuprüfen.“ Er deutete auf die Karte. „Der alte Umriß ist hier eingetragen. Hier wären mir Veränderungen äußerst erwünscht. Ich begreife es nicht, daß der Nebel sich so lange hält.“

Während Dr. Schmidt sich schweigend mit der Nachprüfung der Uferlinie beschäftigte, griff Dr. Wille die Bemerkung des Professors auf und begann seine eigenen Ansichten darüber zu entwickeln.

„Die Luft über der Südsee ist stark mit Wasserdampf gesättigt“, hub er an zu dozieren. „Sie ist infolgedessen unfähig, diese Nebelmassen, die ja nichts anderes als flüssiges Wasser in feinsten Tröpfchenform sind, so schnell zur Verdunstung zu bringen, wie es in einer trockenen Atmosphäre der Fall sein könnte. Leider haben wir auch gerade eine Periode völliger Windstille. Eine leichte Brise könnte den ganzen Dunst in einer Viertelstunde wegblasen, aber so wie es jetzt ist, werden wir uns wohl noch einige Zeit gedulden müssen.“

„Das ist ärgerlich“, meinte Professor Eggerth verdrießlich. „Ich brenne darauf, bald wieder zu landen und den Zustand der alten Insel festzustellen. Auch um Captain Dryden müssen wir uns kümmern. Es wird uns kaum etwas anderes übrigbleiben, als die gesamte Besatzung der ‚Berenice‘ an Bord von ‚St 25‘ überzunehmen.“

Während Wille und Professor Eggerth noch die nächsten Maß-

nahmen besprachen, kam Dr. Schmidt mit seinen Messungen zu Ende.

„Die Uferlinie ist unverändert geblieben, Herr Professor“, meldete er das Ergebnis seiner Feststellungen. „Die Nebelbank ist in den letzten 24 Stunden um durchschnittlich drei bis vier Kilometer zurückgegangen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Drydens Schiff noch vor Sonnenuntergang von dem Nebel frei wird. Vielleicht kann es auch schon früher sichtbar werden.“

„Das wäre erfreulich“, meinte Professor Eggerth, „es würde aus dem Verkehr mit dem Schiff erleichtern.“

„Bleibt noch der Verkehr mit Captain Dryden selber“, warf Wille dazwischen. „Ich fürchte, er wird in keiner rosigen Laune sein und möglicherweise allerlei Regreßansprüche stellen.“

„Stellen kann er sie, viel Glück wird er damit nicht haben“, meinte der Professor mit einem Achselzucken und machte sich daran, für Minister Schröter einen Funkpruch aufzusetzen, der nach einigen geringfügigen Abänderungen auch die Zustimmung von Wille und Schmidt fand.

„Ich werde die Depesche verschlüsseln und zu Lorenzen bringen“, sagte Dr. Wille, während er das Schriftstück an sich nahm und damit zu seiner Kabine ging. Auch Professor Eggerth wollte den Raum verlassen, als ihm noch etwas einfiel.

„Übrigens, Herr Dr. Schmidt“, wandte er sich an den Doktor, „hatten Sie inzwischen noch Nachrichten von Mr. Smith? Sie erzählten mir zuletzt, daß er es verstanden hat, Ihren Vater für sich zu gewinnen.“

„Nur ein paar kurze Mitteilungen, Herr Professor. Ich bin nicht ganz klug daraus geworden, ob der Alte ihn nicht weglassen will, oder ob der Junge sich nicht von Deutschland trennen kann. Jedenfalls steckt er immer noch in Waltershausen. Auf seiner letzten Karte machte er eine Andeutung, als ob auch sein Vater möglicherweise zum Besuch nach Deutschland kommen würde...“

„Das würde mich für Sie aufrichtig freuen, mein lieber Herr Doktor“, sagte Professor Eggerth mit Wärme.

„Wir wollen es abwarten, Herr Professor“ meinte Dr. Schmidt und war wieder ganz der trockene Wissenschaftler. „Vorläufig gibt es hier für mich reichlich zu tun. Das andere . . .“ Er zuckte die Achseln, „mag sich meinethalben historisch entwickeln.“

Professor Eggerth merkte, daß dem langen Doktor an dem Gesprächsthema nicht besonders gelegen war, aber um so mehr interessierte es ihn selber. Nach dem, was er soeben erfahren hatte, mußte ein Funkpruch mit der Anschrift Mr. Smith per Adresse Forstrat Schmidt, Waltershausen, sein Ziel erreichen. Mit der Absicht, eine solche Depesche loszulassen, verließ er den Raum und machte sich auf den Weg zu Lorenzen.

In der Funkerkabine traf er Verkoff, der abwechselnd zum Fenster hinausah und dazwischen Lorenzen allerlei zurief, was der sofort in die Morsetaste hieb. Jetzt legte Lorenzen die Station von Sendung auf Empfang um, und Verkoff benutzte die Pause, um sich an Professor Eggerth zu wenden.

„Sehen Sie das Schiff dort unten, Herr Professor? Eine amerikanische Yacht. Wir konnten die Besatzung eben noch rechtzeitig warnen, sonst wäre es auch aufgelaufen. Sie wollten uns anfangs nicht glauben, daß ein Seebeben hier starke Bodenveränderungen bewirkt hat. Erst als wir ihnen funkten, daß ein anderes amerikanisches Schiff, die ‚Berenice‘, schon gestrandet wäre, entschlossen sie sich beizudrehen und zu loten.“ Er griff nach einem Blatt, das Lorenzen eben vollgeschrieben hatte. „Sehen Sie, Herr Professor, jetzt sind die Yankee's bekehrt. Funken hier zurück, daß sie gerade noch zwei Fuß Wasser unter dem Kiel haben. Bedanken sich für unsere Warnung, versuchen unter ständigem Loten wieder tieferes Wasser zu gewinnen . . . da . . .!“

Er nahm das nächste Blatt von Lorenzen entgegen. „Hier

teilen sie mit, daß sie schon wieder sicheres Fahrwasser haben.“ Lorenzen legte den Bleistift beiseite und stellte seine Station wieder auf Senden um.

„Die Yacht zieht auf Nordkurs davon“, sagte Verkoff nach einem Blick durch das Fenster.

„Wir müssen sie aufhalten“, entschied sich der Professor im gleichen Augenblick. „Funken Sie, Lorenzen! Ich lasse den Kapitän bitten, sich an der Rettung seiner gestrandeten Landleute zu beteiligen.“

Während Lorenzen die Morsetaste spielen ließ, sprach der Professor zu Verkoff weiter. „Es würde uns der Mühe entheben, die Besatzung der ‚Berenice‘ bei uns an Bord nehmen zu müssen.“

Eine Minute später schrieb Lorenzen bereits die Antwort auf seinen letzten Funkpruch nieder. Der amerikanische Kapitän erklärte sich bereit, mitzuhelfen, bemerkte aber gleichzeitig, daß man von Bord seines Schiffes aus weit und breit kein gestrandetes Fahrzeug erblicken könne. Daraufhin mußte Lorenzen funken, daß das Schiff zwar augenblicklich noch im Nebel steckte, aber im Lauf der nächsten Stunden sichtbar sein würde.

Die Wirkung der Depesche konnte der Professor bereits durch sein Fernglas erkennen, bevor noch eine Antwort einlief. Die Yacht stoppte ihre Fahrt und ließ den Anker fallen.

„Ein vernünftiger Mann, dieser Kapitän“, meinte Professor Eggerth, als er es sah. „Wir wollen neben seinem Schiff niedergehen und die Angelegenheit mit ihm besprechen.“

„Über seine Vernunft könnte man verschiedener Meinung sein“, wandte Verkoff ein. „Es hat allerhand Mühe gekostet, ihm den Standpunkt klarzumachen, und dabei hat er das neue Land doch dicht vor der Nase. Wie ich es von hier aus taxiere, ist sein Schiff keine 500 Meter von der neuen Strandlinie entfernt.“

Während Verkoff es sagte, befand sich ‚St 25‘ noch in etwa

2000 Meter Höhe, und von der schon ziemlich tiefstehenden Sonne seitlich beleuchtet lag das neue Land in plastischer Deutlichkeit unter dem Stratosphärenschiff. Rötlich-bräunlich schimmerte der frisch aus der See emporgestiegene Boden im Licht der Abendsonne. Scharf grenzte sich die Strandlinie ab, hinter der die See zunächst ein helles Gelbgrün zeigte, das erst allmählich in das dunklere Blau des tiefen Ozeans übergang.

„Es ist mir unverständlich, daß der Kapitän die Gefahr, die seinem Schiff drohte, nicht rechtzeitig erkannte“, fuhr Berkoff in seiner Betrachtung fort. „Das flache Wasser da unten und das feste Land gleich dicht dabei . . . das muß ja beinahe ein Blinder sehen . . .“

„Von hier oben zweifellos, mein lieber Berkoff“, fiel ihm Professor Eggerth ins Wort. „Von unten sieht die Sache wesentlich anders aus. Sie werden es bald selber merken.“

Während Lorenzen noch eine Depesche an Mr. Smith, die Professor Eggerth ihm in die Hand drückte, und danach einen Funkpruch an Minister Schröder in den Äther sandte, glitt ‚St 25‘ immer weiter nach unten, und je tiefer es kam, um so mehr begann sich die Grenze von Land und See zu verwischen. Nur noch undeutlich hob sich das Land vom Wasser ab, als ‚St 25‘ es in 200 Meter Höhe überflog. Gleichmäßig blaugrau sah alles bis zu der fernen Nebelbank hin aus, als das Stratosphärenschiff neben der amerikanischen Yacht wasserte, an deren Heck in Goldbuchstaben der Name ‚Silver Star‘ leuchtete.

Die ‚Berenice‘ macht eine Luftfahrt

Mr. MacClure, in einer Person Eigentümer und Kapitän der ‚Silver Star‘, begrüßte Professor Eggerth an Bord seiner Yacht mit schottischer Herzlichkeit. Er lud ihn vor allen Dingen erst mal zu einem Soda-Whisky ein. Dabei kam schnell ein Gespräch in Gang.

„Ich hielt es anfangs für einen Scherz, als mein Junker mir Ihr Radiogramm brachte“, meinte MacClure. „Unsere Seekarten zeigen hier mehr als 150 Meter Wassertiefe. Sie können sich meinen Schreck vorstellen, als wir dann doch loteten und merkten, daß wir dicht am Aufschrammen waren.“

„Ja, mein verehrter Herr Kapitän“, sagte Professor Eggerth, „es hat hier vor zwei Tagen ein Seebeben schwerster Art gegeben. Sehen Sie da drüben die Nebelbank“, er deutete durch das Bulley der Kabine, „sie entstand, als die Lava und die See hier zusammenfloßen. Auf viele Meilen hin ist alles anders geworden. Die ganze Gegend muß neu vermessen werden, die alten Karten sind unbrauchbar geworden.“

„Das müßte aber bald geschehen. Sobald wie möglich“, äußerte sich MacClure. „Jedes Schiff läuft ja Gefahr zu scheitern, wenn es sich auf die alten Karten verläßt.“

„Mit solchen plötzlichen Veränderungen wird man in vulkanischen Regionen immer rechnen müssen“, meinte Professor Eggerth achselzuckend. „Wenn ich hier ein Schiff zu führen hätte, würde ich unter allen Umständen dafür sorgen, daß ein Echolot

an Bord ist und grundsätzlich jede halbe Stunde loten, ganz egal, welche Tiefen die Seekarten angeben.“

„Theoretisch sehr schön, Herr Professor“, warf MacClure ein, „aber jedes Schiff kann sich diese Einrichtung nicht leisten. Denken Sie nur an die vielen Trampschiffe des Koprahandels, die in der Südsee verkehren. Ich wiederhole, man wird die Seekarte schnellstens berichtigen müssen.“

„Das wird selbstverständlich geschehen“, stimmte Professor Eggerth ihm zu. „Die deutsche Regierung wird schon in den nächsten Tagen ein Vermessungsschiff auslaufen lassen.“

„Die deutsche Regierung? Warum gerade die?“ fragte der Schotte verwundert.

„Weil wir uns hier in deutschen Gewässern befinden, Mr. MacClure.“ Während der Professor weiter sprach, ging ein leichtes Lächeln über sein Gesicht. „... Wir haben ... das heißt Deutschland hat Glück gehabt. Die kleine herrenlose Insel, die das Reich hier vor einigen Wochen als Kolonie in Besitz nahm, ist durch das Seebeben stark gewachsen. Soweit ich es von unserem Flugschiff übersehen konnte, dürfte sich ihr Areal vertausendfacht haben ...“

„Ver ... ver ... tausendfacht?!“ MacClure vergaß es in der Überraschung, seinen Mund wieder zu schließen und starrte den Professor ungläubig an.

„Vertausendfacht, Mr. MacClure“, wiederholte der seine letzten Worte, „ich sage es ohne Übertreibung.“

„Ja, dann hätten Sie ... dann hätten ja ... unbegreiflich, Herr Professor ...“

„Es ist nicht so bedeutend, wie es sich im ersten Augenblick anhört“, fuhr der Professor ruhig fort. „Gewiß, aus 15 Quadratkilometern sind etwa 15000 geworden, aber schließlich ist und bleibt es doch nur ein kleiner Punkt in der großen Südsee.“

„15000 Quadratkilometer ... rund 3000 Quadratmeilen ...“

MacClure wiederholte die Zahlen mehr zu sich als zu Professor Eggerth sprechend ein paarmal. Er brauchte Zeit, um die Neuigkeit zu verdauen.

„Unsere Meilen sind größer als Ihre. Für uns hat die Insel nur 260 Quadratmeilen“, warf Professor Eggerth trocken dazwischen. Aber MacClure ließ sich in seinem Gedankengang nicht stören. „Vertausendfacht? ... es ist ungeheuerlich ... wenn es noch mehr gewesen wäre? Das Zehntausendfache? ... wenn sich um Ihr Inselchen herum ein neuer Erdteil aus der See gehoben hätte? ... was wäre dann?“

„Die Frage brauchen wir nicht zu erörtern“, versuchte der Professor abzulenken. „Das ist ja nicht geschehen.“

„Aber es hätte doch geschehen können ... und wenn es nun geschehen wäre?“ verharnte der Schotte hartnäckig bei seiner Idee, und wohl oder übel mußte Professor Eggerth sich zu einer Antwort bequemen.

„Dann wäre das Land an unseren Küsten zugewachsen. Es wäre auch nach internationalem Recht deutsches Land.“

MacClure schüttelte ungläubig den Kopf. „Wenn das neue Land aber bis an andere Inseln herangewachsen wäre?“ fragte er weiter. „Etwa nach Norden hin bis an die französischen Gesellschaftsinseln, wie wäre es dann?“

„Dann würde man sich auf diplomatischem Wege einigen müssen. Vermutlich würde man die neue Grenze genau in der Mitte zwischen unserer Insel und den Gesellschaftsinseln ziehen, aber der Fall steht ja Gott sei Dank nicht zur Diskussion. Erörtert wurde er übrigens schon vor vielen Jahren im Zusammenhang mit einem technischen Zukunftsprojekt. Ich weiß nicht, ob Sie von dem phantastischen Plan gehört haben, das Mittelmeer an der Straße von Gibraltar durch einen Damm vom Ozean abzusperren?“

MacClure nickte. „Ich erinnere mich, etwas darüber gelesen

zu haben. Durch die natürliche Verdunstung sollte der Spiegel des Mittelmeeres nach der Absperrung um 200 Meter fallen.“

„Das ist es, Sir“, fiel ihm Professor Eggertth ins Wort, „eine solche Senkung würde ganz neue Uferlinien schaffen. Beispielsweise würde die italienische mit der Balkanhalbinsel zusammenwachsen und die beiderseitigen Anliegerstaaten der Adria müssen sich über eine neue gemeinsame Grenze einigen. Da haben Sie das gleiche Problem, und schon damals haben sich Kapazitäten des internationalen Rechtes dahin ausgesprochen, daß die neue Grenzlinie genau in der Mitte zwischen den früheren Grenzen verlaufen müßte.“

Jetzt endlich gab sich MacClure zufrieden, und der Professor konnte auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen kommen.

„Es handelt sich also darum, die Besatzung der ‚Berenice‘ zu übernehmen und bis zu einem Hafen zu bringen, von dem aus eine Verbindung nach USA. besteht“, schloß Professor Eggertth seinen kurzen Bericht.

„Die ‚Berenice‘? ... Captain Dryden? ... ich kenne Mr. Dryden nicht persönlich, aber ich hörte mancherlei von ihm“, sagte MacClure nachdenklich. „Er soll ein tüchtiger Seemann, aber auch ein Abenteurer sein. Hätte er 200 Jahre früher gelebt, wäre er vielleicht unter die Korsaren gegangen. Glauben Sie, daß er sein Schiff so leicht aufgeben wird? Ich vermute eher, daß er alles Erdenkliche versuchen wird, um es wieder flottzumachen.“

„Es wäre ein vergebliches Beginnen, Mr. MacClure. Die ‚Berenice‘ liegt ungefähr 20 Kilometer landeinwärts auf dem Trockenen.“

„20 Kilometer?! Wie ist das möglich, Herr Professor?“ „Sehr einfach, Sir, die ‚Berenice‘ stand etwa 8 Kilometer von der

alten Strandlinie entfernt, als das Beben ausbrach. Captain Dryden setzte sofort Kurs auf die hohe See, aber das Beben lief schneller als sein Schiff.“

„Verdammt! Das hätte auch jedem anderen passieren können.“ Noch nachträglich erschrak MacClure bei dem Gedanken, daß seiner Yacht leicht das gleiche hätte zustoßen können, und wiederholte dem Professor gegenüber seine Bereitwilligkeit, die Besatzung des verlorenen Schiffes bis zu einem geeigneten Hafen mitzunehmen.

Immer tiefer war während ihrer Unterredung die Sonne gesunken, und schon berührte sie die Kämme. Professor Eggertth trat an das Bulley und blickte zu der Nebelbank hinüber.

„Sehen Sie dort“, er winkte MacClure an seine Seite. „Bei schärferem Hinschauen können Sie eben noch die Mastspitzen der ‚Berenice‘ vor der Nebelwand erkennen. Das Schiff selbst liegt für unsern Standort unter dem Horizont. Schade ... für heut ist es zu spät geworden, aber morgen gleich bei Sonnenaufgang wollen wir die Besatzung holen.“

Noch während Professor Eggertth sprach, fiel bereits die kurze Tropendämmerung ein. Mit einem Auf Wiedersehen, morgen verabschiedete sich Professor Eggertth, um an Bord von ‚St 25‘ zurückzukehren. — — —

„Wie geht es Ihrem Patienten?“ Der Professor richtete die Frage im Mittelraum von ‚St 25‘ an James Garrison, den er dort im Gespräch mit Wille und Schmidt antraf.

„Danke für die Nachfrage, Sir! Es geht.“ Garrison gab die Antwort zerstreut, weil er mit Dr. Wille gerade eine Erdbeben-theorie erörterte.

„Ich habe den Mann zu Bett gebracht und ihm noch ein paar Tabletten gegeben, Herr Professor“, antwortete von einem Nebentisch her Georg Verloff. „Ich denke, er wird einen Nervenzklaps verschlafen und morgen wieder in Ordnung sein.“

Professor Eggerth nickte. „Recht so, mein lieber Berkoff, wo stecken die beiden anderen?“

„Die sind auch in die Kojen gekrochen, nachdem sie noch kräftig gegessen hatten. Die Landpartie durch den Nebel scheint sie auch etwas mitgenommen zu haben.“

„Lassen wir sie schlafen! Wer schläft, sündigt nicht“, meinte Professor Eggerth mit einem Lächeln und setzte sich an den anderen Tisch. Dort war Dr. Wille eben mit seinen gelehrten Auseinandersetzungen zu Ende gekommen, und Garrison benutzte die Gelegenheit, um sich bei Professor Eggerth über das Ergebnis von dessen Besuch auf der Nacht zu erkundigen. Mit Vergnügen hörte er, daß Kapitän MacClure bereit war, die Befahrung der ‚Berenice‘ an Bord des ‚Silver Star‘ zu nehmen, aber schon tauchte dabei in seinem Unterbewußtsein wieder die Frage auf: wer wird Captain Drydens Schiff bezahlen?

Was er früher schon vermutete, war ihm in der Unterhaltung mit Dr. Wille zur Sicherheit geworden. Diese ganze überraschende Landhebung beruhte auf einem wohlbedachten Plan der Deutschen. Mit ihrer bekannten Gründlichkeit hatten sie alle in Betracht kommenden Faktoren untersucht und in Rechnung gestellt. Genau in dem Maße und in der Richtung, in der es ihren Absichten dienlich war, hatten sie die unterirdischen Kräfte entfesselt und ihren Zweck, eine Vervielfachung ihres Areals, glänzend erreicht.

Garrison war selbst zur Genüge Wissenschaftler, um diese Leistung voll würdigen zu können, und schon begannen seine Gedanken nach einer anderen Richtung hin zu arbeiten. Vorher, als Dr. Wille ihm seine Magmatheorie entwickelte, war ihm zum erstenmal eine Idee gekommen und hatte ihn seitdem nicht mehr losgelassen. Die Idee, ob man etwas Ähnliches an geeigneter Stelle nicht auch in den Vereinigten Staaten versuchen könnte. Deshalb hatte er den langen Vortrag von Wille geduldig über

sich ergehen lassen und jede Zahl und jede Möglichkeit, die Dr. Wille dabei vorbrachte, in seinem Gedächtnis verankert.

Es war viel Wissenswertes, was er dabei erfahren hatte, aber die Einwände, die Dr. Schmidt, seiner alten Gewohnheit folgend, den Ausführungen Dr. Willes entgegensetzte, hatten den Amerikaner zum Teil wieder unsicher gemacht. Er beschloß, jetzt den Professor Eggerth gewissermaßen als letzte Instanz über diese Angelegenheit auszuholen und begann vorsichtig Fragen zu stellen. So geschickte er es nach seiner Meinung aber auch anfang, der Professor witterte doch die Absicht und hielt es für angebracht, ihn zu warnen.

„Das Experiment, das wir hier gemacht haben“, begann er in einem so ernsten Ton, daß Garrison stutzig wurde, „ist nicht ungefährlich. Hier mitten im weiten Ozean auf einer unbewohnten Insel, Hunderte von Kilometern von der nächsten menschlichen Ansiedlung entfernt, konnten wir es riskieren. Wenn wirklich die schlimmste Möglichkeit eintrat, mit der wir durchaus rechnen mußten, Mr. Garrison, wenn die ganze Insel wie ein explodierender Dampfkessel in die Luft flog, so wäre doch niemand dabei zu Schaden gekommen . . .“

„Well, ich danke, Herr Professor!“ unterbrach ihn Garrison. „Ich war mit meinen Leuten auf der Insel, als die Geschichte losging.“

„Ihr eigener Fehler, Mr. Garrison. Sie hatten dort nichts zu tun. Sie hätten nach allem, was Sie bei Ihrem letzten Besuch bei uns sahen, gewarnt sein müssen. Wenn unser Unternehmen anders ausging, wenn Sie samt Ihren Leuten durch eine Explosion der Insel in die Stratosphäre geschleudert worden wären, hätten Sie es sich selbst zuzuschreiben gehabt. Wir selbst waren im Begriff, eine sichere Höhe aufzusuchen, als wir zu unserem Schrecken Sie und Ihre Leute auf der Insel bemerkten. Im Sturzflug ging ‚St 25‘ wieder nach unten. Wir wollten Sie

und auch Captain Dryden mit seinem Schiff aus der Gefahrenzone herausholen, aber es war schon zu spät . . .“

„Ich verstehe, Herr Professor“, warf Garrison ein. „Die Zeitzündung ging bereits vorher los.“ Professor Eggerth schüttelte den Kopf.

„Wir hatten keine Zeitzündung, Mr. Garrison. Sie wäre uns nicht sicher genug gewesen. Von uns war eine Sprengung mittels Hertzscher Wellen vorgesehen, und sie sollte erst erfolgen, wenn ‚St 25‘ genügend weit vom Schuß ab war.“

„Ach so! Deshalb der neue Funkmast und die Apparatur daneben“, bemerkte Garrison. „Ich dachte im Augenblick nicht daran. Natürlich, Sie wollten es mit abgestimmten Relais und einer Sprengdepesche machen. Aber wie ist die Geschichte dann doch vorzeitig losgegangen?“

„Danach müssen Sie O'Brien fragen, Mr. Garrison“, die Stimme des Professors klang abweisend, während er es sagte. „Wir konnten beobachten, wie er mit ungeschickten Händen an den Zündrelais herumspielte. Wir sahen das Unheil kommen und konnten doch nichts dagegen unternehmen. Nur schnellste Flucht in die Stratosphäre blieb für uns übrig, als es geschehen war. Viel Hoffnung, Sie, Mr. Garrison, lebendig wiederzusehen, hatte ich damals nicht. Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß Sie so gut davongekommen sind.“

„ Drahtlose Sprengung aus einer sicheren Entfernung . . . eine vorzügliche Maßnahme, die man sich merken muß.“ Garrison sprach die Worte mehr zu sich als zu den anderen.

„Ich warne Sie dringend, Mr. Garrison“, fiel ihm Professor Eggerth in seine Überlegungen. „Glauben Sie ja nicht, daß unser Versuch sich einfach in jedem vulkanischen Gebiet wiederholen läßt. Nur einmal vielleicht unter hundert Fällen kann er gelingen, die andern neunundneunzigmal wird er mit einer Katastrophe enden. Es wäre mehr als Leichtsinns, es wäre ein

Verbrechen, wenn man ihn in der Nähe menschlicher Siedlungen anstellen wollte.“

„Es gibt Vulkane, die von allen Siedlungen weit ab liegen“, überlegte Garrison für sich halblaut weiter.

„Was heißt hier weit und was nah?“ unterbrach Dr. Wille die Reflektion Garrisons. „Das Magma hängt über Tausende von Kilometern zusammen. Sie könnten irgendeinen Vulkan in Südamerika fixeln und riskieren es dabei, daß die Wolkenträger in Frisko zu wackeln anfangen.“

„Oh, glauben Sie wirklich, Herr Doktor?“ fragte Garrison etwas beklommen.

„Herr Dr. Wille vertritt diese Meinung“, mischte sich der lange Schmidt ein. „Ich für meine Person kann sie nicht akzeptieren. Ich halte es mit der Wegenerschen Theorie, derzufolge der Vulkanismus stets lokal begrenzt ist.“

Dr. Wille schnitt ein verdrießliches Gesicht. „Sehen Sie sich eine Erdkarte der Vulkane an, Herr Kollege“, begann er. „Da ist doch der Zusammenhang über unseren ganzen Globus hin einfach nicht abzustreiten.“

Dr. Schmidt machte eine abwehrende Handbewegung. „Lassen wir das, Herr Dr. Wille. Mag es so oder so sein, auf jeden Fall würde man Gefahr laufen, den ganzen amerikanischen Isthmus zu zerstören, wenn man an den dortigen Vulkanen Versuche von unserer Art unternehmen wollte.“

„Den Isthmus zerstören? Was verstehen Sie darunter?“ fragte Garrison interessiert. Schmidt und Wille zuckten die Achseln und schwiegen. Professor Eggerth nahm das Wort.

„Sie fragen, was in diesem Fall zerstören heißt, Mr. Garrison? Denken Sie sich den größten Dampfkessel eines Großkraftwerkes milliardenfach vergrößert und überheizen Sie ihn, bis er explodiert. Der Dampfkessel würde bei diesem Vergleich dem Vulkan, das Kesselhaus Ihrem Isthmus entsprechen, und damit

haben Sie auch schon die Antwort auf Ihre Frage. Die Felsen der Landenge könnten dabei viele hundert Kilometer weit in den Stillen oder in den Atlantischen Ozean geschleudert werden, und an der Stelle, wo früher mal Ihr Vulkan stand, wäre nur noch ein Riesenloch vorhanden . . .“

„Ein Riesenloch, Herr Professor!? . . . Vielleicht so groß, daß es von einem bis zum anderen Ozean reicht?“

„Das wäre nicht ausgeschlossen, Mr. Garrison“, sagte Professor Eggerth.

„Ich möchte es sogar für wahrscheinlich halten“, griff Dr. Schmidt die Frage auf. „Der amerikanische Isthmus sieht schon auf der Landkarte wie ein gequälter Wurm aus, und er ist es auch in Wirklichkeit. Die beiden gewaltigen Kontinentalschollen Nordamerika und Südamerika treiben auf der Erdoberfläche nach verschiedenen Richtungen und mit verschiedenen Geschwindigkeiten dahin, und die unglückselige Landenge wird dabei gepreßt, gezerrt und verbogen. Ein geringfügiger Anlaß könnte bereits genügen, um sie zum Zerreißen zu bringen. Ein Experiment an einem Vulkan in der dortigen Gegend . . . ich glaube, Mr. Garrison, das wäre mehr als hinreichend, um Nord- und Südamerika gründlich voneinander zu trennen.“

„Ganz meine Meinung, Herr Kollege“, wurde er von Dr. Wille unterstützt. „Obwohl ich von anderen Voraussetzungen ausgehe als Sie, komme ich doch zu dem gleichen Ergebnis.“

James Garrison sah nachdenklich vor sich hin und schwieg eine Weile. Er brauchte Zeit, um das eben Gehörte zu verarbeiten.

„Wenn das so ist, meine Herren“, begann er endlich zu sprechen, „dann begreife ich es nicht, warum man sich noch die Mühe macht, mit einem Aufwand von Milliarden von Dollars Schiffahrtskanäle durch den Isthmus zu graben. Da wäre es doch viel einfacher, sie mit Hilfe der vulkanischen Kräfte herzustellen.“

Professor Eggerth lachte. „Haben Sie schon mal von einem gewissen Dr. Eisenbart gehört?“ fragte er den Amerikaner.

Garrison schüttelte den Kopf. „No, Sir! Kenne den Gentleman nicht.“

„Nun dann lassen Sie sich etwas über ihn erzählen, Mr. Garrison. Dieser Dr. Eisenbart soll ein Freund von Gewalttaten gewesen sein und lebt deshalb bei uns in Deutschland noch heut im Volkslied fort. Man singt von ihm:

Da kam ein Mann, der Zahn war hohl,
er schoß ihn aus mit dem Pistol,
ach Gott, wie ward dem Mann so wohl.“

James Garrison besaß einigen Sinn für Humor. Er mußte lachen und meinte, daß diese Art von Kur für Durchschnittspatienten doch wohl etwas zu kräftig gewesen wäre.

„Sehr richtig, Mr. Garrison“, stimmte ihm Professor Eggerth zu. „Etwas zu kräftig für den Patienten, und das würde auch das eben von Ihnen vorgeschlagene Kanalbauverfahren für den Isthmus sein. Es würde dabei viel mehr zum Teufel gehen, als die ganze Sache wert ist. Schlagen Sie sich diesen Gedanken um Himmelswillen aus dem Kopf.“

„Well, Herr Professor, wie Sie meinen“, sagte Garrison, aber es war keineswegs sicher, ob er auch wirklich überzeugt war.

Verloff, der bisher von dem Nebentisch her der Unterhaltung der anderen mit stillem Vergnügen zugehört hatte, mischte sich wieder ein.

„Wie wäre es meine Herren“, schlug er vor, „wenn wir jetzt zu Tisch gingen. Es ist nachgerade Abendbrotzeit geworden.“

Die Mahlzeit war vorüber, und Mr. Garrison hatte sich in seine Kabine zurückgezogen. Professor Eggerth, Wille und Schmidt blieben noch kurze Zeit im Kommandoraum zu-

sammen, um die Maßnahmen für den nächsten Morgen zu besprechen. Als sie damit zu Ende waren, kam ihre Unterhaltung noch einmal auf den Amerikaner zurück.

„Ich fürchte, Herr Professor“, meinte Dr. Wille, „daß unser Freund Garrison sich in seine verrückte Idee verrannt hat. Ich würde mich nicht wundern, wenn er in den Staaten irgend-einen höllischen Unfug anrichtete.“

„Unsere Schuld ist es nicht, Herr Dr. Wille“, sagte der Professor. „Wir können ihn nicht daran hindern. Gewarnt haben wir ihn zur Genüge.“

Der lange Schmidt zog sein Gesicht in bissige Falten. „Schadet gar nichts, wenn er sich mal wieder die Finger verbrennt“, gab er seine Meinung kund. „Der Yankee hat hier die ganze Zeit bei uns herumgeschnüffelt. Ist uns reichlich lästig geworden. Hoffentlich wird er morgen mit seinem Flugzeug wieder nach USA. abbrausen. Meinetwegen mag er da auf seine Weise glücklich werden, wenn er uns nur nicht länger stört.“

„Kein sehr christlicher Wunsch, Herr Kollege“, warf Dr. Wille ein.

„Aber für uns das beste“, beendete Dr. Schmidt das Gespräch.

*

Ein Tag war zu Ende gegangen, eine unruhige Nacht war ihm gefolgt, und ein anderer Tag war angebrochen. Die Besatzung der ‚Berenice‘ merkte den Wechsel nur an einem Dunkler- oder Lichterwerden des Nebels, der das Schiff umgab. Auch bei Tage mußten die Lampen unter Deck brennen. Nur die Gewißheit, daß das deutsche Stratosphärenschiff sich in nächster Nähe aufhielt, bereit, sobald wie möglich die versprochene Hilfe zu bringen, hielt die Stimmung der Mannschaft aufrecht.

Am Spätnachmittag des zweiten Tages saß Captain Dryden mit Professor Brown, den er von allen an Bord befindlichen

Wissenschaftlern am meisten schätzte, in seiner Kabine, um zum dreizehntenmal die Lage zu beraten, die sie bereits ein dutzendmal durchgesprochen hatten. Auch diesmal kamen sie zu dem gleichen Ergebnis wie früher schon.

„Wir müssen warten, Captain“, faßte Professor Brown das Ergebnis seiner Überlegungen zusammen, „bis der Nebel verschwunden ist. Es wäre nicht nur zwecklos, sondern gefährlich, wenn wir vorher das Schiff verlassen wollten.“

Captain Dryden sprang auf und lief ein paarmal ungeduldig in der Kabine hin und her.

„Warten und immer wieder warten, Professor! Es ist zum Verrücktwerden! Wie lange soll das noch dauern?“

Professor Brown machte eine unschlüssige Bewegung. „Ich weiß es nicht, Captain. Auf einige Tage werden wir uns wohl gefaßt machen müssen. Verlieren Sie darüber nicht die Nerven. Vergessen Sie nicht, daß wir in einer hundertmal besseren Lage sind als andere Schiffbrüchige.“

Professor Brown wollte noch etwas Weiteres zur Beruhigung des ungeduldigen Captains hinzufügen, als ein neuer Funk-spruch gebracht wurde. Dryden überflog ihn und atmete erleichtert auf.

„Gott sei Dank, Professor! Wir haben Aussicht, bald aus der verfluchten Milchsuppe rauszukommen. Das deutsche Flugschiff funkt, daß die Dank stark zurückgegangen ist. Vielleicht werden wir schon über Nacht nebelfrei.“

Brown griff nach dem Blatt und studierte es mit professionaler Gründlichkeit.

„... über Nacht frei werden, Captain? ... Da müßte eigentlich schon jetzt etwas zu merken sein. Ich schlage vor, daß wir einmal auf Deck gehen.“

„Meinetwegen, Professor“, brummte Dryden, „viel scheußlicher als hier unten kann es da oben auch nicht sein.“ — —

Über einen Gang und eine Treppe kamen die beiden auf Deck und stiegen noch weiter zur Brücke empor. Nach wie vor lag es nach allen Seiten hin milchig weiß um die ‚Berenice‘ herum. Wie ein Jagdhund schnupperte Professor Brown in die Nebelluft, während Dryden verdrossen vor sich hin starrte.

„Es ist schon etwas lichter geworden“, fing Brown nach einiger Zeit an. „Sehen Sie im Westen den helleren Fleck in der Nebelbank? Dort muß jetzt die Sonne stehen.“

„Kann sein, Professor, aber zu sehen ist sie leider noch nicht.“ Professor Brown blickte prüfend zu dem Fockmast vor der Brücke empor. Nur bis zu einer Höhe von wenigen Metern konnte er ihn verfolgen. Nur die unterste Rah war eben noch sichtbar, darüber verschwamm bereits alles im Nebel.

„Trauen Sie sich eine kleine Kletterpartie zu, Captain?“ fragte er Dryden unvermittelt.

„Kletterpartie?! Wohin? . . . Warum?“

„Zum Top des Fockmastes, Captain. Ich vermute, daß man da oben schon eine bessere Aussicht haben könnte.“

„Wenn es weiter nichts ist, Professor.“ Captain Dryden fühlte sich bei seiner Ehre gepackt. „Auf den Fockmast entern? Wäre ja gelacht, wenn mir das was ausmache.“

„All right, Captain. Dann wollen wir mal rauffklettern.“ Captain Dryden sah Professor Brown verwundert an.

„Was? Sie auch? Ausgeschlossen, Professor. Sie sind kein Seemann. Rutschen mir dabei aus, fallen aus den Wanten, und ich werde von dem Institut für Sie haftbar gemacht. So etwas will von Jugend auf gelernt sein, sonst unterläßt man es besser.“

Er wollte noch weiter sprechen, als Professor Brown bereits die Treppe von der Brücke zum Verdeck hinab eilte. Und dann, ehe Dryden noch recht wußte, was geschah, hatte der lange sehnige Brown sich mit einer akrobatischen Gelenkigkeit in

die Steuerbord-Wanten des Fockmastes geschwungen und stieg an ihnen empor. Er stand bereits auf der untersten Rah, bevor Dryden etwas unternehmen konnte.

„Auf Ihre eigene Gefahr, Professor“, schrie der Captain ihm nach, während er selbst emporzuklimmen begann. Dann mußte er sich um sich selber kümmern, denn der weitere Aufstieg über die zweite, dritte und vierte Rah bis zur Mars war nicht ganz einfach, und es waren immerhin zwanzig Jahre her, seitdem Captain Dryden das letztemal aufgeentert war.

Damals war er jung und schlank, heut dagegen ein Schwergewicht in mittleren Jahren. Er spürte den Unterschied gegen früher, während er Meter um Meter emporstieg. Es wurde ihm reichlich warm dabei, aber er kam voran, und während er an Höhe gewann, sah er den Nebel umher lichter werden. Als er den Fuß auf die dritte Rah setzte, wogte nur noch ein leichter Dunst um die Takelung, und wie ein Purpurfleck war im Westen die Sonne zu erkennen. Als er sich in die Mars über der vierten Rahe schwang, hatte er eine fast freie Sicht, und der Sonnenball hob sich als eine rötlich-gelbliche Scheibe von dem diesigen Himmel ab.

„Auch glücklich angelangt?“ begrüßte ihn Professor Brown, der die Mars eine halbe Minute vorher erreicht hatte, „eine nette Gegend hier ringsherum, Captain. Sehen Sie sich die Landschaft mal an.“

Captain Dryden verschlug bei dem, was er erblickte, die Sprache. Gewiß, er hatte, bevor der Nebel über die ‚Berenice‘ hineinbrach, gesehen, daß das Meer wie in einem Ebbestrom von dem Schiff seewärts hin weglief, aber immer noch hatte er gedacht, daß es in einem Flutstrom wieder zurückkehren würde. Immer noch hatte er mit der Hoffnung gespielt, daß es vielleicht doch möglich sein könnte, die ‚Berenice‘ wieder flott zu machen. Bei dem, was er jetzt zu sehen bekam, mußte

er jede Hoffnung fahren lassen. Mitten in einem weiten hin und wieder durch leichte Hügellinien unterbrochenen Land lag sein Schiff. Nach Süden zu sperrte die Nebelbank noch den Blick in die Weite. Nach Norden hin aber war die Sicht auf weite Entfernung frei, obwohl auch hier dicht über dem Boden noch Nebelschwaden lagen. Captain Dryden hatte von der Höhe des Fockmastes aus eine Aussicht, wie man sie wohl von einem Flugzeug hat, das dicht über einer hin und wieder aufgerissenen Wolkendecke dahinfliegt. In leichter Bewegung wogte das Nebelmeer nach Süden zu hin und her, in große Weiten erstreckte es sich auch nach Norden. Auf viele Kilometer schätzte Captain Dryden seine Ausdehnung, aber ganz weit in der Ferne sah er im Süden das Meer blau schimmern und erkannte mit seinen scharfen Augen die Mastspitzen eines Schiffes.

Die offene See lag dort hinten. Das freie Meer, das auch sein Schiff vor kaum drei Tagen ungefährdet durchfurcht hatte. Bis dorthin reichte der Bodennebel nicht mehr. Wie ein stahlblauer Schild hob sich der Ozean gegen den Horizont ab, aber ein breiter braungelber Streifen lag zwischen dem Blau der See und dem Milchweiß des Nebels, ein Streifen, der nichts anderes als Land bedeuten konnte.

Auf Meilenferne war die unheimliche Insel in die See hineingewachsen. Niemals wieder würde Captain Drydens Schiff sich auf den Fluten der See wiegen. Verrotten und zerfallen würde es an dieser Stelle, wenn ihm die Schweißbrenner und Brechstangen der Abwracker nicht schon früher ein Ende bereiteteten. Duster blickte Captain Dryden vor sich hin, während er das Schicksal seines Schiffes überdachte. Die Gedanken Browns liefen in einer anderen Richtung. Das Schicksal der ‚Berenice‘ war ihm ziemlich gleichgültig, aber dies neue aus der See emporgestiegene Land interessierte ihn als Wissenschaftler.

„Was sagen Sie dazu, Captain?“ fragte er. „Das ist eine geologische Veränderung, wie sie seit Menschengedenken nicht beobachtet wurde. Man hat es gerade in diesen Breiten hier öfters erlebt, daß Inseln versanken und gelegentlich auch auftauchten, aber eine Erhebung des Seebodens in einem solchen Umfange, das ist ein vollkommenes Novum. Man sollte . . .“

„Novum hin und Novum her“, fiel ihm Captain Dryden in seinen Vortrag, „mich interessiert es nur, wie ich wieder zu einem neuen Schiff kommen werde?“

Auf diese Frage vermochte ihm Professor Brown auch keine bündige Antwort zu geben. „Sprechen Sie darüber mit Mr. Garrison“, versuchte er ihn zu trösten. „Unsere Forschungen hier in der Südsee sind noch nicht abgeschlossen, und das Carnegie-Institut legt Wert darauf, daß sie zu Ende geführt werden. Es wird sicher für ein neues Schiff sorgen, und der beste Kommandant dafür werden Sie sein.“

„Kommandant vielleicht, aber auf der ‚Berenice‘ war ich Kapitän und Needer in einer Person“, widersprach ihm Captain Dryden, „das ist ein Unterschied, Professor.“

„Sprechen Sie mit Garrison“, konnte Professor Brown nur wiederholen. „Morgen bei klarem Himmel und hellem Sonnenschein wird alles anders aussehen als heute.“

Captain Dryden zuckte mißmutig die Achseln. Die gut gemeinten Worte Browns vermochten ihn nicht aus seiner trüben Stimmung zu reißen.

„Kommen Sie, Captain“, forderte der ihn jetzt auf. „Die Dämmerung bricht herein. Wir wollen hinuntersteigen, bevor uns die Nacht über den Hals kommt.“ — — —

Der Morgen brach an, und mit ihm kamen ein klarer Himmel und heller Sonnenschein. Als Captain Dryden die Brücke der ‚Berenice‘ betrat, waren nach Norden hin die letzten Nebelspuren verschwunden, und auch nach Süden zu hatte es stark

aufgeklärt. Eine leichte Nordwestbrise war aufgekommen und stand im Begriff, die letzten Reste der Nebelbank über der alten Insel zu verwehen. Deutlich hob sich dort bereits die Silhouette des Vulkans gegen den Himmel ab. Ein schwacher, kaum noch merklicher Dunst war alles, was von den riesigen Nebelmassen übrig war, die Tage hindurch über der Insel und ihrer Umgebung lagerten.

„Was gibt's da auf dem Achterdeck für einen Lärm?“ wandte sich Captain Dryden an Professor Brown, der ihm auf die Brücke gefolgt war.

„Das sind meine Kollegen von der botanischen und zoologischen Fakultät, Captain. Sie wollen sich die seltene Gelegenheit zu einem Spaziergang auf dem Seegrund nicht entgehen lassen. Da achtern bei Steuerbord können Sie sie sehen.“ Captain Dryden beugte sich über die Reling und schüttelte bei dem Anblick, der sich ihm bot, unmutig den Kopf. Eine Gruppe von acht Leuten sah er dort, die querab vom Schiff langsam über den nassen Schlief des ehemaligen Meeresgrundes dahinschritten. In dreien davon erkannte er Mitglieder seines ‚Zoologischen Gartens‘, wie er die Wissenschaftler, welche die ‚Berenice‘ an Bord hatte, bei sich zu benennen pflegte. Die anderen waren Seeleute, zur Besatzung der ‚Berenice‘ gehörig und als Hilfskräfte mitgenommen, wie die Körbe und allerlei Gerät, das sie mit sich schleppten, verrietten.

„Was in drei Teufels Namen haben die Leute vor?“ fluchte der Captain.

„Eine Forschungsexpedition, Mr. Dryden. Die Kollegen beabsichtigen, den alten Seeboden gründlich abzusuchen. Sie sind der Meinung, daß sich sehr viel bisher Unbekanntes und für die Wissenschaft Wertvolles darauf finden läßt. Da! Jetzt können Sie schon sehen, wie der und jener sich bückt, und allerlei in die Körbe und Gläser verpackt wird.“

„Triple condensed fools!“ brummte Captain Dryden. „Wollen die Kerle mit all dem Zeug hin? Wir müssen froh sein, wenn das deutsche Stratosphärenschiff uns selber zu einem anständigen Hafen bringt. Wir können von Glück sagen, wenn wir das Notwendigste mitnehmen dürfen, und die übergeschnappte Gesellschaft läuft im Watt herum und botanisiert auf Teufel komm raus.“

„Stop, Captain! Nicht so schnell voran“, unterbrach ihn Brown. „Sie schneiden eine Frage an, die natürlich später auch geregelt werden muß. Aber das hat vorläufig noch Zeit, denn die ‚Berenice‘ liegt hier gut und sicher im Trockenen. Selbstverständlich wird man alles von Wert, was sich an Bord befindet, früher oder später nach den Staaten zurückbringen. Es wird niemand sein Eigentum verlieren . . .“

„Aber ich habe mein Schiff verloren“, nahm Captain Dryden seinen alten Gedankengang wieder auf.

„Darüber ist das letzte Wort auch noch nicht gesprochen“, wandte Brown ein und hielt inne.

Propellerdröhnen erschütterte die Luft. An seinen Hubschrauben hängend trieb ‚St 25‘ langsam heran und ließ sich neben der ‚Berenice‘ nieder.

„Ah, wir bekommen Besuch“, sagte Brown, während auf dem deutschen Schiff bereits die Tür geöffnet und eine Treppe herausgeschoben wurde. „Zwei Leute steigen aus, der eine ist unser Freund Garrison . . . der andere . . . wenn ich recht sehe, ein deutscher Kollege, Herr Professor Eggert. Sie wollen wohl die Jakobsleiter, die unsere Forscher am Achterdeck herausgehängt haben, benutzen, um zu uns an Bord zu gelangen. Kommen Sie, Captain, wir wollen ihnen entgegengehen und sie auf Deck empfangen.“ — — —

Kurz danach saßen die vier in Captain Drydens Kabine um einen Tisch herum. „Ich bedaure die Umstände, unter denen

wir uns wiedersehen, Sir", eröffnete Professor Eggerth die Unterhaltung.

"Sie sind mit in diese Seebebenkatastrophe hineingerissen worden. Leider wurden unsere Bemühungen, Sie daraus fernzuhalten, durch einen Eingriff von dritter Seite vereitelt."

"Von dritter Seite vereitelt? . . . Ich begreife nicht, was Sie meinen, Herr Professor." Captain Dryden sah Professor Eggerth verständnislos an.

"Das ist mit wenigen Worten erklärt, Captain Dryden. Wir sahen von 'St 25' aus Ihr Schiff in gefährlicher Nähe beim Nordstrand und kamen im Sturzflug herunter, um Sie zu veranlassen, die hohe See aufzusuchen. Leider kamen wir zu spät. Einer von Ihrer Mannschaft, es war ein gewisser O'Brien . . ."

"Der gehört zu Mr. Garrisons Leuten", fiel ihm Captain Dryden ins Wort.

"Mag sein, Mr. Dryden. Jedenfalls machte sich dieser O'Brien unbefugterweise an unsern Apparaten zu schaffen und löste dadurch vorzeitig eine Sprengung aus, die dann zwangsläufig alles Weitere zur Folge hatte. Uns selbst blieb in diesem kritischen Augenblick nichts anderes übrig, als in die Stratosphäre zu flüchten, denn wir wußten, daß die Folgen, die der ungeschickte Fingerdruck eines Unkundigen nach sich ziehen mußte, im wahrsten Sinn des Wortes erderschütternd sein würden."

"Mich kostet diese Sprengung mein gutes Schiff", begehrte Captain Dryden auf. "Die Verantwortung dafür fällt auf diejenigen, welche die Sprengung veranlaßt haben. Auf Sie, Herr Professor, auf den Reichskommissar Dr. Wille . . . auf . . . ich weiß nicht, wen sonst noch alles. Legten Endes jedenfalls auf die deutsche Regierung. Man wird mir meinen Verlust ersetzen müssen, und ich werde nicht ruhen, bevor es geschehen ist. Ich werde, wenn's nötig ist, deswegen nach Washington gehen und selbst mit unserm Präsidenten . . ."

"Halt, Mr. Dryden", unterbrach ihn Professor Eggerth. "Verfündigen Sie sich nicht! Sie sollten Ihrem Schöpfer dafür danken, daß Sie und Ihre Leute mit dem Leben davon gekommen sind. Es ist ein Wunder, daß Ihr Schiff hier heil und unverfehrt auf sicherem Grund liegt. Ebenso gut konnten die vulkanischen Kräfte, für deren vorzeitige Entfesselung wir keine Verantwortung haben, es bis in die Wolken schleudern, konnten es in Atome zerfeßen . . . konnten es in glühender Lava begraben. Sie haben ein unerhörtes Glück bei der Sache gehabt, Captain Dryden. Vergessen Sie das nicht!"

Der Ernst, mit dem Professor Eggerth sprach, verfehlte seine Wirkung auf Dryden nicht. Er begann zu begreifen, daß der Tod, ein grauenvoller Tod, dicht an ihm und seiner Mannschaft vorübergegangen war.

"Ist das wirklich so, Herr Professor?" fragte er unsicher.

"Es ist so, wie ich es sagte, Mr. Dryden. Über Ihr Schiff und Ihre Ansprüche können wir uns noch später unterhalten."

Brown nickte zustimmend. "Sehr richtig, Herr Kollege. Das gleiche habe ich Captain Dryden auch schon gesagt. Jetzt handelt es sich doch darum, Dispositionen für die nächste Zeit zu treffen."

"Deshalb kam ich hierher", fuhr Professor Eggerth fort. "Ihr Schiff, Mr. Dryden mit allem, was dran und drin ist, steht in sicherer Obhut der deutschen Verwaltung. Wir bürgen Ihnen dafür, daß nichts davon abhanden kommt. Für die Schiffsbesatzung dürfte es hier im Augenblick keine Verwendung geben. Ich hatte deshalb schon gestern mit einem Landsmann von Ihnen, dem Kapitän MacClure, dessen Yacht, die 'Silver Star', draußen bei der neuen Küste vor Anker liegt, eine Besprechung. Er hat sich bereiterklärt, jeden, der mitkommen will, an Bord zu nehmen und zu einem geeigneten Hafen zu bringen. Die 'Silver Star' hat reichlich Raum. Die Leute, die mit ihr fahren wollen, können ihr ganzes Hab und Gut gleich

mit an Bord nehmen. Auch sonst könnte noch manches, was Sie, Mr. Dryden, von der ‚Berenice‘ nach den Staaten schaffen wollen, sofort dorthin gebracht werden.“

Captain Dryden tauschte einen Blick mit Garrison, fragte dann: „Wie denken Sie darüber, Mr. Garrison?“

Der nickte. „Ich halte das für einen sehr brauchbaren Vorschlag, Captain. Es hätte keinen Sinn, die Leute hier untätig herum sitzen zu lassen. Wenn es Ihnen recht ist, Herr Professor, werde ich auch mit MacClure sprechen und die geldliche Seite der Angelegenheit mit ihm regeln.“

Dryden vernahm den Vorschlag Garrisons mit einer stillen Genugtuung. Wenn der Sekretär des Carnegie-Instituts schon hier von einer geldlichen Regelung sprach, würde er vielleicht auch wegen einer Entschädigung für die ‚Berenice‘ mit sich reden lassen.

„Was soll mit den Forschern geschehen, die ich an Bord habe?“ fragte er weiter.

„Ich denke, wir geben sie auch an Bord der anderen Yacht“, schlug Garrison vor.

„Ich weiß nicht, ob sie damit einverstanden sein werden“, meinte Captain Dryden zögernd.

„Die Leute stehen im Dienst des Carnegie-Instituts und haben sich meinen Anordnungen zu fügen“, entschied Garrison.

„Hoffentlich tun sie es auch“, warf Dryden ein. „Die Herrschaften sind veressen darauf, den Boden des Neulandes zu durchforschen. Es wird nicht ganz leicht sein, sie von diesem Steckenpferd abzubringen.“

„Es wird sehr leicht sein, Captain“, erklärte Garrison kategorisch. „Ich werde den Leuten den Kopf schon zurechtsetzen. Wichtiger ist für mich die Frage, wie ich mein Flugzeug flott bekomme; es kann nur vom Wasser aus starten.“

„Dafür ist ‚St 25‘ da“, sagte Professor Eggerth lachend.

„Unser Schiff wird Ihre Maschine unter seine Fittiche nehmen und sicher auf der See absetzen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß ‚St 25‘ das Manöver macht. Damit wollen wir unsere Arbeiten beginnen. Sie, Captain Dryden, bitte ich, Ihre Leute antreten zu lassen und alles, was mitgenommen werden soll, von Bord zu schaffen.“ — — —

Zehn Minuten später stieg ‚St 25‘ über dem Achterdeck der ‚Berenice‘ senkrecht in die Höhe. In seinen Greifern hielt das riesige Stratosphärenschiff das Flugzeug Garrisons. Wie ein Habicht, der eine Taube geschlagen hat, schwebte es damit ab und nahm Kurs auf die See zu. Captain Dryden stand auf dem Deck der ‚Berenice‘ und blickte dem Schiff nach, sah wie es in der Ferne verschwand und atmete schwer.

„Wenn die deutsche Maschine mein Schiff auch so in die Krallen nehmen und zur See bringen könnte“, ging es ihm durch den Sinn . . . aber das war ja ein unerfüllbarer Wunsch. Er seufzte schmerzlich auf; sein Schiff war verloren. Jetzt galt es, die Reste seiner Habe und das Eigentum seiner Leute zu bergen. Er trieb sie zur Eile an, und bald häuften sich Kisten und Kisten neben der ‚Berenice‘ zu einem stattlichen Stapel auf.

Propellerdröhnen wurde von ferne vernehmbar, schwoll auf und übertönte bald jeden anderen Laut. Kam ‚St 25‘ schon von der See zurück? Captain Dryden blickte in die Richtung, aus der das Geräusch herkam und sah eine lange Kette von Flugschiffen heranziehen. Ein Geschwader von . . . er zählte die schimmernden Bauten, als sie über seinem Schiff dahinstrichen . . . zwanzig . . . dreißig . . . vierzig . . . neunundvierzig Schiffe waren es. Eine ganze Luftflotte schickte Deutschland nach seiner neuen Kolonie. Was mochten die Schiffe hier vorhaben, fragte er sich noch, als ein beträchtliches Stück hinter diesen Schiffen auch ‚St 25‘ wieder herankam und neben der ‚Berenice‘ niederging. Dann riß ihn die Stimme Professor Eggerths aus seinen

Sinnen. Jetzt galt es, sich zu rühren und zuzufassen. Der große Umzug begann. So ziemlich alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatte die Besatzung der ‚Berenice‘ inzwischen herausgeschleppt, und sechsmal mußte ‚St 25‘ schwer beladen den Weg zur See und zur ‚Silver Star‘ hin machen, um alles fortzuschaffen. Der Vormittag und auch noch die ersten Nachmittagsstunden gingen darüber hin, dann war alles glücklich an Bord der Jacht verstaubt. Ein letzter kurzer Abschied noch von Professor Eggerth und den Leuten von ‚St 25‘, dann hob sich das Stratosphärenschiff wieder von der Wasserfläche ab und nahm Kurs auf die Insel. — — —

MacClure war ein alter erfahrener Seemann, der so manchen Sturm und mehr als einen Schiffbruch erlebt hatte. Er konnte mitfühlen, wie es einem Kapitän, der sein Schiff verloren hat, ums Herz ist, und verzichtete darauf, Dryden mit billigen Worten zu trösten. Mit seinen Sorgen und Gedanken allein, stand Captain Dryden auf dem Achterdeck der ‚Silver Star‘ und schaute nach Süden wo, seinen Blicken von hier aus nicht mehr erreichbar, die ‚Berenice‘ lag. An frühere Fahrten dachte er, an glückliche sorgenlose Jahre, die er auf den Planken seines alten Schiffes verbracht hatte. Die Zeit verrann darüber. Wohl eine Stunde mochte verstrichen sein, als er aus seinen Sinnen auffuhr und zur Kommandobrücke ging, um MacClure zu treffen.

Er fand dort nur einen Matrosen, hörte von dem, daß MacClure in seiner Kabine wäre und suchte ihn dort auf. So entging ihm etwas, das er von seinem früheren Standort auf Deck sicher gesehen hätte. Die deutsche Stratosphärenflotte, die auf dem alten Liegeplatz auf der Insel niedergegangen war, stieg wieder auf und schwebte in einer eng geschlossenen Formation zu der Stelle hin, wo die verlassene ‚Berenice‘ lag.

Captain Dryden war ohne einen bestimmten Grund zu

MacClure gekommen, nur von dem Drang getrieben, sich irgend einem Menschen gegenüber aussprechen zu können, um seine eigene Stimme und die eines anderen zu hören und wenigstens vorübergehend die trüben Gedanken loszuwerden. Er sprach von diesem und jenem; fragte zuletzt, wann der andere den Anker aufholen lassen und die Fahrt beginnen würde.

MacClure blickte auf die Wanduhr. Eine kurze Weile zögerte er mit der Antwort in Erinnerung an die letzte kurze Besprechung, die er vor einer Stunde unter vier Augen mit dem deutschen Professor gehabt hatte.

„Ich möchte keine falschen Hoffnungen erwecken. Die Enttäuschung würde danach um so größer sein“, hatte der ihm gesagt. „Warten Sie, bis es soweit ist, sprechen Sie erst, wenn es wirklich gelungen ist.“

Ungeduldig wiederholte Captain Dryden seine Frage.

„Ich kann es noch nicht sicher sagen, Sir“, antwortete MacClure ausweichend. „Vielleicht in einer Stunde. Wir müssen uns noch ein Weilchen gedulden.“

„Gedulden? Ich verstehe Sie nicht, Mr. MacClure. Worauf warten Sie denn noch?“

Der Kapitän der ‚Silver Star‘ schien einen Augenblick mit sich selbst uneins zu sein. Dann griff er mit einem schnellen Entschluß nach seiner Mütze. „Ja, ich erwarte noch etwas“, sagte er ausweichend. „Ich möchte einmal Ausschau halten.“

Von der Brücke aus hatten sie einen freien Ausblick nach Süden. MacClure griff zu einem Fernglas und beobachtete geraume Zeit hindurch den Horizont. Wie es Dryden schien, richtete er das Glas gerade auf diejenige Stelle, wo hinter der Kimmie die ‚Berenice‘ liegen mußte.

Captain Dryden kniff die Lider zusammen, um schärfer sehen zu können, und glaubte auch mit unbewaffnetem Auge dort etwas zu erblicken. Etwas weit ausgedehnt Blinkendes, das

sich dicht über der Kinnle vom dunklen Blau des Himmels abhob. Für das deutsche Luftgeschwader hielt er es, das dort wohl in enggeschlossener Formation einen Flug machte. Vom angestregten Hinschauen begannen ihm die Augen zu tränen. Er mußte sie für einen Moment schließen. Als er sie wieder öffnete, hielt ihm MacClure sein Glas hin.

Captain Dryden schaute hindurch und erblickte nun scharf und klar, was er bisher nur undeutlich und verschwommen gesehen hatte. Es waren in der Tat die Schiffe der deutschen Luftflotte, die dort im Süden dicht zusammengedrängt im Äther standen. So eng zusammen, daß Captain Dryden sich keine Erklärung über den Zweck dieses ungewöhnlichen Manövers machen konnte.

Kopfschüttelnd nahm er das Glas wieder von den Augen, fragte: „Wissen Sie, MacClure, was das zu bedeuten hat?“

MacClure zuckte die Achseln, begann dann langsam zu sprechen. „Die deutsche Stratosphärenflotte hat Nordkurs. Wenn sie näher heran ist, werden wir es wohl sehen können. Bis dahin müssen wir uns gedulden.“

„Gedulden?!“ Da war das Wort wieder, das MacClure vor kurzem schon einmal gebraucht hatte. Was meinte er damit? Hing das, was er erwartete, mit der Stratosphärenflotte dort zusammen? Merklich näher war die Gruppe der Flugschiffe jetzt herangekommen. Auf etwa 10 Kilometer schätzte Captain Dryden den Abstand noch, horchte schärfer hin und glaubte auch bereits Motorbröhen und Propellerbrausen zu vernehmen. Wie mächtig mußten diese Maschinen arbeiten, wie mußten ihre Motoren donnern und krachen, wenn das Geräusch über solche Entfernung hin noch hörbar war, ging es Dryden durch den Kopf, während er das Glas wieder an die Augen brachte.

Viel deutlicher war das Bild inzwischen geworden. Beängstigend dicht neben- und übereinander standen die schimmern-

den Riesenvögel in der Luft. Sehr hoch konnten sie auch nicht sein, denn auf die Entfernung hin sah es immer noch so aus, als ob sie sich dicht über dem Boden hin bewegten. Auf 100, höchstens 150 Meter schätzte Captain Dryden die Höhe, während er unentwegt durch das Glas starrte.

Unverkennbar war es jetzt, daß die Luftflotte Kurs auf die ‚Silver Star‘ hin hielt; offensichtlich auch, daß die Schiffe nur sehr langsam flogen, in der Hauptsache wohl an ihren Hubschrauben hingen und die Horizontalpropeller nur schwach arbeiten ließen.

Captain Dryden setzte das Glas wieder ab. „Die Flotte kommt auf uns zu. Ist es das, was Sie erwarten?“ fragte er Mac Clure.

„Das ist es, was ich erwarte, Mr. Dryden. Ich hoffe, es wird für uns alle eine erfreuliche Überraschung sein. In zehn Minuten werden wir es wohl wissen.“

Unaufhaltsam war das Luftgeschwader inzwischen näher gekommen. Wieder griff Dryden zu dem Fernglas, und jetzt konnte er bereits erkennen, daß die Höhe, in der die Schiffe flogen, doch nicht ganz so gering war und noch etwas anderes erblickte er jetzt, das unter ihnen über die Kinnle hinaufkam. Ein dunkles massiges Etwas, das sich unter ihnen mit zu bewegen schien. Eine mächtige Last, die von der ganzen Flotte getragen und mitgenommen wurde.

Dryden ließ das Glas sinken und schloß die Augen. MacClure nahm es ihm aus der Hand und schaute selbst hindurch. Wie im Traum, wie aus weiter Ferne vernahm Dryden zwischen dem immer stärker werdenden Motorendonner die Stimme MacClures.

„Ich glaube Dryden, die Deutschen schaffen es. Sie bringen Ihnen Ihr Schiff hierher.“

Dryden krallte seine Hände um die Kinnle, als wolle er das

Eisenrohr zerdrücken. Er fühlte seine Kehle trocken werden, brachte nur unzusammenhängende Worte hervor.

„Unmöglich, MacClure! . . . Die ‚Berenice‘ . . . mein Schiff . . . ein Viertausendtonner . . .“

„Die Deutschen kamen mit fünfzig Schiffen“, sprach MacClure weiter. „Der deutsche Professor sagte mir, daß jedes der Schiffe hundert Tonnen tragen kann. Das würde langen, Dryden, um Ihre ‚Berenice‘ wieder zu Wasser zu bringen.“ — — —

*

Viel früher als die beiden Männer auf der Brücke der ‚Silver Star‘ konnte James Garrison die Vorgänge beobachten, die sich um Captain Drydens Schiff abspielten, nachdem seine Besatzung an Bord der ‚Silver Star‘ gebracht worden war. Ursprünglich hatte der Amerikaner die Absicht gehabt, mit seinem Flugzeug sofort Kurs nach den Staaten zu nehmen, aber eine Bemerkung, die Professor Eggerth beim Abschied so nebenher hinwarf, hatte ihn neugierig gemacht. Er war mit seiner Maschine aufgestiegen, doch anstatt auf Nordostkurs zu gehen, kreiste er noch eine Weile in mäßiger Höhe zwischen der ‚Silver Star‘ und dem neuen Nordufer der Insel, und bald bekam er hier in der Lat etwas zu schauen, was ihn höchlich interessierte.

Er sah die ganze Stratosphärenflotte von ihrem alten Liegeplatz aufsteigen, zu Drydens Schiff hinschweben und dort wieder niedergehen. Er sah viele Duzende von Werkleuten aus den Schiffen herausströmen, die sich mit eigenartigen Maschinen und Apparaten an der ‚Berenice‘ zu schaffen machten. Trockebagger von einer ihm bisher nicht bekannten Art schienen es ihm zu sein, die dort angelegt wurden und an zehn Stellen den Schlack und Sand unter dem Rumpf der ‚Berenice‘ weggruben. Andere Gruppen von Werkleuten sah er dann armstarke Stahlkabel über den Boden dahinschleifen, sah einzelne

Menschen in den von den Baggern ausgehöhlten Gruben verschwinden und jene Seile hinter sich her zerren, sah mit stockendem Atem, wie sie an der anderen Seite des Schiffes wieder hervorkamen und die stählernen Schlangen nach sich zogen.

Weiter ging das rätselhafte Spiel dort unten. Nach einem anscheinend vorher genau festgelegten Plan wickelte es sich ab. So exakt und ohne alle Stockungen verlief es, als ob es vorher genau eingeübt worden sei. Andere etwas schwächere Stahldrahtseile wurden an jene ersten gefügt, die man unter dem Kiel der ‚Berenice‘ hindurchgezogen hatte. Ehe Garrison im Pilotenraum seines Flugzeuges noch recht begriff, was dort unten geschah, waren die Mannschaften bereits wieder verschwunden, waren in die Stratosphärenschiffe zurückgekehrt, deren Motoren jetzt zu trommeln, deren Hubschrauben zu wirbeln begannen.

Fünfzig der schimmernden Kolosse zählte Garrison, fünfundzwanzig lagen zu jeder Seite der ‚Berenice‘. In fünf Reihen zu je fünf Schiffen waren sie auf Steuerbord und Backbord angeordnet, lagen genau ausgerichtet da.

Stärker schwoll der Motorendonner an, und die beiden äußersten Reihen der Stratosphärenschiffe lösten sich vom Boden und schwebten langsam empor. Schon folgten ihnen die nächsten, dann auch die dritten, vierten und fünften Reihen. In fünf Etagen stand die Stratosphärenflotte jetzt übereinander, und durch ein scharfes Glas konnte James Garrison erkennen, daß sie durch zahlreiche Stahldrahtseile zu einer Art von Netz verbunden waren, das an den zehn Hauptseilen endete, die unter dem Kiel der ‚Berenice‘ lagen. Und dann mußte er sich trotz der Entfernung die Ohren zuhalten, denn zu einem kaum noch erträglichen Donnern und Krachen schwoll das Gebrüll von zweihundert Motoren auf. Eine halbe Million Pferdestärken arbeitete in ihren Zylindern, peitschte die Hubschrauben

in rasendem Wirbel durch die Luft, hob die Metallbauten höher und zerrte mit Riesenkräften an den stählernen Seilen.

Und dann geschah es. Ein Rucken und Zucken ging durch den Rumpf der ‚Berenice‘. Das stark nach Steuerbord überliegende Schiff richtete sich langsam auf, stand noch einen kurzen Augenblick auf dem Boden und hob sich dann langsam von ihm ab. Von einer Flotte von fünfzig Stratosphärenschiffen getragen, hing es frei pendelnd in der Luft. Dann begannen die Horizontalpropeller der Stratosphärenflotte auch zu spielen, in mäßiger Fahrt schwebte dies ganze wundersame Gebilde auf Nordkurs davon, kaum 100 Meter über dem Boden Captain Drydens Schiff. 100 . . . 200 . . . 300 Meter darüber die großen durch ein Stahlbrautnetz zusammengespinnenen Flugschiffe Professor Eggerths.

James Garrison war entschlossen, sich keinen Akt dieses Dramas entgehen zu lassen. Aber sein Flugzeug war kein Hubschrauber, es mußte in schneller Fahrt bleiben, wenn es sich in der Luft halten wollte. So folgte er der abziehenden Stratosphärenflotte, weite Kreise ziehend in einiger Entfernung, die Lippen zusammengepreßt, die Augen weit aufgerissen beobachtete er, wie sie Kilometer um Kilometer gewann und der See immer näher kam.

Schon konnte er dort draußen die ‚Silver Star‘ vor Anker liegen sehen. Jetzt überschritt die Stratosphärenflotte die neue Uferlinie und schob sich über das Meer hinaus. Immer langsamer wurde dabei ihr Flug, immer schwächer liefen die Horizontalpropeller, während die Hubschrauben mit unveränderter Stärke donnerten und dröhnten. Jetzt schien das ganze dicht bei der ‚Silver Star‘ fast stillzustehen; jetzt begann es sich langsam zu senken.

Schon berührte der Kiel der ‚Berenice‘ die blaue Fläche, schon tauchte ihr Rumpf wieder in das feuchte Element ein,

dem eine Naturkatastrophe sie entrisen hatte. Die schweren Seile, die bisher straff bis zum Reißen gespannt gestanden hatten, wurden schlaff, und dann kam ein neues Manöver.

James Garrison konnte nur sehen, wie es schlagartig ausgeführt wurde. Wie es zustande kam, wie in diesem Moment die Empfänger von neunundvierzig Stratosphärenschiffen gleichlautende Kommandos von ‚St 25‘ aufnahmen, das konnte er nicht wahrnehmen. Er sah nur, wie die Seile der Steuerbordgruppe plötzlich abgeworfen wurden und klatschend ins Meer fielen, wie fünfundzwanzig Stratosphärenschiffe aus ihrer Verstrickung befreit, sich voneinander lösten und in weit ausholendem Bogen auf Südkurs gingen.

Ein ähnliches Schauspiel danach bei der Backbordgruppe. Vierundzwanzig Schiffe ließen auch hier die Trossen fallen. Nur noch ‚St 25‘ hatte Verbindung mit dem Seilwerk und an Bord von ‚St 25‘ begannen Motorwinden zu arbeiten, welche die Drahtseile Meter um Meter einholten. Während das Wasser von ihnen abließ, wurden sie mit Motorkraft durch eine offene Luke in den Kielraum von ‚St 25‘ hineingezogen. Schon waren sie darin verschwunden und geschäftige Hände dabei, die Öffnung wieder hermetisch zu verschrauben.

Garrison konnte nicht sehen, was weiter im Inneren des Stratosphärenschiffes geschah; wie dort die einzelnen Trossen wieder voneinander gelöst, aufgerollt und sorgsam gestapelt wurden. Er sah nur, wie vierundzwanzig Schiffe der Backbordgruppe der bereits vorausgeflogenen Steuerbordgruppe folgten, während ‚St 25‘ dicht neben der ‚Berenice‘ wasserte. Sah schließlich noch, wie Leute von der Besatzung des Flugschiffes an Bord von Drydens Schiff gingen, wie ein Leichtmetallboot von ‚St 25‘ abstieß, zur ‚Silver Star‘ hinüber fuhr und dort am Fallreep festmachte. Da konnte er seine Neugierde nicht länger zügeln, brachte auch sein Flugzeug zu

Wasser und trieb mit langsam laufenden Propellern auf die ‚Silver Star‘ zu.

Er kam zurecht, um noch zu sehen, wie Professor Eggerth am Fallreep der ‚Silver Star‘ emporstieg und auf das Achterdeck eilte, wo MacClure und Dryden ihn erwarteten. — — —

Benommen von dem Wunder, das seine Augen gesehen hatten und sein Herz doch immer noch nicht zu fassen vermochte, war Captain Dryden unfähig, ein Wort hervorzubringen. Nur die Hand Professor Eggerths ergriff er und presste sie mit einem langen, fast schmerzhaften Druck. Unverwandt hingen seine Augen an der ‚Berenice‘, die sich, kaum 50 Meter von der ‚Silver Star‘ entfernt, in einer leichten Dünung des Ozeans wiegte. Er scheute sich, die Lider zu schließen, als fürchte er, daß sein Schiff wieder verschwinden könne, wenn er es nicht ständig mit seinen Blicken umfaßte. Etwas Starres kam dadurch in seine Züge. Wie ein Nachtwandler, der zu sehen scheint und doch nicht sieht, schaute er unverwandt auf sein Schiff . . . sein Schiff, das er verloren geglaubt, und das ihm wie durch ein Wunder wiedergeschenkt worden war.

Auch Professor Eggerth war ergriffen. Erst jetzt, nachdem das Wagnis geglückt war, kam ihm die überstandene Gefahr zu vollem Bewußtsein. Während er schweigend die Hand Drydens in der seinen hielt, wogten seine Gedanken traumhaft hin und her, zogen ihm Bilder von Katastrophen, schweren Stürzen und Niederbrüchen durch den Sinn. Im Geiste sah er Trossen brechen, hörte Seile mit schrillum Klang zerreißen, sah die ‚Berenice‘ in jähem Sturz in die Tiefe fallen, zerschellen, sah die Schiffe seiner Stratosphärenflotte mit in den Fall verwickelt, in das Trossennetz verstrickt, in die Tiefe gerissen werden; sah sie in lodernnden Flammen vergehen.

Mit Gewalt suchte er der dunklen Gedanken und Bilder Herr

zu werden, versuchte die gelungene Lat noch nachträglich vor sich selber zu rechtfertigen. Durchflog in Gedanken noch einmal die Rechnung, die er vor sechzig Stunden in einer schlaflosen Nacht durchgeführt hatte, bevor er sich zu dem Entschluß aufraffte, alle verfügbaren Schiffe seiner Werke, durch Funkpruch heranzurufen. Und wie er die Zahlen noch einmal im Geiste durchging, begann der Spuk zu verfliegen, überkam ihn ein beglückendes Bewußtsein, daß er richtig gerechnet, und der Erfolg seine Rechnung bestätigt hatte.

In sein nachdenkliches Sinnen klangen die Worte MacClures. „Meinen Glückwunsch, Herr Professor. Sie haben Unerhörtes geleistet. Uns stockte der Atem, als wir Ihre Flotte herankommen sahen. Befreit haben wir aufgeatmet, als die ‚Berenice‘ wieder in ihrem Elemente schwamm. Hallo, Dryden! Wollen Sie nicht wenigstens Dankeschön sagen?“

Während MacClure die letzten Worte sprach, schlug er Dryden kräftig auf die Schulter, und die körperliche Erschütterung des Schlages wirkte lösend auf den Bann, der den Captain gefangenhielt. Die Erstarrung fiel von ihm ab. Leben und Bewegung kehrten in seine Gestalt und in seine Züge zurück. Jetzt ging ihm der Mund von dem über, dessen sein Herz voll war, und Worte heißen Dankes kamen sich überstürzend von seinen Lippen.

Professor Eggerth war kein Freund von großen Worten. Leicht verlegen versuchte er die Lobspriiche abzuwehren, die Dryden und MacClure seiner Lat nachträglich zollten.

„Es war ein Versuch, meine Herren“, sagte er, „der um der Wissenschaft willen unternommen werden mußte. Die Aufgabe, eine größere Last auf mehrere Stratosphärenschiffe zu verteilen, beschäftigt uns bereits seit geraumer Zeit, und hier bot sich eine willkommene Gelegenheit, das Experiment mit einem größeren Objekt zu machen. Daß wir bei dieser Gelegen-

heit Ihr Schiff wieder glücklich zu Wasser bringen konnten, freut mich für Sie, Captain Dryden. Aber auch wir haben viel dabei gelernt. Die Ergebnisse, die wir gewannen, sind uns gerade für die kommenden Arbeiten auf der Insel sehr wertvoll. Wir werden hier Maschinen und andere schwere Bauteile brauchen, deren Gewicht über das Tragvermögen eines Stratosphärenschiffes hinausgeht, und wir werden sie so schnell benötigen, daß wir den langsameren Wasserweg dafür nicht wählen können. Seit heute weiß ich, daß wir unsere Stratosphärenflotte dafür zu Hilfe nehmen können . . . Also Mr. Dryden . . ." schloß Professor Eggerth seine Rede, „sind eigentlich wir Ihnen zu Dank verpflichtet, weil Sie uns Gelegenheit gaben, das Problem zu studieren.“

MacClure konnte seine Heiterkeit nicht verbergen. „Sehr hübsch gesagt, Herr Professor“, meinte er lachend. „Der Retter bedankt sich bei dem Geretteten dafür, daß er ihn retten durfte. Aber es stimmt schon mit dem überein, was mir über die Vertreter der deutschen Wissenschaft zu Ohren gekommen ist. Gestatten Sie mir wenigstens, Sie zu einem Lunch an Bord der ‚Silver Star‘ einzuladen. Ich hoffe, das werden Sie mir nicht abschlagen.“

Bevor der Professor noch mit ja oder nein antworten konnte, mischte sich Dryden ein. „Ein Lunch . . . gewiß, ja! Selbstverständlich aber nicht hier, sondern an Bord der wiedergewonnenen ‚Berenice‘.“

Captain Dryden beharrte auf seiner Einladung und verstand sie durchzusetzen. Gemeinsam fuhren sie zu Drydens Schiff hinüber, und in der Messe der ‚Berenice‘ wurde die Tafelrunde schnell größer.

James Garrison, dessen angeborene Neugier alle Fehlschläge und Rippenstöße des Schicksals immer noch nicht zu verringern vermocht hatten, konnte es sich natürlich nicht versagen, eben-

falls an dieser Mahlzeit teilzunehmen und kam über das Fallreep an Bord der ‚Berenice‘, und bald folgten auch die beiden Doktoren Wille und Schmidt. Zu sechst saß man bei Tisch und zwischen den einzelnen Gerichten konnte in Ruhe alles Erforderliche besprochen werden. Da war zuerst die erfreuliche Tatsache festzustellen, daß MacClure die unfreiwilligen Gäste, denen er an Bord der ‚Silver Star‘ Unterkunft gewährt hatte, wieder los wurde. Mit Saß und Paß zog die Besatzung der ‚Berenice‘ wieder von der ‚Silver Star‘ ab.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge geschah es. Vorbei war es zwar mit der Hoffnung auf einige Wochen süßen Nichtstuns, aber schließlich waren sie doch alle froh, wieder die Planken ihres alten Schiffes unter den Füßen zu haben; die Wissenschaftler, Drydens Zoologischer Garten, nicht weniger als die Seeleute.

Nachdem das erledigt war, kamen die Dispositionen für die nächste Zukunft zur Sprache, und sowohl MacClure wie Dryden wunderten sich über die Dringlichkeit, mit der Professor Eggerth ihnen empfahl, einstweilen die Insel und auch ihre Umgebung zu meiden. Aber beide mußten ihm recht geben, als er ihnen seine Gründe entwickelte. Auf viele Meilen hin mußte ja das Fahrwasser hier neu vermessen werden, bevor eine sichere Schifffahrt möglich sein würde. Bis dahin lief jedes Schiff Gefahr, auf neuentstandene Untiefen zu rennen. Und noch etwas anderes führte der Professor für seine Ansicht ins Treffen. Es sei nicht ausgeschlossen, meinte er, daß auch jetzt noch plötzliche Veränderungen des Seebodens eintreten könnten. Veränderungen, bei denen dann ein Schiff trotz aller Vorsicht und allen Lotens doch plötzlich wieder auf dem Trockenen sitzen könnte. Das wirkte überzeugend und die beiden Kapitäne waren entschlossen, sobald als möglich die Anker zu lichten und weniger bedenkliche Gewässer aufzusuchen.

„Kommen Sie in einem Jahr wieder“, sagte Professor Eggert zu dem Schluß, „dann wird es hier wesentlich anders aussehen. Dann werden Sie nicht nur ein gut vermessenes Fahrwasser finden, sondern, wie ich hoffe, auch brauchbare Hafenanlagen. In einem Jahr werden wir auch nicht mehr mit neuen Bodenbewegungen zu rechnen haben. Und das neue Land, das jetzt noch wüßt und leer daliegt . . . ich hoffe, meine Herren, das werden Sie bei Ihrem nächsten Besuch auch sehr verändert wiederfinden.“ — — —

Alles war besprochen, und das Mahl ging zu Ende. Es wurde Zeit zum Aufbruch. Ein kurzes Abschiednehmen und Händedrücker noch auf dem Deck der ‚Berenice‘, dann gingen sie auseinander. Professor Eggert lud Garrison in sein Boot ein, um ihn zum Flugzeug zu bringen, bevor er selbst zu ‚St 25‘ fuhr.

„Mein lieber Mr. Garrison“, sagte er vertraulich und für die anderen unhörbar zu ihm, als das Boot bei der amerikanischen Maschine anlegte, „nehmen Sie meinen Rat mit. Machen Sie keine leichtsinnigen Experimente in den Staaten. Ich warne Sie, Mr. Garrison“, fuhr er ernster fort, als James Garrison etwas dagegen zu sagen versuchte. „Es ist leicht, die Kräfte der Tiefe zu entfesseln, aber schwer, sie zu beherrschen.“ — — —

„Was hatten Sie mit dem Amerikaner zu besprechen?“ fragte Wille, als das Boot zu ‚St 25‘ hinüber fuhr.

„Ich habe ihn gewarnt, Herr Doktor“, sagte der Professor nachdenklich, „aber ich fürchte, er wird es trotzdem nicht lassen . . . und sich vielleicht die Finger verbrennen.“

„Wer nicht hören will, muß fühlen“, bemerkte Dr. Schmidt trocken, „aber noch eine andere Frage, Herr Professor. Glauben Sie in der Tat, daß wir noch mit stärkeren Veränderungen des Seebodens zu rechnen haben?“

Professor Eggert lachte. „Keine Spur, Herr Doktor. Ich bin überzeugt, daß unser Experiment auf lange Zeit einen

Ausgleich der unterirdischen Kräfte herbeigeführt hat, aber ich hielt es nicht für nötig, das den beiden alten Seebären auf die Nasen zu binden, und wie Sie sehen, haben meine Mitteilungen den gewünschten Erfolg gehabt. Die Herren Dryden und MacClure dampfen schon in voller Fahrt nach Norden ab. Wir können ohne überflüssige Zuschauer an unsere nächsten Arbeiten gehen.“

*

Vieles hatte James Garrison von seinem Flugzeug aus beobachten können, aber doch bei weitem nicht alles. Wohl konnte er sehen, was die deutsche Stratosphärenflotte bei der von ihrer Besatzung verlassenen ‚Berenice‘ unternahm, aber entgangen war ihm all das, was vorher schon auf der Insel geschah, als die Schiffe das erstemal dort auf dem alten Liegeplatz niedergingen. Da waren den geöffneten Luken der mächtigen Flugschiffe Menschen und immer wieder Menschen entflohen. Werkleute der verschiedensten Berufe, mehr als zweitausend im ganzen, und dann begannen Krähne und Winden zu arbeiten und schafften unabsehbares Gut von Bord der Flotte. Maschinen aller Art, Kraftmaschinen, Lichtmaschinen, Baummaschinen, schwere Traktoren, vielscharige Pflüge; weiter dann stählerne Bauteile, allerlei Träger und Gitterwerk. In Stapeln und Haufen lagerte das alles auf der alten Wiesenfläche, eine Last von fast 2000 Tonnen gab die Flotte von Bord, bevor sie derartig geleichtert wieder aufstieg, um das Rettungswerk an Captain Drydens Schiff zu vollbringen.

Denn nicht nur deshalb war sie ja von Deutschland gestartet. Nur nebenher gewissermaßen erfolgte die Bergung der ‚Berenice‘, die Garrison dann beobachten konnte. Der eigentliche Zweck der Expedition war es, Menschen, Maschinen und Werkstoffe nach der vergrößerten Insel zu bringen. Wie ein befruchtender Strom sollte menschliche Arbeit sich über das Land

ergießen, das eben erst der See entstiegen, noch wüst und leer dalag, zielbewußte Arbeit sollte ein Paradies entstehen lassen, wo jetzt noch unfruchtbarer Sand und Schlack lagen.

Vorbereitet waren die Pläne dafür schon seit Wochen. Immer wieder waren in jenen Tagen, die man des Nebels wegen scheinbar tatenlos verbringen mußte, die Funkgespräche zwischen 'St 25' und Deutschland hin- und hergegangen und hatten in hundert deutschen Werken Maschinen laufen, Ofen glühen und Hämmer dröhnen lassen. In Tag- und Nachtschichten war es so gegangen, und als endlich jener Funkpruch kam, der die Stratosphärenschiffe nach der Insel rief, war alles bis auf das letzte Rad und die letzte Schraube zur Verladung bereit.

Nun konnte die Arbeit beginnen, eine Arbeit, deren Übermaß auch Männer, wie Wille und Schmidt und den Professor, zu Anfang bedrückte. Zuerst galt es, die Schäden zu beseitigen, die das Erdbeben an den Baulichkeiten auf dem alten Areal der Insel verursacht hatte. Das Verwaltungsgebäude ließ sich ausbessern, bei dem Maschinenhaus hätte es sich nicht gelohnt. Sprengstoff riß die Ruine, die hier noch übriggeblieben war, vollends in Trümmer und ein neuer Bau wurde an der gleichen Stelle begonnen.

In Mengen von vielen Tausenden von Kubikmetern wurde Beton für die Bauten benötigt, die auf der Insel entstehen sollten. Zehnmal und noch öfter hätte die ganze große Stratosphärenflotte den Flug um den halben Globus machen müssen, wenn man den dafür erforderlichen Zement aus Deutschland holen wollte. Aber schon damals, als man hier die ersten beiden Gebäude errichtete, hatte Dr. Schmidt eine andere Möglichkeit entdeckt; die zum Teil bereits verwitterten Auswurfstoffe an den Hängen des Vulkans am Nordufer boten ein geeignetes Ausgangsmaterial für einen guten Zement. Man brauchte sie nur zu zerkleinern, zu brennen und zu mahlen. Mit Eifer hatte

Professor Eggerth die Anregung des langen Doktors aufgegriffen, und alles für die Verwirklichung der Idee Notwendige befand sich bereits unter der Ladung, welche die Stratosphärenflotte zur Insel brachte.

Schon standen Steinbrecher und Kollergänge arbeitsbereit, vorläufig noch provisorisch unter freiem Himmel aufgebaut. Schon begannen sie den Rohstoff zu verarbeiten, den eine ebenfalls erst behelfsmäßig angelegte Drahtseilbahn von dem Vulkanhang heranbrachte. Schon zischten die Brenner unter den rotierenden Glühöfen, und in ständigem Strom ergoß sich der köstlichste aller Baustoffe, der Zement, zu den Baustellen hin, um dort in den Betonmaschinen mit Sand, Kies und Wasser vereinigt zu Beton zu werden.

Wasser!?! Das war die große, die dringende Frage. Wasser brauchte man für ein Heer von zweitausend Werkleuten, Wasser brauchte man, um den Baustoff zu bereiten, Kühlwasser schließlich auch noch für die vielen Maschinen. Behelfsmäßig stellte man zunächst eine starke Motorpumpe am Rand des neuen Stausees auf und drückte das Wasser durch eine Rohrleitung über die Bodenwelle hinweg in den alten Bachlauf, in dem es nun wieder zu dem Maschinenhaus und dann weiter nach der See hin strömte. Für die ersten Tage und Wochen mußte das genügen, doch schon jetzt wurde ein anderes großes Projekt in Angriff genommen. Es galt, einen Stollen durch jenes natürliche Wehr, hinter dem sich der Stausee gebildet hatte, zu treiben und ein Wasserkraftwerk zu errichten, das gleichzeitig Energie und Wasser liefern sollte.

Nur einen einzigen hölzernen Stiel braucht die Art, dann vermag sie den ganzen Wald zu fällen. Nach diesem alten Erfahrungssatz nahmen die Dinge auch hier ihren Lauf. Als vier arbeitsvolle Wochen sich zum ersten Monat rundeten, da stand an der Stelle des alten ein neues Maschinenhaus und spendete

weithin Licht und Kraft. Da hob sich nicht weit von ihm entfernt eine stattliche Zementfabrik. Da wuchsen auch bereits an neuangelegten Straßen Wohnhäuser für die Werkleute empor. Da sah alles auf dem Gelände am alten Nordufer bereits so verändert aus, daß beispielsweise Mr. Garrison die Gegend kaum wiedererkannt hätte.

Doch das bisher Geschaffte, so groß und so bedeutend es auch war, bildete doch erst einen Teil der Arbeiten, die hier nach einem großen Plan vonstatten gingen. Schon zog sich auch nach Süden hin längs durch das alte Inselareal eine breite Fahrstraße. Mit Feuer und Eisen hatte man sie durch den Tropenwald gebahnt, planiert, gewalzt, betoniert und in einer erstaunlich kurzen Zeit fertiggestellt.

Draußen aber auf dem Neuland waren Tag und Nacht die schweren Traktoren und Motorpflüge am Werk. Tief rissen die stählernen Pflugscharen den alten Seeboden auf, legten ihn in Schollen um, mischten Schluff, Sand und Korallenkalk dabei durcheinander und legten das Ganze so hin, daß die Tropensonne es so recht durchwärmen und durchglühen konnte.

Ein Quadratkilometer nach dem anderen, eine Quadratmeile nach der anderen kam so unter den Pflug. Geduldet und bald auch geeeggt lag der Boden da, bereit Saat aufzunehmen und Frucht zu bringen. Man müsse ihn erst noch eine Weile so liegen, ihn richtig gar werden lassen, riet Dr. Schmidt, aber Professor Eggerth war dagegen und gewann auch Dr. Wille für seine Ansicht.

„Untererschätzen Sie nicht die ungeheure Fruchtbarkeit der Natur in diesen Breiten hier“, meinte der Professor, „wenn wir den Acker hier auch nur einen Monat unbesät liegen lassen, wird er sich auch ohne unser Zutun begrünen. Millionen und Abermillionen von Keimen, die der Wind von dem alten Insel-land her verträgt, werden in ihm aufgehen, und das werden

wahrscheinlich Kräuter sein, an denen uns wenig liegt. Wir würden die grüne Decke nur noch einmal aufbrechen müssen und hätten nichts dabei gewonnen. Es ist besser, wir bringen das Saatgut sofort in den Boden.“

Nach seinem Rat geschah es. Auf den Pflug und die Egge folgte jetzt die Drillmaschine. Schiffe der Stratosphärenflotte verließen die Insel und kehrten wenige Tage später mit Saatkorn aller Art zurück. Viele tausend Tonnen waren ja nötig, um die riesigen neugewonnenen Flächen zu besäen, und schnell zeigte es sich, wie richtig der Rat des Professors gewesen war. Schon wenige Tage nach der Ausaat sproßten die ersten grünen Spitzen aus den Ackerrillen empor, um sich fast über Nacht zu kräftigen Halmen zu entwickeln. Gerade noch rechtzeitig ging die Saat auf, um das wilde Kraut, das sich auch schon zu regen begann, niederzuhalten und zu erdrücken. — — —

Noch einmal saß Professor Eggerth mit seinen alten Freunden Wille und Schmidt an dem runden Tisch im Verwaltungsgebäude, der mit Zeichnungen und Altentstücken bedeckt war. Dr. Wille faltete einen Karton zusammen, der die neue Hauptstadt der Kolonie zeigte.

„Es wird Jahre dauern, Herr Professor, bis das alles in Stahl und Beton fertig ist“, sagte er nachdenklich, während er den Plan beiseitelegte.

„Sie haben ja Zeit, mein lieber Herr Doktor“, meinte der Professor. „Sie werden auf dieser Insel der Phäaken glückliche schaffensfrohe Jahre erleben. Sie werden Ihr Volk hier wachsen und gedeihen sehen und . . .“ Professor Eggerth lächelte, während er es sagte, „Sie werden ihm ein gütiger und gerechter Herrscher sein.“

Dr. Wille verzog den Mund. „Das Volk wächst mir etwas zu heftig, Herr Professor. Jede Woche haben Ihre Schiffe uns neue Leute, Siedler . . . zweite und dritte Söhne von deutschen

Erbhofbauern hierhergebracht. Da ist es nicht leicht, den Ansprüchen gerechtzuwerden, hundert verschiedene Wünsche zu erfüllen . . . den einzelnen mit Rat und Tat zu unterstützen. Meine Leute haben die letzte Zeit bis zum Umfallen gearbeitet."

"Das wird schnell anders werden", tröstete ihn Professor Eggerth. "Für morgen sind zwei Schiffe fällig, welche die beantragten Hilfskräfte für Ihren Verwaltungsapparat an Bord haben. Dann werden Sie entlastet sein."

"Für wie lange?" fragte Dr. Wille.

"Bis zum nächstenmal", lachte Professor Eggerth. "Darüber müssen Sie sich klar werden, mein lieber Wille, daß die Zuwanderung sobald nicht abreißen wird. Wir verfügen hier über etwa fünf Millionen Hektar fruchtbaran Landes, die besiedelt sein wollen. Zur Ruhe werden Sie so leicht nicht kommen. Trösten Sie sich mit dem Gedanken, mein lieber Doktor, daß Arbeit jung und frisch erhält."

"Das sagen Sie, Herr Professor, und ich muß es Ihnen wohl glauben. Es ist nur schade, daß Sie uns verlassen wollen. Warum beteiligen Sie sich nicht weiter an unserer Arbeit, wenn Sie das für so beförmlich halten?"

"Mein lieber Herr Doktor . . ." Professor Eggerth lehnte sich in seinen Stuhl zurück und schöpfte tief Atem. "Wenn Sie wüßten, welche Berge von Arbeit mich in meinen Werken in Deutschland erwarten, dann würden Sie anders sprechen. Fast vier Monate lang habe ich dort alles laufen lassen müssen, wie es eben lief . . . habe mich ganz dem Unternehmen hier widmen müssen. Es ist höchste Zeit, daß ich zu Haus wieder selber nach dem Rechten sehe. Gewiß, ich habe tüchtige Direktoren und Prokuristen in Bitterfeld, aber . . . trotz alledem . . . Sie verstehen wohl, was ich meine, Herr Doktor . . ."

Wille nickte. "Gewiß, ich begreife . . . der alte Spruch, daß

das Auge des Herrn das Vieh fett macht, besteht immer noch zu Recht. Aber daß Sie mir auch unsern Freund Schmidt entführen wollen, bekümmert mich."

"Nur für acht Tage, Herr Wille, dann sollen Sie ihn wiederhaben; aber einstweilen wird er dringend in Waltershausen verlangt."

"Waltershausen? . . . Ach so! . . . Familienangelegenheiten."

"Richtig, Herr Dr. Wille. Da gilt es nach langer Trennung ein Wiedersehen zu feiern. Sie erinnern sich wohl noch jenes Mr. Smith, der von der Carnegie-Expedition auf der Insel zurückgeblieben war?"

Dr. Wille mußte erst ein Weilchen nachdenken. So viele und so große Erlebnisse hatten ihm die letzten Monate hier gebracht daß die Episode seinem Gedächtnis entfallen war.

"Ich erinnere mich dunkel", begann er zögernd, "dieser Smith entpuppte sich doch als ein Verwandter unseres Schmidt . . ."

"Als ein richtiger Nefte von ihm, Herr Doktor", half Professor Eggerth nach. "Der junge Mann hat eine Versöhnung zustande gebracht. Sein Vater, der Bruder von unserm Doktor hier, ist jetzt auch bei dem alten Herren in Waltershausen zu Besuch, und da darf unser Schmidt hier als der vierte im Bunde nicht fehlen."

"So, also deswegen?" meinte Wille. "Ich kann es Ihnen nachfühlen, Herr Kollege, daß Sie den Wunsch haben, Ihre nächsten Verwandten nach einer so langen Trennung wiederzusehen."

Der lange Schmidt schnitt ein zweifelhaftes Gesicht.

"Na ja!" stieß er hervor. "Ich sehe meine Leute ganz gern wieder, aber, . . ."

" . . . ich mußte ein wenig nachhelfen", meinte Professor Eggerth lachend.

"Nachhelfen?" fuhr der lange Schmidt dazwischen. "Ich will

es Ihnen nicht verschweigen, Herr Doktor, der Professor hat mich einfach in die Presse genommen. Er hat die Anstellung meines Neffen in seinen Werken davon abhängig gemacht, daß ich vorher mit ihm nach Waltershausen komme. Sagen Sie selbst, was blieb mir da weiter übrig?"

Dr. Wille schmunzelte. „Aha, das alte Rezept. Der Zweck heiligt die Mittel. Ich gönne Ihnen ein paar Ferienwochen und das Wiedersehen mit Ihren Verwandten von Herzen, lieber Kollege. Ich weiß ja, daß Sie nicht die Absicht haben, mir dauernd untreu zu werden . . .“

„In spätestens vierzehn Tagen bin ich wieder hier“, fiel ihm der lange Schmidt ins Wort, und dann wurde es Zeit, an den Ausbruch zu denken. „Et 25“ stand zum Rückflug nach Deutschland bereit.

Ein Jahr später

Ein Jahr verfließt schnell, wenn seine Tage vom Morgen bis zum Abend mit Arbeit erfüllt sind, und über einen Mangel an Arbeit konnten sich die Herren Wille und Schmidt nicht beklagen. Sie hatten ein gerüttelt und geschüttelt Maß davon zu bewältigen, während die neue deutsche Kolonie unter ihrer Obhut wuchs und gedieh.

Von Aktenstößen umgeben saß Dr. Schmidt in seinem Arbeitszimmer, als Wille mit einem Papier in der Hand zu ihm kam. Nur zögernd und etwas vor sich hin brummend unterbrach der lange Schmidt seine Tätigkeit, während Wille, das Papier in seiner Rechten schwenkend, ihn ansprach.

„Lassen Sie Ihren Zylinder bügeln und Ihren Gehrock ausbürsten, Herr Kollege.“

Schmidt kniff nach alter Gewohnheit die Lippen zusammen und setzte sein säuerlichstes Gesicht auf.

„Zylinder? . . . Gehrock? . . . Warum? Steht uns etwa hoher Besuch aus Deutschland bevor?“

Wille schüttelte den Kopf und sah im Gegensatz zu Schmidt höchst vergnügt aus. „Das ist es nicht, Doktor. Aber Pate stehen müssen Sie heut nachmittag.“ Er sah das entsetzte Gesicht des langen Schmidt und fuhr fort, während er ihm das Blatt hinhielt. „Hier ist die amtliche Meldung. Der fünfzigtausendste Einwohner der Kolonie soll heut getauft werden, und uns beide hat man als Paten gebeten. Ja, Kollege Schmidt, Würde

bringt Bürde. Da hilft nun nichts. Wir müssen beide hin, und etwas Nettes müssen wir dem Täufling auch schenken. Lassen Sie sich's mal durch den Kopf gehen, was wir dafür wählen; ich werde in einer Stunde wieder zu Ihnen kommen."

Wille ging aus der Tür und ließ einen total aus dem seelischen Gleichgewicht gebrachten Mann zurück. . . . Pate stehen . . . Geschenke machen? . . . Das waren für den langen Schmidt Dinge, mit denen er sich sein Leben lang noch nicht befaßt hatte. Unruhig begann er in seinen Schreibtischkästen zu kramen, als ob er in ihnen Rat und Hilfe finden könnte. Ein altes Notizbuch fiel ihm dabei in die Hände, und zerstreut begann er darin zu blättern.

Es waren Aufzeichnungen über die früheren Ereignisse auf der Insel, die er fortlaufend eingetragen hatte. Jetzt stieß er auf die Worte: vorzeitige Sprengung durch einen Amerikaner. Der Krater stürzt zusammen, der Teufel ist los. Wir fliehen in die Stratosphäre . . . Sein Blick fiel auf das Datum, das dabei stand und ging dann zu dem Terminkalender auf seinem Tisch. Er stutzte. Es war ja beidemal dasselbe. Dann war also heut der Jahrestag jenes denkwürdigen Experimentes, dem die neue Kolonie ihr Dasein verdankte. Fast hätte er es über der Arbeit des Alltages vergessen. Wille hatte auch kein Wort davon gesagt. Wahrscheinlich ging's dem wohl ebenso. Er sprang auf und eilte in Willes Zimmer. Ehe er jedoch seine Mitteilung anbringen konnte, kam ihm Wille schon zuvor. „Ein Funkpruch, Herr Kollege. Sie werden kaum erraten, von wem er kommt . . .“

„Keine Ahnung, Herr Doktor Wille.“

„Von ‚St 25‘ kommt er. Professor Eggerth gratuliert uns zum ersten Jahrestag der Kolonie und bittet, den Sekt kühl zu stellen. In einer Stunde wird sein Schiff hier landen. Ohne den Professor hätten wir den Tag weiß Gott übersehen.“

„Doch nicht, Herr Dr. Wille“, widersprach der lange Schmidt und hielt ihm sein altes Notizbuch hin. „Ich wollte Sie eben daran erinnern.“

„Ja, mein lieber Schmidt“, Wille strich sich durch das Haar, „da wird's heut wohl mit der Arbeit nicht mehr viel werden. ‚St 25‘ begrüßen . . . Laufe mitmachen . . . nachher Geburtstag feiern . . . nun wir haben das ganze Jahr hindurch keinen Tag gefeiert. Da können wir's uns heut schon einmal erlauben.“ — — —

Als ‚St 25‘ auf seinem alten Liegeplatz niederging, standen Wille und Schmidt zum Empfang bereit.

„Der Sekt steht bereit, Herr Professor“, begrüßte Dr. Wille den Mann, mit dem ihn jahrelange gemeinsame Arbeit verband und dem er soviel zu verdanken hatte. Professor Eggerth schaute sich nach allen Seiten um und griff den Arm Willes.

„Sie müssen mich führen, Herr Doktor“, sagte er dabei scherzend, „hier ist ja so viel anders geworden, daß ich mich allein nicht mehr zurechtfinde. Ihr altes Verwaltungsgebäude . . . meine Hochachtung! Das hat sich ja zu einem richtigen Regierungspalast entwickelt. Wer von uns hätte vor einem Jahr geglaubt, daß das alles so werden würde.“

„Wir glaubten an Sie, Herr Professor, und unsere Hoffnung ist nicht enttäuscht worden“, sagte Wille, während sie langsam auf das Gebäude zu schritten. Dr. Schmidt stand allein vor dem Stratosphärenschiff, aber er blieb nicht lange allein. Georg Verkoff stürmte die Treppe hinab und fiel ihm stürmisch in die Arme.

„Aber Herr Verkoff!“ versuchte der lange Schmidt abzuwehren, doch Verkoff ließ sich nicht hindern und begann herauszusprudeln, was er auf dem Herzen hatte. Grüße aus Deutschland überbrachte er dem Doktor. Grüße von dem alten Forstrat in Waltershausen, bei dem er noch vor achtundvierzig Stunden

zu Besuch gewesen war und Grüße auch von Frederic Smith, der nun schon fast ein Jahr in den Eggerth-Werken tätig war und sich zu einem Konstrukteur entwickelt hatte, dessen Fähigkeiten Professor Eggerth hoch einschätzte. — — —

Weiter liefen die Stunden, und der nächste Punkt, der auf der Tagesordnung stand, die Lauffeierlichkeit, mußte erledigt werden. Da fiel dem Dr. Schmidt ein schwerer Stein vom Herzen, als Professor Eggerth an seiner Statt die Patenstelle übernahm. Mit einer Mischung von Staunen und Entsetzen beobachtete er, wie der Professor den jungen Weltbürger auf seinen Armen hielt, ohne das Kind zu zerbrechen oder fallen zu lassen. Ganz undenkbar schien es ihm, daß er das selber jemals fertiggebracht hätte. — — —

Und dann kam zum Schluß die Jahresfeier, zu der sich um den alten runden Tisch im Verwaltungsgebäude alle zusammenfanden, die damals mit „St 25“ ausgezogen waren. Professor Eggerth und sein Sohn Hein, Wille und Schmidt, und selbstverständlich fehlte auch Georg Verkoff nicht in dem Kreise, der hier mit perlendem Schaumwein auf das weitere glückhafte Gedeihen der jungen Kolonie anstieß. Rede und Gegenrede flogen hin und her und auch derjenigen, die heute nicht dabei waren, wurde gedacht. Der lange Schmidt war es, der zuerst die Rede auf James Garrison brachte.

„Er war der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft“, bemerkte Dr. Wille philosophisch.

„Hoffentlich behalten Sie mit dieser Prophezeiung auch für die Zukunft recht“, meinte Professor Eggerth. „Ich würde es Garrison wünschen, aber ich habe Zweifel.“

„Weshalb denn?“ fragte Wille.

„Weil er sich auf ein gefährliches Experiment eingelassen hat“, sagte der Professor nachdenklich. „Ich erfuhr vor drei Tagen, daß das Carnegie-Institut auf seine Veranlassung berg-

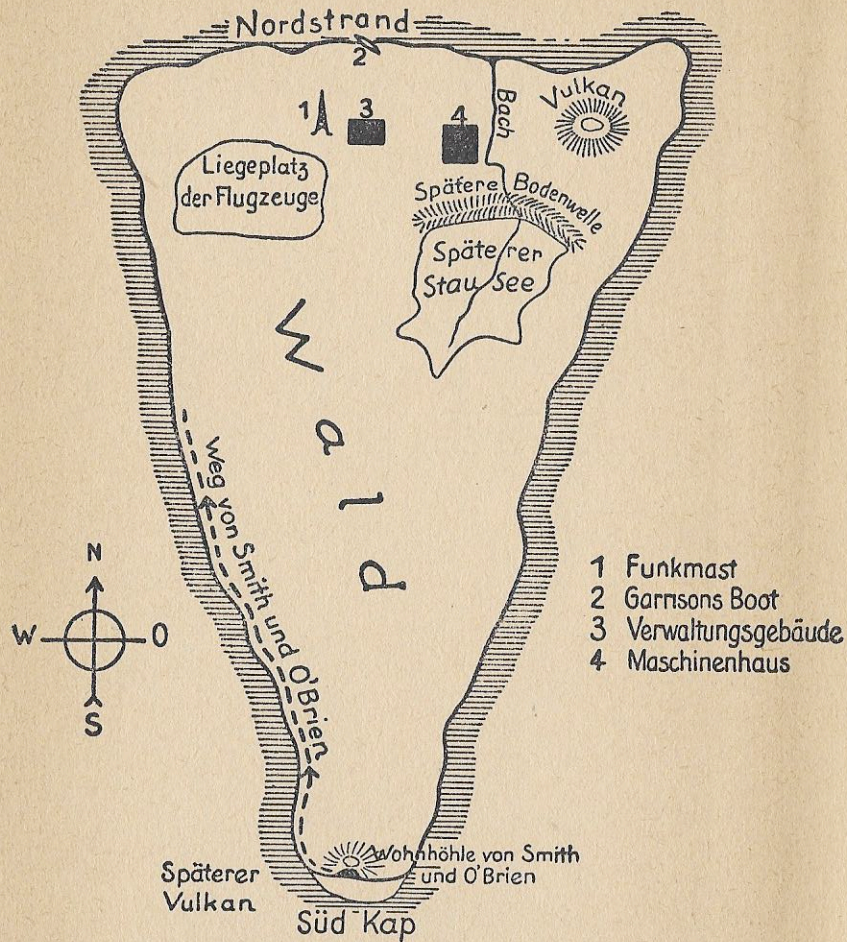
männische Arbeiten an den Vulkanen in der Nicaragua-Zone vornimmt. Die Zeitungen berichten zwar nur von Schürfungen am Viejo und Ometepe. Aber aus anderer Quelle weiß ich, daß große Stollen in diese Berge getrieben werden, und daß unser Freund Garrison sie persönlich überwacht.“

„Viejo und Ometepe?“ Der lange Schmidt kniff nach alter Manier die Lippen zusammen. „Der Yankee kann allerlei erleben, wenn er sich an diesen Vulkanen vergreift.“

Professor Eggerth zuckte die Achseln. „Wir können ihn nicht daran hindern, mein lieber Schmidt. Aber vielleicht bekommen wir schon in den nächsten Wochen etwas von ihm zu hören. Hoffen wir, daß es nichts allzu Schlimmes ist.“

„Ah, bah, Vater“, mischte sich Hein Eggerth ein, „Unkraut verdirbt nicht. Den Isthmus wird er vielleicht ruinieren, aber der Yankee kommt sicher heil davon.“

„Darauf wollen wir trinken“, sagte Professor Eggerth und hob sein Glas.



Plan der alten Insel.

- 1 Funkmast
- 2 Garnsons Boot
- 3 Verwaltungsgebäude
- 4 Maschinenhaus

Inhalt

1. ‚St 25‘ auf großer Fahrt 5
Ein Abschied und ein Auftrag. Zwischenfall oder Unfall? Die Landung auf der ‚Robinson-Insel‘. Überraschende Entdeckungen. Die Wunder der Solfatare von Pozzuoli.
2. Ein Experiment wird vorbereitet 38
Ein sonderbares Mineral. Professor Eggerth beschließt, einen Großversuch damit zu machen. Man ist nicht allein auf der Insel. Die Versprengten der Carnegie-Expedition stoßen zu den Deutschen. Der lange Schmidt findet einen Neffen aus USA.
3. Die Bombe fällt 81
Captain Dryden tritt in die Erscheinung. Hundert Tonnen Eis stürzen ab. ‚St 25‘ sieht den Absturz von der Stratosphäre aus. Captain Dryden erlebt ihn von unten und gerät in den Nebel. Der Captain funkt Marm nach USA.
4. Politische Folgen eines Experimentes 107
Auch ‚St 25‘ funkt, aber verschlüsselt und nach Berlin. Minister Schröter wundert sich, aber er handelt. Der Nebel fällt, auf der Insel geht die deutsche Flagge hoch. Die Welt freut sich über Deutschlands Neifall, die Deutschen arbeiten.
5. Neugierige Leute aus USA. 138
Captain Dryden erscheint zum zweitenmal. Der Captain stiehlt mit den Augen, seine Leute mit den Händen. Der Captain funkt mit Mr. Garrison. Der lange Schmidt betätigt sich als Marktscheider und liest dazwischen Familienbriefe.
6. Ein Wiedersehen 167
Dr. Schmidt stößt auf seinen alten ‚Freund‘ Garrison. Der lange Schmidt wird amtlich. Georg Verhoff kommt in die Klemme. ‚St 25‘ greift ein. Mr. Garrison am Nordstrand. Die Arbeiten der Deutschen geben ihm Rätsel auf. Ein Grauen überkommt ihn. Gluchratig verläßt er die Insel.

7. Entfesselte Gewalten 204

Letzte Vorbereitungen vor der großen Sprengung. Ein Berg stürzt ein, ein anderer bricht auf . . . und es wälzet und siedet und brauset und zischt . . . wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt . . . bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch.

8. Im Nebel verloren 229

Die ‚Berenice‘ Captain Drydens gestrandet. Garrison und seine Leute im Nebel. Ultrator muß helfen. ‚St 25‘ bringt Rettung. Garrison und seine Gefährten an Bord des deutschen Stratosphärenschiffes.

9. Die ‚Berenice‘ macht eine Luftfahrt 285

Captain Drydens Schiff gilt als verloren. Die Besatzung der ‚Berenice‘ an Bord der ‚Silver Star‘. Eine deutsche Flotte von fünfzig Stratosphärenschiffen taucht auf. James Garrison in seinem Flugzeug beginnt an Wunder zu glauben. An schweren Trossen hebt die Luftflotte Drydens Viertausend-Tonner in die Höhe und bringt ihn sicher zu Wasser.

10. Ein Jahr später 329

Auf neuem Land, aus Feuer und Wasser geboren, hat deutsche Arbeit gewirkt. Der lange Schmidt soll zur Kindtaufe. Für ‚St 25‘ muß Selt kalt gestellt werden. Professor Eggerth kommt, um den ersten Jahrestag der Kolonie mitzufeiern. James Garrison treibt Unfug am amerikanischen Isthmus.